

Otto von Bismarck



Ein Lebensbild

VON

Erich Marcks



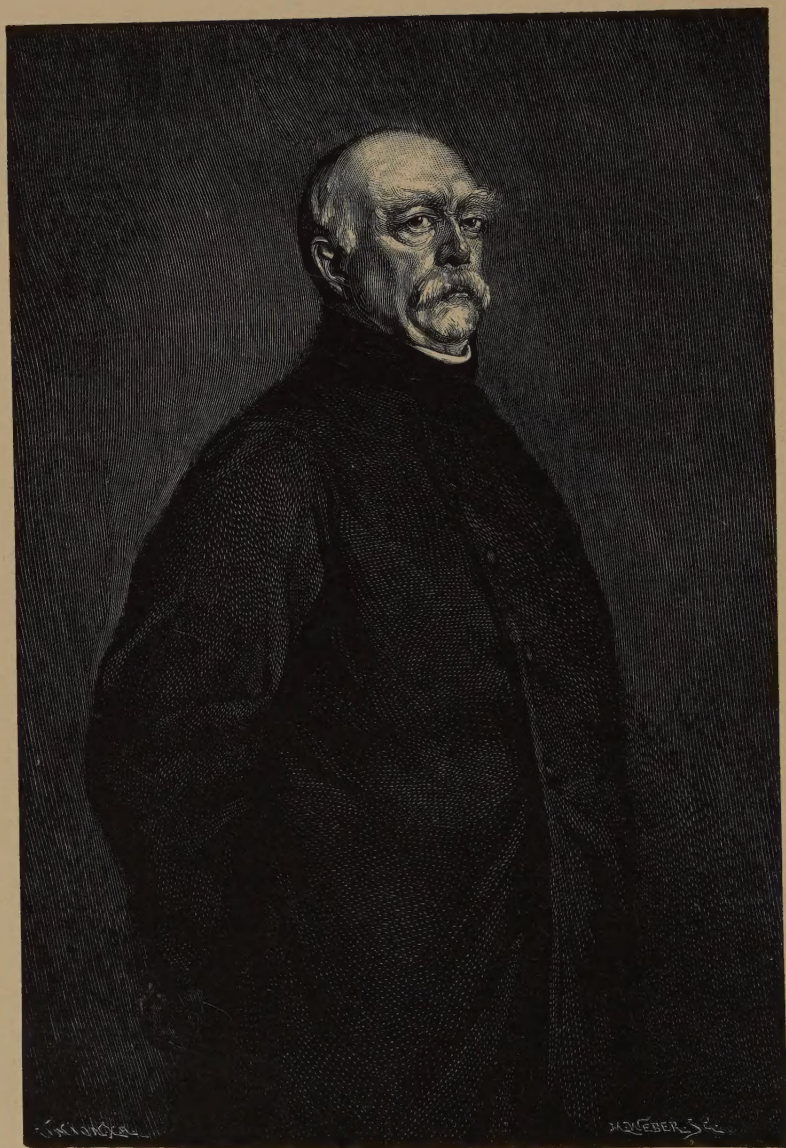


EX LIBRIS
ALBERT KOHN

Otto von Bismarck

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Copyright, 1915, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart



F. v. Genbach pin.

Photographie im Verlag der Photogr. Union in München

W. H. M. M. M.

Otto von Bismarck

Ein Lebensbild

von

Erich Marks

Mit einem Bildnis

2.—5. Auflage



Stuttgart und Berlin 1915

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Meinen Söhnen

Vorwort

Deutschland will heute von Bismarck hören: heute, inmitten seines ungeheuren Daseinskampfes und zu Bismarcks Feiertage, mehr denn je; und wer ihm von Bismarck zu reden hat, der soll es tun. Dieses Gefühl hat mich, nach häufiger Abweisung, noch spät in diesem Kriegswinter, unter dem inneren Zwange des Krieges, dazu vermocht, den Entschluß zu diesem Buche zu fassen; seit Ende Dezember habe ich es niedergeschrieben, aus eigenstem Bedürfnisse. Seine Tiefen mögen wohl von den Gefinnungen und Fragen dieser harten und großen Tage durchströmt sein. Aber was ich gewollt habe, das ist die Darstellung Bismarcks und seiner Geschichte selbst, des Gegenstandes wegen, nach dessen eigenen, historischen Geboten, in Wärme zugleich und in Sachlichkeit, ganz aufrichtig und so gerecht als ich vermöchte. Ich habe keinen Versuch über Bismarck schreiben wollen, sondern einen Bericht von ihm, in kurzer und übersichtlicher Form, in scharfer, begründender und urteilender Zusammenpressung des Tatsächlichen; einen Bericht von seinem Werden und Sein und Handeln, von seinen Wandlungen und seiner Wirkung, von der Einwirkung der Zeit auf ihn und seiner Rückwirkung auf sie: ein Bild also seines Lebens und seines Werkes, wie ich es ehemals entworfen habe für Kaiser Wilhelm I. Ich habe die Tatsachen ausgewählt nach meiner Schätzung ihrer Wichtigkeit; ich habe geschrieben ohne den Anspruch, neu zu sein, wenngleich auf Grund einer langen Beschäftigung mit den Dingen; ich habe schnell geschrieben, fast ohne Bücher, nur an die Aufzeichnungen zu meinen Vorträgen angelehnt; ohne Scheu vor der Gefahr einer Wieder-

holung aus meinen früheren Schriften oder einer Selbstberichtigung in künftigen; so, wie es mir in diesen Wochen aus belasteter und erhobener Seele floß. Und diesen Zeiten möchte ich das Buch darbringen, nicht als ein Programm, denn ich handle von der Geschichte, aber als ein Buch, das von großen deutschen Erlebnissen und Taten und von einem großen deutschen Menschen zu künden hat, von einem Heldentume, dessen Anblick Kraft und Trost und Mut und Hoffnung und Glaube ist: Glaube an das Volk und das Reich, das er aufgerichtet hat und das er verkörpert, und über allen Tod hinaus Glaube an das Leben und an die Zukunft.

M ü n c h e n, den 10. Februar 1915.

Erich Marcks

Inhalt

	Seite
I. Buch. Jugend und Aufstieg (1815—1862) . . .	1—57
1. Abschnitt. Die Jugend (1815—1847)	3—15
Herkunft 3. Kindheit 5. Universität und Staatsdienst 5.	
Übergang zur Landwirtschaft 7. Pommern 8. Innere	
Kämpfe 10. Verlobung und Befehdung 13. Schönhäufen,	
die Politik 14.	
2. Abschnitt. Revolution und Landtag (1848—1851). . .	16—28
Die 48er Revolution 16. Bismarck 1848 20. Bismarck	
und die Union 22. Der Preuße und der Parteimann 24.	
Olmütz 27.	
3. Abschnitt. Frankfurt am Main (1851—1859) . . .	29—42
Reaktion und Bundestag 29. Bismarck am Bundestag 31.	
Neue Stellung: zum Innern 32, zu Österreich 33, zu Deutsch-	
land 34, zu Europa 35, zum Krimkriege 36, zu Frankreich 37.	
Die Persönlichkeit des Frankfurter Bismarck 39, seine Staats-	
mannschaft 41.	
4. Abschnitt. Petersburg und Paris (1859—1862) . .	43—57
Petersburg 43. Der Krieg von 1859 44. Neue Bewegung	
in Deutschland 46. Preußen und die Nation 48. Die neue	
Ara und der Heeresstreit 50. Bismarck und die beiden	
Probleme 52. Paris und die Berufung 53. Abschluß 57.	
II. Buch. Die Reichsgründung (1862—1878) . .	59—155
5. Abschnitt. Preußen und Deutschland (1862—1866)	61—94
Bismarck und sein König 61. Der Konflikt 62. Urteil 65. —	
Die äußere Politik 66. Bismarcks Ziele und Verfahren	
67. — Schleswig-Holstein 71. Bismarcks Weg 74, und Öster-	
reich 77, und die Mittelstaaten 79. Sein Ziel 79. Ereig-	
nisse 80. Ergebnisse 82. — 1864/66 84. Der Ausbruch	
des deutschen Krieges 86. Königgrätz 87. Der Einspruch	
Napoleons 88. Nikolsburg 90. Bruch mit Frankreich 92.	

	Seite
6. Abschnitt. Der Norddeutsche Bund (1866—1870)	95—112
Bismarcks Wendung zur Nation 95. Die Bismarcksche Bundesverfassung 98. Mitwirkung des Reichstags 101. Der Kanzler 103. Seine Kreise: Preußen 103, Norddeutschland 104. Bismarck und der Nationalliberalismus 104. Der Redner 106. Zwistigkeiten und Leiden 107. Erfolg 109. — Die deutsche Frage 109.	
7. Abschnitt. Der französische Krieg und die Errichtung des Reichs (1870—1871)	113—138
Frankreich und die Kriegsgefahr 113. Luxemburg 115. Napoleons Bühlarbeit 116. Die spanische Kandidatur 117. Die Julikrise 119. Ems und Berlin 122. — Der Krieg 125. Versailles 126. Die Beschließung von Paris 127. Die deutsche Frage 129. Bismarck in Versailles 130. Die Reichsverhandlungen 131. Das Kaisertum 133. Friedensverhandlungen und Reichsland 134. Europa 135. Der Abschluß 136. Das Reich 137.	
8. Abschnitt. Der Ausbau des Reichs in den liberalen Jahren (1871—1878)	139—155
Äußere und innere Festigung 139. Die Nationalliberalen 141. Reiche Ernte 142. Preußen 143. Der Kirchenstreit 143. Seine Ursachen 144. Bismarcks Gründe 145. Der Kampf 147. Bismarcks Anteil 148. Abbruch 150. Innere Reibungen und Ärgernisse 151. Eindruck der Größe 154. Zu Neuem 155.	
III. Buch. Die Spätzeit (1878—1898)	
9. Abschnitt. Wendung im Innern und Äußern (1878—1881)	159—183
Die Epoche des Bürgertums 159. Gegenkräfte von links und rechts 160. Bismarck, die Reichsfinanzen und der Schutz Zoll 162. Und die Sozialpolitik 164. Und die Parteipolitik 165. Das neue System 167. Bessern 168. Umschwung 169. — Auswärtige Politik 1872/75 172. Balkanfragen seit 1876 174. Bismarcks Orientpolitik 175. Berliner Kongreß 178. Der Zweibund 179.	
10. Abschnitt. Die achtziger Jahre (1881—1888)	184—211
Bismarck und die Reichstage von 1881 bis 1888 184. — Die Inhalte der inneren Politik 188: Schutz Zoll 188,	

Sozialpolitik 189, Kampf 189, Reform 190. Die Versicherungen 191. Geschichtliche Stellung 192. Nationales System 194. Parteienpolitik 195. — Auswärtige Politik 197. Österreich, Rußland, England, Frankreich, Italien. Weltstellung von 1881/85 200. Kolonialpolitik 201. Bismarcks Weltpolitik 203. Der Gipfel von 1885 204. Gegensätze 1885/88 205. Balkanwirren 205. Frankreich und Rußland 207. Der Rückversicherungsvertrag 208. Krise und Weltsystem von 1887/88 210.	
11. Abschnitt. Von Wilhelm I. zu Wilhelm II. (1888 bis 1890)	212—232
Eine Epoche der Völlendung und des Ausgleiches. Kaiser, Kanzler, Bürgertum 212. Bismarck und Friedrich der Große 214. Aufdämmern einer neuen Zeit 216. Tod Wilhelms I., Friedrich III. 217. — Wilhelm II., Irrungen 219. Bismarck und der junge Kaiser 220. Sozialistengesetz und Sozialreform 221. Das Problem der Entlassung 223. Bismarcks angeblicher Staatsstreichplan 225. Realpolitik, Ideengegensatz und Machtfrage 228. Die Katastrophe 231.	
12. Abschnitt. Das Ende (1890—1898)	233—256
Einsamkeit in Friedrichsruh 233. Die Politik des neuen Kurzes 235. Opposition aus innerem Zwange 236. Konflikt und Ausgleich 239. Der achtzigste Geburtstag 240. Alterspublizistik 241. Die Gedanken und Erinnerungen 242. Tragik 245. — Das Bild der Persönlichkeit 246. Der Landedelmanu 247. Zartheit, Tiefe, Weltanschauung 248. Das Entscheidende ist die Kraft 250. Selbsteinfügung und Selbstherrlichkeit 251. Bismarck und Goethe 252. Gegensätze und Einheitlichkeit seines Wesens: die Stärke 253. Deutlichkeit 254. Das Ende 254. Gegenwart und Zukunft 255.	

Erstes Buch

Jugend und Aufstieg (1815 – 1862)

Erster Abschnitt

Die Jugend (1815 – 1847)

Otto von Bismarck ist nach Wesen und Wirkung hoch über die Schichten hinausgewachsen, aus denen er herkam. Seiner Herkunft nach aber verkörpert er für das deutsche 19. Jahrhundert den altpreussischen Staat und für den preussischen Staat den altpreussischen Adel. Seit einem halben Jahrtausend gehörten die Bismarck den schloßgeessenen Geschlechtern der Altmark an, seit einem Vierteljahrtausend saßen sie in dem rechtselbischen Schönhäusen, in einer Landschaft von nüchterner Weite. Sie lebten seit dem Großen Kurfürsten die Geschicke des brandenburgisch-preussischen Staates mit, zuerst zurückhaltender, dann zweifelsfreie Diener der Hohenzollern; ihr eigenes Wesen wandelt sich, entsprechend dem Wesen der Herrscher. Auf ein wirtschaftliches Geschlecht folgt unter Friedrich II. ein militärisches von sprühender Lebenskraft und dann das zahmere der späten Aufklärung. Die Schönhäuser stellten ihrem Könige Soldaten, keine Staatsmänner, und über ein tüchtiges Mittelmaß ragten sie selten hinaus. Daheim aber arbeiteten und herrschten sie auf ihrer Scholle, in stetiger und selbstbewußter Überlieferung, voll wurzelechter Kraft und gesunden niederächsischen Blutes. In dieses ländliche Haus führte Ferdinand von Bismarck 1806 eine Städterin hinein: Wilhelmine Mendon, die Enkelin Leipziger und Helmstädter Professoren, die Tochter eines hohen Beamten aus Friedrichs des Großen diplomatischem und seiner Nachfolger persönlich-politischem Dienste, des aufgeklärten, reformfreudigen und wohlmeinenden Geheimrats Anastasius Ludwig. Auch in

ihren Atern floß ländliches und städtisches Blut zusammen; sie selber aber war, wie ihr kränklicher Vater, der mit fünfzig Jahren starb, ganz städtisch, geistig, zart und nervös. Sie brachte der robusten Frische des Gatten und seines Geschlechts etwas Neues und Andersartiges hinzu; sie ist die Beamtentochter und die Städterin geblieben, ehrgeizig, liberal, ruhelos und bewußt, während er der Landedelmann war und blieb, wenig begabt, gutherzig, witzig und derb, aller Neuerung abgeneigt. Zwei Ströme besonderer geistiger Erbschaft flossen ineinander und prallten aufeinander; der Mischung des Verschiedenartigen ist auch hier der Genius entsprungen, aber in ihm selber setzten die Gegensätze der Eltern und ihrer Häuser sich fort. Er hat die Landfreundschaft und den elementaren Selbständigkeitstrieb des Edelmanns mit dem rastlosen Drange, der Schärfe und Feinheit der bürgerlichen Mutter vereint, die lange aufgesammelte Kraft der Bismarck mit der zernagenden Nervosität der Mendels: die beiden Hälften seines Wesens haben sich allezeit schmerzhaft gestoßen und wertvoll befruchtet. Sein Boden aber blieb immer das Land, er fühlte sich als Bismarck und war es; nur daß die Schwere dieses ererbten ländlichen Blutes durch den Zustrom des städtischen aufgetaut und angetrieben worden ist. Er selber blieb elementar und stark und lebenslang Edelmann. Aber die leitenden Kräfte des alten Preußens trug er alle beide in sich, wie er sie von Kindheit an um sich sah: die monarchisch-aristokratische dieses Junkertums, das seinem Könige, treu und eng verbunden, mit dem Blute diente und doch seinen angestammten Raum in der Heimatlandschaft selber behaupten wollte; die monarchisch-bürokratische dieses gebildeten Beamtentums, das über Landschaft und Stand die moderne Staatseinheit und die Forderungen des modernen Geistes zu erhöhen strebte, ausgleichend und einend. Unter der Krone standen sie beide; seit Stein und Hardenberg hatte die hohe Bürokratie sich eine Art von gesetzlicher Selbständigkeit zugleich neben dem Könige errungen; der Landadel, durch sie und durch die städtisch-geistigen

Gewalten des neuen Jahrhunderts, durch die Ideen der Freiheit und der Persönlichkeit und der Staatseinheit ein Stück zurückgebrängt, bildete auch nach 1810 und nach 1815 immer noch die stärkste soziale Gewalt des preussischen Staates und rang danach, sich gegen den neuen Geist inmitten seines alten ländlichen Herrschaftskreises in ständischer Unabhängigkeit zur Geltung zu bringen. Die liberalen Gedanken vertrat auch nach 1815 als politische Gewalt vornehmlich das Beamtentum; ein starkes Bürgertum wuchs erst langsam heran, noch war es mehr geistig als politisch lebendig, aber in seinem Geiste keimte auch in den Jahren der Restauration die Kritik.

Otto von Bismarck ist — zu Schönhausen am 1. April 1815 — geboren worden, als eben Napoleon I. seinen letzten Kampf kämpfte, dicht vor dem Einbruche der Restauration, zwei Monate vor dem Erlasse der Deutschen Bundesakte. Er hat seine Kindheit auf dem pommerischen Gute der Eltern und dann zur größeren Hälfte an den Schulen der Hauptstadt Berlin verbracht, durch den Ehrgeiz der kühlen und reizbaren Mutter früh aus dem Lande in die Stadt versetzt, in dieser von den geistigen Einwirkungen der neuen Zeit berührt: vor allem aber doch ein gesundes frisches Kind, knabenhaft, natürlich, kein Freund der Stadt und auch kein rechter Sohn der großen geistigen Zeit seiner Jugend. Er lernte, was das Gymnasium ihm bot, am reichsten und am liebsten in der Geschichte; auch die Kritik, religiöse wie politische, drang wohl auf ihn ein; als er 1832 zur Universität Göttingen aufbrach, trug er ein gutes Stück der Zeitbildung mit sich, aber den Stempel der literarischen Epoche, die soeben noch in Dichtung und Philosophie, im allgemein und ideell gerichteten Denken den höchsten unserer Gipfel erreicht und kaum erst überschritten hatte, trug seine Seele nicht. Er hat im Todesjahre Goethes auf der Universität Dahlmanns und der Brüder Grimm nicht aus den Quellen des deutschen Geistes getrunken, weder den philosophischen noch den ästhetischen noch auch den politischen, wie es beinahe alle lebendigen Führer

seines kommenden Geschlechts getan haben: er kam als junger Edelmann und hat in seinem Korps gelebt, genießend und übermütig, fechtend und sich durchsetzend, dem Augenblicke, den Menschen und ihrer Leitung unendlich eifriger zugeteilt als den Büchern — voll tollen selbstbewußten Lebensdranges, durch dessen Brausen und Schlagen nur still und leise ein tieferer innerer Ernst, noch beinahe ganz verborgen, hindurchscheint. Er hat in Berlin zu Ende studiert, mit Freunden geistiger Art, mit Baltten und Amerikanern, aber auch da vornehmlich als junger Kavallerie, dem Leben und seinem Genusse sehr viel vertrauter als der Wissenschaft. Er hat im staatlichen Dienste, in Gericht und Verwaltung, in Berlin und in Aachen, die ersten Stufen zurückgelegt, den Aufgaben stets gewachsen, zeitweilig voll Fleiß und Ehrgeiz, immer aber wie ein Fremder, der in diese Kreise hineingeschoben worden ist, aber nicht in ihnen eigentlich lebt. Aus seinen Prüfungsarbeiten für Aachen 1836 blüht Kenntniß und Gedanke und manchmal die ursprüngliche sprachliche Kraft heraus, die seine Briefe schon damals bildlich und persönlich machte; aber sowohl dem Staate wie der Religion steht er in diesen Aufsätzen mit rationalistischer Kühle gegenüber, ohne innerlichen Anteil: auch dem preußischen Staate, dessen Beamter er war, in dessen Diplomatie sein und seiner Mutter Streben ihn hineinwies. Was ihn in Aachen ganz mit sich riß, war nicht die Hingabe an irgend eine sachliche Institution, sondern der stolze und wilde Strom des Weltlebens, der die Bäderstadt durchflutete. In ihn warf er sich hinein, als junger Herr, lässig, mit einem Zuge von Skepsis und Verachtung, und doch mit heißem Lebenshunger, als Kavallerie, als Jäger, als Spieler, mit brausender Leidenschaft, alle Kräfte seines starken jungen Körpers, seiner drängenden Seele, seines suchenden Herzens versprühend, achtlos, souverän, mit oftmals zynischen Worten, durch die dann doch in den Briefen an seinen Bruder ein tieferer Klang innerlichsten Ernstes, der Selbstzufriedenheit, der ungelösten Sehnsucht hindurchtönt. Er lebte wild und suchte doch nach reinerer Liebe;

er kam 1836 bis dicht an die Verlobung mit einer jungen Engländerin heran, von der er sich dann in schmerzhaftem Seelenkampfe löste; er hat im Jahre darauf die Verlobung mit einer zweiten wirklich vollzogen. Mit kurzem Urlaub, den er selbstherrlich weit und weiter dehnte, reiste er ihr und den Ihrigen nach, nach Wiesbaden, bis in die Schweiz. Auch diese Leidenschaft ist schließlich jäh zerbrochen, und der Zweiundzwanzigjährige kehrte mit wundem Herzen, enttäuscht, mit bösen Erinnerungen und mit drängenden Schulden belastet, in die Heimat zurück. Diese Aachener Monate waren der Gipfel seines äußerlichen Sturmes und Dranges: sie haben ihn tiefer durchschüttelt, als sein lächelnder Stolz die Welt merken ließ. Starke sachliche Anregungen aber brachte er aus dem deutschen Nordwesten kaum mit heim. Noch einmal wandte er sich der Regierung zu, in Potsdam, und Ostern 1838 wurde er dort zugleich Einjähriger: an beidem hatte er wenig Freude. Der Sommer reifte vielmehr einen neuen Entschluß: durch Kämpfe und Erfahrungen hindurchgegangen, entschied er sich, dem Staatsdienste zu entsagen, der ihm lebenslang ein unpersönliches Dienen im Räderwerke der Bürokratie auferlege, die er in tiefster Seele immer als unfruchtbares Schreibertum mißbilligt hatte, und sich den Quellen seines Wesens zuzuwenden, dem Lande, dem Gutshofe mit seiner unabhängigen Arbeit und seiner unabhängigen Entfaltung der eigenen Kraft. Der berühmte Brief, in dem er diese Wendung begründet hat, läßt wohl den Ehrgeiz eines für staatliches Wirken Geborenen durchscheinen; staatliche Kämpfe könnten ihn locken, die mechanische Laufbahn Preußens lockt ihn nicht. Er redet von Freiheit und Verfassung; aber man spürt, daß es nicht der Liberalismus der Mutter ist, der in ihm gärt — von deren regelrechtem Ehrgeiz wendet er sich vielmehr achselzuckend hinweg. Er trägt den Freiheitsdrang des großen Einzelnen in sich, der seine eigenen Wege gehen will, des Mannes großer eigener Taten, der sich nicht einordnen, sondern nur gebieten kann, und dieser Drang empfand sich damals in ihm als der des

Vandebellmanns nach seiner Scholle, auf der er, der geborene Feind der städtischen Schreiber, einsam herrscht. Uns klingt aus seinen Worten, über den Augenblick weit hinweg, das Bekenntnis der Persönlichkeit zu sich selber, des Genius zu sich selber entgegen, in monumentaler Sprache, selbstherrlich, witzig, kriegerisch auch hier, mit Sätzen von ehernem Klange, in denen der ganze Bismarck lebt. Der Menden in ihm schien erloschen: gerade in diesen Monaten starb zugleich seine Mutter; aber in dem Vandebellmann, der allein er nun bleiben wollte, wirkte doch der ruhelose Trieb, den er von ihr geerbt hatte, weiter: freilich bei ihm als Größe.

Er hat von 1839 bis 1848 auf dem Lande gelebt, sieben Jahre lang in Pommern, seit 1846 in Schönhäusen. Er war Landkind und hat die Schulung zum Landwirt noch einmal in Eile nachgeholt, dann hat er, mit seinem Bruder zusammen, die Güter verwaltet und von den Nachwirkungen der elterlichen Mißverwaltung gerettet. Er wurde Landwirt im vollen Sinne: er lebte mit seinem Boden und dessen Früchten, mit Tier und Mensch, mit Regen und Sonnenschein, und erwarb sich die alles umfassende Kenntnis dieses natürlichen Daseins, des Großen und des Kleinsten, die Beobachtung und die Geduld des Landmanns, er bildete daran seinen eingeborenen Wirklichkeitsjinn aus und durch, er lernte warten, reifen lassen, und er durfte herrschen, auf breitem Felde, mit aristokratischer Selbstentfaltung, die Äste ringsherum hinausstreckend in freien unbeengten Raum. Er wurde Mitglied eines Standes, in Geselligkeit und Standesarbeit und Standesgefühl. Jetzt ward es ganz deutlich, was er unter Freiheit verstand: er stellte sich in herausfordernden Worten, während draußen in Staat und Nation der bürgerliche Liberalismus kampflustig emporstieg, mit blitzenden Waffen vor seinen Stand, das Junkertum. Er warf sich in die Bewegung des adligen Geistes hinein, die damals, von derben Standesantrieben und von romantisch-konservativer Lehre gleichmäßig genährt, dem Verfassungsanspruche des Bürgertums und dem Staats-

begriffe des Beamtentums abwehrend entgegentrat: Junker wollte er ſein und heißen; in der adligen Selbſtverwaltung begann er ſich zu betätigen. Er fing an, in den Staat zurückzuſtreben, dem er 1838 den Rücken gekehrt hatte: aber von Kreis und Provinz und vom Adel her.

Indeſſen der tiefere Inhalt ſeines Lebens war damals von anderer Art. Er lebte als Junker, mit den Offizieren, in deren Kreis er jezt eintrat, jezt erſt ein williges und eifriges Mitglied des Heeres; vor allem mit den Rittergutsbeſitzern ringsum. Er ragte über ſie hinweg, durch Weltkenntnis und Perſönlichkeit, aber er tobte ſich mit ihnen gemeinſam aus — und doch auch das weit über ihren ländlichen Durchſchnitt hinweg. Er wurde der „hinterpommerſche Phönix“, der Tänzer, Ritter, Reiter, Jäger und Trinker, auffallend in allem, willkürlich, zu jedem tollen Streiche, zu jeder wilden Übertreibung geneigt wie einſt ſein Ahn, der unter Friedrich dem Großen ſtritt und fiel; der tolle Bismarck in ſeinem Kneiphofe Kniephof wurde zur Sage des Landes, und in die Geſchichten, die man ſich zuraunte, knallten die Champagnerpfropfen und die Piſtolenſchüſſe hinein. Er ſchäumte noch einmal ſeine Jugendkräfte aus, wie einſt in Nachen. Jedoch dieſes Mal war der Ernſt, der hinter all dieſer ſuberänen Wildheit ſtand, unmittelbarer und weitaus ſtärker als zuvor.

Denn nur in den erſten Jahren, denen des ſichernden Kampfes um die Güter, hat die landwirthſchaftliche Tätigkeit ihn wirklich befriedigt. Seit 1842 ſtrebte er hinaus, machte Reiſen, die ihn an die See und durch Weſteuropa führten, dachte an den Orient, ja ſpielte mit dem Gedanken, in Oſtindien engliſche Kriegsdienſte zu nehmen. 1844 hat er es noch einmal mit der preußiſchen Verwaltung verſucht, mit raſchem und durchſchlagendem Mißerfolge. Weßhalb das alles? Der nächſte Grund, den er angab, war: er langweilte ſich. Den heftigſten Stoß hatte ein neues Herzenserlebnis gegeben, eine Verlobung, die auf Veranlaſſung der Schwiegermutter (1841—1842) zurückging. Das ließ eine lange ſchwärende Wunde in ihm zurück. Aber das Mißbehagen ſaß

tiefer. Es war die Langeweile des unbeschäftigten, seiner Aufgaben und Ziele noch ungewissen Genius: die Gärung ungeheurer innerer Kräfte, die sich noch nicht betätigen können und die Persönlichkeit, in die sie eingeschlossen sind, drängend und brausend zu zersprengen drohen. Das ist die Entwicklungsfrankheit aller der Größten, die Bismarck gleich gestanden haben: ein rastloses und qualvolles Suchen und Fragen, bis einem starken Leben ein starker Inhalt wird. Luther, Cromwell, Napoleon haben das auch durchstritten. Bei Bismarck ging es von dem Bedürfnis eines deutschen Herzens nach häuslicher Liebe aus, aber die Sehnsucht nach dem Berufe, für den er geboren war, war sogleich dabei, und merkwürdig und begreiflich zugleich durchdrang sich beides mit einem langen schweren Ringen um seine Weltanschauung, mit einem bohrenden und doch durch Jahre unerfüllbaren Sehnen nach dem persönlichen Gotte. Den Weg zu seinem Berufe schlug Bismarck alsbald ein: durch die adlige Selbstverwaltung hindurch; freilich blieb er bis 1846 auf deren untersten und mindest befriedigenden Stufen. Den Weg zum Glauben suchten ihm von Anfang an dieselben Freunde zu weisen, die dort, auf dem ständischen Boden, mit ihm zusammengingen. Bismarck galt diesen Pietisten als Atheist, und sie spürten dabei, daß seine Seele nach religiöser Ausfüllung verlange. Er hatte in einem rationalistischen Elternhause früh den Verkehr mit dem persönlichen Gotte abgebrochen; er war als Skeptiker auf die Universität gegangen und war es, über mancherlei philosophische Anregungen hinweg, geblieben. Er war in Aniephofs Einsamkeit tiefer in sich eingekehrt; weder Hegels dogmatisches Weltssystem noch der umwälzende Radikalismus der Junghegelianer hatte ihn zu ergreifen vermocht. Er war nie zum systematischen Denker geworden; er blieb auf einer Zwischenstufe zwischen Deismus und Pantheismus stehen, die einen schaffenden und bestimmenden Gott nicht ausschloß, aber einen Zusammenhang zwischen ihm und dem Einzelmenschen verwarf und diesen sich selber, dem Naturgeschehen, der Vereinzelnung

und Vernichtung überließ: Staub vom Rollen der Räder! Die Vorstellung machte ihn trostlos; aber die christliche Verknüpfung des Menschen mit einem persönlichen Gotte erschien ihm anmaßend und unannehmbar. Dennoch hat er sich nach ihr gesehnt, und seine starke Natur, mit der Fülle ihrer Gemüthsbedürfnisse und der sprengenden Gewalt ihrer Leidenschaften, mit diesen Kräften, die einen greifbaren Halt und eine feste Schranke brauchten, mit dieser tiefen Wärme, die sich ein väterliches Herz ersehnte, in das sie ihre Not und ihre Bekenntnisse und Bitten ergießen konnte, diese Natur, ursprünglich und einfach bei allen Widersprüchen ihrer Inhalte, von weiten und großen Verhältnissen, von elementaren Bedürfnissen, dem allgemeinen Gedanken abgekehrt, triebhaft und gewaltig: sie hat in keiner der Lösungen, die seine Zeit dem Weltenräthsel suchte, Befriedigung gefunden; sie drängte mit unbewußter Macht auf die einzige hin, die ihr eine Ausfüllung zu geben vermochte, auf den persönlichen Gott. Aber es ist Bismarcks Wahrhaftigkeit schwer geworden, sie sich zu erobern. Er traf in seinen Lebenskreisen, im Hause Adolfs von Thadden auf Trieglaff, bei dessen Tochter Marie, bei Mariens Verlobtem, seinem Kindheitsfreunde Moritz von Blandenburg auf Kardemin, auf ein warmes pietistisches Christentum von eifriger und doch weltabgewandter Bekennerchaft, das ihm glückliche und gute Menschen zeigte, die um seine Seele warben. Die Werbung hat er jahrelang abgeschlagen, zu unterwerfen vermochte er sich nicht; aber die Sehnsucht verließ ihn nicht. Aus Trieglaff und Kardemin kam ihm die Spätromantik der Zeit entgegen, die politische Romantik des aristokratischen Ständetums, der er sich praktisch zukehrte, die dichterisch-musikalische Romantik, die Romantik zarten persönlichen Empfindens in duftigen Farben und duftigen Träumen, in leisen, halb unsaßbaren Beziehungen von Herz zu Herz. Die lieblich-reiche Gestalt Marie von Blandenburgs ging auch durch sein seelisches Leben mit innerlichster Einwirkung hindurch, abgestoßen und angezogen von dem Unglauben und von der

Traurigkeit des Weltkinds Bismarck, immer um ihn bemüht und von ihm gesucht, ein ganz leichter, ganz reiner Hauch unbewußt bleibender Liebe in einer ernsthaften, aufrichtig prüfenden und erziehenden Freundschaft. Ihre Freundinnen leben diesen Kampf um Bismarcks Seele mit, allmählich am nächsten und stärksten die eigenartigste von ihnen, die Pietistentochter Johanna von Puttkamer, die still in sich gefehrte, innerlich sprühend bewegte, deren unendliche weibliche Lebendigkeit und unablenkbare Echtheit fähig und bestimmt war, den Gewaltigen lebenslang zu fesseln und zu beglücken, seine starke elementare Männlichkeit durch ihre empfängliche Frische und Güte und ihr gleichfalls elementares, frauenhaftes Gefühl zu ergänzen und immer neu zu beschäftigen, seinem Kämpferzorn eine Heimat des Herzens und des Friedens aufzubauen, über die sie niemals hinausbliden gewollt hat in die Welt und über die sie die Welt niemals störend hineinfluten ließ. Mit seinen weichen Fäden ist damals sein Leben von diesem Leben der Freunde und Freundinnen umspinnen worden: er ging ihre Pfade in Dichtung und Empfinden mit und behielt die seinen daneben für sich, sein Dichter blieb, hoch über der Traumwelt ihres Jean Paul, der Heros der Zerrissenheit, der aristokratische Genius Lord Byron's. Und dann, nach mancherlei Vorbereitung, auf der Harzreise von 1846 die erste innere Berührung mit Johanna; von da ab ein neues Strömen seiner religiösen Sehnsucht; er beginnt um sie zu werben und findet schrittweise den Eingang zu ihrer christlichen Welt. Aber erst die Seelenangst um Marie Blandenburgs bedrohtes Leben zerreißt mit einem gewaltigen letzten Stoße den Widerstand seiner starken Natur und entringt — es war im Oktober 1846 — seinen Lippen das erste Gebet. Es hat die Todfranke nicht zu retten vermocht; an ihrem Sterbelager wurde er, bereits zu Johanna Puttkamer hingewandt, zum Christen; und dem Befehrten reichte diese die Hand. All das ist zart und geheimnißvoll; aber die Bedürfnisse seines Herzens hat es in starker Wahrhaftigkeit und starker Folgerichtigkeit beide gestillt:

er fand das Glück des Hauses und die Ruhe des Glaubens zugleich, und opferte dabei keinen Zoll seiner eigenen Wesenheit. Sein Glaube wurde nicht pietistisch: er hat sich in starker innerlicher Arbeit noch jahrelang fortentwickelt, nicht eigentlich durch Zweifel, aber durch mancherlei Fragen hindurch, und hat sich dabei der Art Bismarcks anpassen müssen, er blieb männlich und persönlich, auf das Leben gerichtet und nicht auf die weiche Beschaulichkeit des Pietismus: es war ein starker Tropfen Lutherischen Blutes darin. Er hat dem Bedürfnisse Bismarcks dienen müssen und gedient: er hat ihm die Anlehnung und die Stütze geboten, die er vermißt hatte, er hat ihm für all sein innerstes Leben und für alle schwersten Entschlüsse seiner Kämpferbahn das Ohr des Vaters geöffnet, eine überragende Gewalt, vor der er sich beugen und der er sich ganz erschließen konnte. Er hat ihn nicht nachgiebig gegen Menschen gemacht, aber fest und beruhigt in sich selber; er hat ihm ein Gebiet erschlossen, das ganz ihm gehörte und aus dessen Tiefen die Wurzeln seines Wesens Trost und Stärke gesogen haben, so lange er lebte. Das Ringen zwischen genialer Selbstherrlichkeit und dienender Hingabe, das sein politisches Dasein beherrscht hat, hat auch vor diesem religiösen nicht halt gemacht, und sein Christentum war Bismarckisch wie alles an ihm: daß es aber eine Kraft des Segens für ihn gewesen ist, ohne die sein Lebenskampf ihm selber nicht denkbar war und auch uns nicht verständlich würde, ist gewiß. Das Jahr 1846 hat hier die Grundlage endgültig gelegt, auf der sich Bismarcks Geschichte erhob. Glaube und Haus blieben ihm unzertrennlich: er hatte sie gemeinsam erworben und hätte gefürchtet, mit dem zweiten auch den ersten wieder zu verlieren; gemeinsam haben sie seine Zukunft behütet. Schon der Verlobte hat in den wunderbaren Briefen an die Braut alle Kraft, Echtheit und Reinheit, alle bleibende suchende Bewegung seines Inneren enthüllt, wahrhaftig und zart, voll wechselnder Farbigeit und starker Einheit, in männlicher Pracht und Größe der Sprache, verständnisvoll und führend zugleich: seine Vergangen-

heit mit ihren Irrungen und ihrer erfüllten Sehnsucht und jedes Weiterstreben seines Willens in eine arbeitsreiche, heldenhaft hohe Zukunft kommt da zu Worte, die Persönlichkeit, die sich selber niemals untreu werden kann und der erst jetzt die Pforten des großen Lebens sich öffnen. Denn in seine Brautzeit fällt auch das letzte hinein, das den Abschluß seiner Jugend und den Eintritt in die Wirkenszeiten vollendet: der Beginn seiner politischen Laufbahn.

Er hatte auch sie in Pommern angelegt und hat auch sie 1846 in Schönhäusen entschieden. Er hat an der Elbe als Deichhauptmann zu dienen und zu herrschen begonnen; er trat in dem Kampfe für die Erhaltung und Umbildung der gutherrlichen Gerichtsbarkeit schrittweise deutlicher hervor, erst als Mitkämpfer pommerscher Standesgenossen, dann als Verbündeter der bedeutendsten Gruppe ständischer Politiker, deren Haupt, Ludwig von Gerlach, in seiner neuen Provinzialhauptstadt Magdeburg saß. Er wurde selbst zu einem Führer der adligen Bewegung: er wollte ein Recht, ein Stück alter Selbstständigkeit des Landadels retten, das der moderne Staat diesem entwand; er verfuhr im Sachlichen rückhaltlos ständisch und zugleich in seiner persönlichen Taktik rückhaltlos selbständig: es war sein selbsterrungener Eintritt in das Parteileben. Und es war kein Zufall, der ihn dann noch in letzter Stunde in den ersten preußischen Reichstag, den Vereinigten Landtag von 1847, hineingeholt hat: er wünschte sich dieses Schlachtfeld, und seine Standesgenossen wußten, weshalb sie ihn hineinriefen. Er wurde in diesem Landtage zum lautesten und schärfsten Sprecher des preußischen Junkertumes, der konservativ-christlichen Partei, aber zugleich des elementaren preußischen Staats- und Vaterlandsgedankens; geistreich, verlegend, drastisch, ein Kämpfer von Beruf, allen herrschenden Meinungen fast übermütig entgegen-
gesetzt, dem bürgerlichen Liberalismus der unbegriff einer absterbenden Vergangenheit. Er erschien als der Genoff und fast als der Schüler König Friedrich Wilhelms IV. Er hatte sich,

ſo ſchien es, mit Romantik ganz durchdrungen, eben da Deutſchland der Romantik ganz abſagte; er war, als junger Beamter, ausgegangen von ſich ſelbſt und einem völlig nüchternen Gefühle für ſeine Lebensreiſe und Ausſichten; jezt war er, durch tiefe Erſchütterungen hindurch, ſtändiſch und gläubig geworden. Deutſchland wuchs dem Siege des Wirklichkeitsſinnes entgegen, gerade als ſein künftiger großer Staatsmann ſich dem Dogma der Partei und der Vergangenheit in die Arme zu werfen ſchien. Mit ſeiner Jugend und ſeiner Vorbereitung war er ſoeben fertig geworden. Die Zeit und er prallten aufeinander. Aber im innerſten Grunde war ſchon damals der Mann der Wirklichkeit und ihrer Zukunft er.

Zweiter Abschnitt

Revolution und Landtag (1848 – 1851)

Bismarck und der Deutsche Bund waren Altersgenossen. Das alte Reich hatte sich viele Jahrhunderte hindurch zerlegt; aus den souveränen Staaten, in die es 1806 völlig zerfallen war, bildete der Wiener Kongreß nur einen locker zusammengehaltenen Staatenbund: nur jene notdürftige Deckung nach außen, die das Reich selbst in seiner Schwäche doch immer dargeboten hatte, wurde wieder aufgerichtet. Der Bund war ein großdeutsches Gebilde, Österreich, das ihn wie Italien überragte, faßte noch immer etwas wie ein mitteleuropäisches Machtgebiet unter sich zusammen. Das beginnende Jahrhundert der Nationalität hatte freilich auch für Deutschland bereits den nationalen Staat ersehnt und die Idealisten von 1813 ihn zu erringen geträumt — noch war er selber und alle deutschen Kräfte, die ihn einst tragen sollten, durchaus unreif und ungeklärt: aber der Drang zu ihm blieb lebendig und beherrschte das nächste Halbjahrhundert. Schon hatte der deutsche Geist in seiner großen Dichtung und seiner Tonkunst, in seiner Bildung und seiner Philosophie die Einheit dieser Nation vorgeschaffen. Aber in Wirtschaft und Gesellschaft waren die Mächte der Einheit noch schwach, ein deutsches Bürgertum von nationalem Zusammenhange war erst im Werden. In den Mittel- und Kleinstaaten erhielt dieses Bürgertum allmählich, wenngleich in steten Kämpfen und Einzwangungen, seinen Anteil und seine Betätigung eingeräumt; in ihren Verfassungen, mit ihren umgrenzten Aufgaben und Fähigkeiten und Überzeugungen, lebte der deutsche staatliche

Freiheitstrieb auf lange hinaus allein. So wuchs Deutschland, zwischen 1815 und 1848, langsam, mühselig, unter mancherlei Quälerei und mancherlei Verbildung aus der Epoche seines großen geistigen Daseins in die neue des wirtschaftlich-politischen hinüber, in schwerer, dumpfer Vehrzeit, mit hundert Einseitigkeiten der alten rein geistigen, unstaatlichen Tage noch lange belastet, ohne weite staatliche Lust und hohe staatliche Ziele, ohne die Anschauung der Macht, mit einem begreiflichen Zuge von Bitterkeit und von Doktrinarismus. Und doch drang immer wieder der Gedanke der Einheit in diese engen Räume hinein: Freiheit im Einzelstaat und Einheit des Ganzen, liberale und nationale Idee waren aneinander gefettet und stiegen miteinander auf. Der Träger aber einer nationalen Zukunft wurde immer deutlicher Preußen: Einheit konnte sich nur um Einen Mittelpunkt herum bilden, nicht um die Zweiheit der beiden Großmächte im Deutschen Bunde; diese Zweiheit erlaubte nur den Staatenbund und verbot den nationalen Staat; nur Preußen, als die deutschere der beiden Mächte, konnte sein Kern werden. Preußen selbst aber lehnte nach 1815 die große Aufgabe ab; es hatte nicht den Ehrgeiz und vielleicht auch nicht die Kräfte zu der großen Politik, die allein die Einheit gestalten konnte; es lebte im Zeitalter der Müdigkeit und der Reaktion sein Dasein still für sich und scheute sich, in sich oder in Deutschland den Strom eines stärkeren, weitertragenden Lebens zu entfesseln. Sein Beamtentum konsolidierte den neuen preußischen Großstaat und mußte die Macht in ihm mit dem Adel teilen; nur in der Handelspolitik, durch den Zollverein, durfte es nach Deutschland hinübergreifen und einer einheitlichen Zukunft die Bahnen brechen. Erst Friedrich Wilhelm IV. strebte, von 1840 ab, unmittelbar zur Nation hinüber und wollte seinem Königreich auch die innere Freiheit, die Mitregierung des Volkes verleihen: aber diese Freiheit verstand er ständisch und die Einheit verstand er großdeutsch. Ein echter Sohn des alten geistigen Zeitalters, in seiner Jugend durchtränkt von romantischer Begeisterung,

der sonderbarste Ausdruck eines Geschlechtes, das in allgemeinen Ideen dachte und an der Gestaltung der politischen Wirklichkeit zerbrach, hochsinnig und wunderbar, war er seinen Zeitgenossen im innersten Wesen, nach allen seinen Schwächen, merkwürdig verwandt, und ihren Idealen dennoch überall verständnislos und feindlich entgegengesetzt. Die Freiheit, die er meinte, war nicht die liberale, sie war aristokratisch, und zugleich — darin blieb er instinktiv und bewußt preußischer König — beherrscht von einer festen Monarchie; auch in seinem Ideale deutscher Einigkeit war ein Nebenstrom preußischen Ehrgeizes, aber er glaubte ihn einordnen zu können in ein großdeutsches, von Österreich überragtes und dennoch die Nation befriedigendes System. Derweilen war in Deutschland ein neues, nicht nur geistig, sondern nun auch wirtschaftlich mächtigeres und einheitlicheres Bürgertum herangereift, das Erzeugnis und der Träger der wirtschaftlichen Einigung, wie Zollverein, Eisenbahn, Industrie und Börse sie seit 1830 schneller und schneller heraufführten: die bürgerliche Epoche brach auch hier herein, und das Bürgertum verlangte nach dem Eintritt in die staatliche Macht, nach der liberalen Verfassung, und verlangte nach einer Einheit des Gesamtstaates, die ihm selber entspräche. Es wollte dem Beamtentum die Vorgewalt nehmen; es wollte, in einer Vertretung, die dem Besitz und der Intelligenz und nicht dem Geburtsstande folgte, in die Landtage einziehen und sich neben die Monarchien stellen; es forderte die neue Verfassung für Preußen und für das kommende Reich. Der preußische Parlamentsversuch von 1847 zeigte, daß Preußen durch Krone und Beamtentum einheitlich geworden war und daß es nun frei werden wollte, nach seiner, nicht mehr nach Friedrich Wilhelms Art. Und im März 1848 strömte, hundertfach im Inneren und Äußeren vorbereitet, von Europa aus mit jäher Unwiderstehlichkeit die Revolution über die allzu lange unlebendig und unbefriedigt erhaltenen Niederungen der deutschen Staatenwelt dahin. Eine soziale Revolution: das Bürgertum, und neben

ihm das besitzende Bauerntum, als treibende Kraft; dahinter die proletarischen Massen der städtischen und der ländlichen Arbeiter; gekämpft haben 1848 auch die Massen, geerntet haben die Mittelstände, vor allem der städtische, und im Gegensatz vor allem zum grundbesitzenden Adel. Eine politische Revolution: gegen den Adel und neben und über den Kronen erzwang sich das Bürgertum die liberale Verfassung, erst jetzt als klaren und dauernden Gewinn. Darüber aber stand als beherrschendes Gestirn von Anbeginn ab, untrennbar von jener Freiheit im Einzelstaate, die nationale Einheit. Alle fielen sie dem Stöße im März als Opfer, die Großen wie die Kleinen, die ganze deutsche Staatenwelt vom Rhein bis hinüber nach Wien und Berlin. Auch das alte Preußen stürzte zusammen. Sein König, soeben im Begriffe um Deutschland zu werben, unterwarf sich am 19. März der Berliner Revolution, hauptsächlich doch aus persönlicher Schwäche: die Bewegung, die er zugleich zu benutzen dachte, zu meistern war er nicht der Mann, und die notwendige Umbildung Preußens vollzog sich in der nur durch seine Persönlichkeit bedingten Form einer schmachvollen Niederlage. Die Revolution aber schüttelte seine schwache Führung alsbald verächtlich ab; sie gestaltete auch Preußen innerlich um, ihr Ziel jedoch wurde Deutschland, und im Mai trat die große deutsche Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche zusammen, die Dienerin und Beherrscherin der einheitlichen Nation, mit dem Auftrage und Willen, über die Einzelstaaten, auch den preussischen, hinweg den deutschen Gesamtstaat zu schaffen, gestützt auf moralische Kräfte, die edelsten und die wirrsten zugleich, aber der politischen Macht bis auf weiteres bar. Würden die Einzelstaaten sie ihr darreichen, die allein sie besaßen hatten und nun am Boden lagen? würden sie sich wieder erheben und dennoch der Nation gehorchen? Ein Strom ungeheuren neuen Strebens flutete durch Deutschland, alle Parteien gestalteten sich, alle Gedanken erhoben sich, in reiner Hingabe, in ergreifendem Vertrauen, schöpfungsfrisch und schöpfungstark.

Alles neue deutsche Wesen ist von dieser Frühlingssonne von 1848 befruchtet worden. Aber entsprach die politische Kraft und die politische Fähigkeit der ideellen Größe? Konnten der Geist und das Bürgertum allein, einseitig, ungeschult wie sie waren, inmitten von hundert jugendlichen Ausschreitungen und hundert kleinstädtischen Torheiten im einzelnen, aufrichten, was sie ersehnten, was sie zukunfts voll durchdachten, was sie nach ihrem eigenen Bilde übertrieben?

An dieser deutschen Revolution ist Bismarck zum deutschen Politiker geworden. Reichsgründung und Reichsgründer begneten sich zum ersten Male und stießen sich jäh. Der 18. März riß den jungen Gatten aus dem Frieden seines Hauses zu stürmischer Gegenwehr heraus. Er hat erzählt, wie er nach Berlin eilte, wie er den König zu befreien, das Heer, die Prinzen zu neuen Kämpfen aufzurufen, seine getreuen Bauern gegen die ungetreue Hauptstadt vorzuführen am Werke war, ganz glühend von Zorn und von legitimistischer Hingabe, und wie das alles an Friedrich Wilhelms Unterwerfung scheiterte. „Wer kann das Gebäude halten, dessen Eckstein morsches Holz ist?“ Da brach er selber, in bitterer Enttäuschung, beinahe zusammen; die Flut dieses Frühlings hat auch den stärksten aller Gegner dieser Revolution für eine Weile zurückgetrieben. Er unterwarf sich nicht, er sprach im Landtage dem alten Preußen in Wahrhaftigkeit und Trauer die Grabrede, aber die Gegenwehr gab er für Monate auf. Es war in seinem Kämpferleben der Tiefpunkt überhaupt. Er blieb Zuschauer, gefesselt, waffenlos. Als die Gerlach die bedrohten konservativen Gewalten, mit dem Gutsbesitz an der Spitze, zu einer Partei zusammenzuschließen begannen, ging Bismarck mit, aber nicht als Führer. Erst eine Aussprache mit dem Prinzen von Preußen und dem Könige hat ihn aus dieser Erstarrung herausgezogen; am 23. Juni 1848 legte er zu gemeinsamem Kampfe seine Hand in die Friedrich Wilhelms IV.: es war trotz allem die einzige tatsächliche Gewalt des preussischen und des deutschen Staatslebens, mit der er sich von neuem

verband, die preußische Krone. Vom Juli ab sprengte er wieder in die Schlacht hinein, und nun sofort wieder in das wildeste Getümmel. Nun erst organisierte er die neue agrarisch-christliche Partei, als einer ihrer Ersten: neben die Parteien von links stellte das große Jahr auch die Gegenkräfte und gab ihnen, was ihnen gefehlt hatte, die eigene politische Form. Bismarck nahm seine Stellung auf ihrem äußersten Flügel. Er redete, agitierte, schrieb; als die preußische Revolution sich zu verlaufen begann, ward er der Adjutant Leopolds von Gerlach, des Feldherrn der vordringenden Reaktion; er half, deren erstes Ministerium im November zusammenzubringen, er wurde nach heftigen Kämpfen in den ersten Landtag des neuen, konstitutionellen Preußens der vom Könige oktroyierten Verfassung gewählt. Er hatte, seit er die Stimme wieder erhob, vor allem das Land gegen die triumphierende Stadt aufgerufen; das war, für den sozialen und den verfassungspolitischen Streit, sein Ausgangspunkt. Er hatte daneben, schon in den Tagen seiner düstersten Einsamkeit, im April 1848, den Ton wieder angeschlagen, mit dem er im Jahre zuvor den Vereinigten Landtag verblüfft hatte: den Ton des ganz ursprünglichen, staatlich-nationalen Machtgefühls. Er erhöhte in einem Artikel, der vierzig Jahre später berühmt geworden ist, die Polenbegeisterung der liberalen Berliner, die deutsche Gutmütigkeit, die deutsche Staaten, Preußen wie Österreich, aus ihrem slawischen und italienischen Länderbesitze vertreiben wolle, den nationalen Doktrinarismus, der Deutschland entgliedere: ja wenn man dem deutschen Staate, den man schaffen wolle, das Elfaß als Morgengabe böte, das könnte er noch verstehen. Das ist der Staatsmann, der Mann der europäischen Wirklichkeit und der deutschen und preußischen Macht: er warf der schwärmend festlichen Stimmung des revolutionären Frühlings in starker und großer Sprache die Überlieferungen seines Staatsgefühls entgegen, deren Zukunft er selber war.

Der Abgeordnete von Bismarck ging demgemäß im inneren preußischen Kampfe mit Friedrich Wilhelm IV. zusammen, in

der deutschen Frage wich er von ihm ab. Sie waren einig in der Ablehnung der revolutionären Kaiserkrone, die das deutsche Parlament dem Könige bot; dann aber (seit dem April 1849) folgte der Versuch des Königs, die deutsche Frage von Preußen her zu lösen, die Unionspolitik. Sie wollte die deutsche Einheit und die fürstliche Legitimität, Parlament und Krone, Gesamtstaat und Einzelstaaten, Deutschland und Preußen, das Neue und das Alte, miteinander versöhnen und vereinen. Sie wollte den kleindeutschen Bundesstaat unter Preußen zusammenschließen, der das Ergebnis aller Denkarbeit der Paulskirche gewesen war, und ihn mit Österreich im weiteren Bunde erhalten. Sie wollte die Anregungen und das Angebot der Revolution für Preußen nutzbar machen und die Ideale des deutschen nationalen Liberalismus durch ein selbständiges preußisches Königtum vollstrecken, das freiwillig an die Spitze eines neuen, sich freiwillig anschließenden Deutschlands träte, das seine Machtüberlieferungen und die Bedürfnisse der Nation miteinander ausglich und so das Gesunde und Mögliche aus dem Zusammenbruche der Selbstübertreibungen von 1848 rettete. Es war der erste große Anlauf zu einem Ziele, das Bismarck dereinst zu erreichen bestimmt war; der ganze Reichtum des nationalen Idealismus war in den Gefinnungen und Plänen von Friedrich Wilhelms Berater Joseph von Radowitz. Der Historiker würdigt den Fortschritt und das große Stück Zukunft darin, er ist von dem Adel und von der Tragik des Mannes und seines Werkes ergriffen und ehrt den Griff nach dem hohen Ziele, obwohl er verurteilt war zum Mißerfolg. Die nationale Flut war im Sinken, Österreich und die Mittelstaaten, die geborenen Gegner einer preußischen Hegemonie, waren im Aufstieg, hinter sie stellte sich Rußland. Preußen verschmähte es, Zwang zu üben. Es schloß den engeren Bund und hielt ihn doch nicht beieinander, es duldete den wachsenden Abfall der Verbündeten und gab sein Unternehmen doch nicht auf; es gab diesem Bunde eine Verfassung, die der deutschen Wirklichkeit besser entsprach als die unitarische der Paulskirche,

deren Formen aber für Preußens großmächtlige Selbständigkeit eine gefährliche Einschränkung bedeuten konnten; es führte in immer ungünstigerer Umgebung seine Politik fort, bis sie ohne Schande nicht mehr abgebrochen werden konnte, und brach sie dann ab. Ohne großen Krieg war sie wohl niemals durchzuführen; war für diesen Krieg die Stunde noch oder schon da? Jedenfalls, Friedrich Wilhelm wollte ihn nicht; mit diesem Könige war Radowizens gefährvoller Versuch von Anfang an zum Scheitern verdammt, Radowiz wußte das, ahnte das Schicksal und versuchte es doch. Wir verstehen auch das, und ein Teil historischen Rechtes verbleibt ihm; aber politisch war er im Unrecht und gerichtet von Anfang an. Das, was der Revolution von 1848 fehlte, fehlte auch ihm: das Maß für das Mögliche und der Griff der staatsmännischen Tat.

Bismarcks Gegnerschaft kam nicht bloß daher. Die alt-preußischen Konservativen haßten in der Union den deutsch-liberalen Einschlag, sie verteidigten die eigene Macht gegen diese Verschiebung von Preußens Schwerpunkt und Verfassung nach Deutschland hin. Aber sie verteidigten auch Preußens Macht dagegen. In diesen bewegten Jahren sind Gedanken auch rein preußischer Realpolitik mit der Union verknüpft worden: Gedanken des Gewinnes für Preußen, Gedanken seiner Vorherrschaft über ganz Norddeutschland. Radowiz und der König wiesen sie von sich, und die Leitung der preußischen Politik haben sie nie errungen. Das eigentliche Preußentum blieb demgemäß in der Opposition: keiner hat sie unbedingter geführt als Bismarck. Er hat als Parteimann gefühlt und gehandelt, einseitig und leidenschaftlich; das Zukunftsvolle an Radowiz erkannte er nicht an. Aber Unrecht hatte er darum noch lange nicht — nicht bloß, weil der Kampf zur Ungerechtigkeit gegen den Gegner zwingt, sondern weil dieser Gegner doch einmal mit Unfruchtbarkeit geschlagen war. Die Unionsverfassung erschien Bismarck als eine Anebelung des Großstaats durch die Kleinen, der König von Preußen würde mit ihr nicht regieren

können. Er aber warf dem deutschen Plane die Lebendigkeit und den Anspruch seines Staates, der preußischen Geschichte, der preußischen Macht entgegen; er wollte nicht deutsch werden, es sei denn um den Preis der fraglosen Herrschaft über Deutschland. Er kam von seinem Staate her, er trug das Erbe Friedrichs des Großen, den Großstaatsgeiz, in seiner preußischen Seele. Er beharrte stolz und, wie es den Zeitgenossen scheinen mußte, eng auf diesem Standpunkte der Vergangenheit. Er verwarf die kleindeutsche Reform; er war großdeutsch, insofern er Österreich festhielt; er ist von dem nationalen Idealismus dieser Jahre überhaupt niemals angerührt worden, er hat immer das Gegenteil davon bekannt und gewollt, aber dies Gegenteil, wie er es in sich trug, enthielt für diese Niederlage des achtundvierziger Ideals das Gegengewicht und für den gegenwärtigen Zusammenbruch der deutschen Hoffnungen die zukünftige Heilskraft in sich. Preußens Staat und die deutsche Nation fanden einander noch nicht; die Radowitsche Lösung war unmöglich; die Lösung konnte nur von Preußen kommen, und zwar von Preußens Macht, durch eine Politik der hochgerichteten staatlichen Selbstsucht, durch einen Mann, der sie zu führen fähig war. Die stärkste politisch-sachliche Kraft der Zukunft war doch in diesem harten, eigenwilligen Preußentume, und die stärkste politisch-personliche in dessen härtestem und eigenartigstem Wortführer Bismarck. Über das, was der Bismarck von 1849/50 wollte, ist die Entwicklung und ist er selber später hinweggegangen, aber nicht unter dem Zeichen des Gedankens, sondern der Macht, und diese lebte schon damals nur in ihm. Er stand seiner Zeit entgegen, und auch das Lebendige an ihrem Geiste leugnete er ganz: aber sein staatlicher Realismus war unter allen den Kräften, die das Bild dieser Jahre aufzeigt, doch die stärkste und unentbehrlichste.

Von ihm aus verwarf er die Union ganz und gar; wenn er einmal ihre Verfassung zu verbessern suchte, Mittelwege suchte, um Bundesstaat und Preußentum miteinander zu vereinigen,

so blickt der Gesetzgeber von 1866 wohl bereits hindurch: aber er selber wollte 1850, auf dem Unionsreichstage zu Erfurt, nur die Union als Ganzes ins Unrecht setzen, und sein Verbesserungsantrag war ein taktischer Hieb, ein Widerlegungsversuch, keineswegs eine ernste Bemühung, das verhaßte Gebilde wirklich lebensfähiger zu machen. Er hat es jederzeit nur zu töten gewünscht.

Als Parteimann hat er die Jahre 1849—1851 verbracht; immer länger in Berlin wohnhaft, immer kürzer in Schönhausen; er hauste als Junggeselle mit seinem Parteigenossen und Freunde zusammen, mit dem frommen Ultra Hans von Kleist-Regow. Er sehnte sich nach Weib und Kind und lebte mit Johanna im unablässigen Austausch der Gedanken und Empfindungen, er bildete seine Ehe und seinen Glauben in diesen Zeiten häufiger und langer Trennung immer innerlicher und immer positiver durch, und sein ganzes Wesen atmete in den Gesinnungen, die er seit 1847 bekannte, und in den Kämpfen für sie. Was seine Briefe mit tiefer Wärme und Zartheit durchpulst, das entlud sich im öffentlichen Kampfe schneidend scharf. Er klagte über dessen Zwang und kam doch auch innerlich nicht von ihm los. Er war der Agitator in Kreis und Land und Partei, der Journalist, dessen Bekenntnisfreude und dessen Streitlust die Kreuzzeitung mit ihren Zeugnissen füllte, rücksichtslos, bissig, geistreich und hart; der Redner, der auch im Landtage den Zweikampf der Worte liebte, schonungslos und furchtlos, aufreizend und glanzvoll auch hier. Er war Monarchist und Christ, Edelmann und Landwirt, so ständisch-aristokratisch wie nur möglich; er arbeitete mit an der Revision der achtundvierziger Verfassung, und langsam wendete sich das Steuer der Gesetzgebung und der Verwaltung weiter und weiter nach rechts. Ihm taten beide nicht genug; die Agrarpolitik der Regierung war ihm viel zu liberal; er begann als halber Opponent von rechts, als Angehöriger einer Minderheit in der Kammer; er blieb es innerhalb der deutschen Politik; die preußische lenkte allmählich zu

ihm hinüber. Er wirkte in der parlamentarischen Arbeit immer gewichtiger mit: in allem einheitlich, in allem ein Befenner. Er ging die Wege des bedeutenden Führers mit, der damals dem preußischen Konservatismus das System seiner monarchisch-konstitutionellen Anschauungen aufgebaut hatte und es der Partei in das Blut hinein trieb, Julius Stahl. Er begegnete sich mit ihm im Verfassungskampfe, in der staatsrechtlichen Diskussion, und lernte von ihm — nur daß er selber im Grunde stets der Praktiker blieb, auch da, wo er dogmatisch schroffer war als der Theoretiker Stahl; den Standpunkt seiner sozialen Gruppe, des Gutsherrentumes, nahm er unbedingter wahr. Er führte Waffen, die jener ihm schloß, aber er führte sie persönlicher und parteihafter zugleich als er.

Er hatte als der Adjutant der Brüder Gerlach, der Freunde des Königs und der Schöpfer seiner Partei, begonnen; mit ihnen zusammen focht er gegen Radowiz; er wurde immer mehr zum Parlamentarier, man verfolgte, wie er in die Geschäfte breiter und tiefer hineinwuchs, man glaubte daneben doch zu spüren, wie sich die Anderen noch gegen ihn sträubten, wie die Selbständigkeit seiner gewaltigeren Natur ihn immer wieder isolierte. Auf den Höhepunkt dieses Gegensatzes und den Höhepunkt seiner parlamentarischen Stellung zugleich führte ihn im November-Dezember 1850 die Todeskrise der Union. Es schien über sie zum Kriege zwischen Preußen und Österreich zu kommen; da wallte auch in Bismarck der preußische Stolz hoch auf, er wollte keine Demütigung und drohte in der Kreuzzeitung mit der Waffe. Er hat in diesen Tagen die Gerlach durch seine erbitterte Kriegslust und seinen preußischen Ehrgeiz erschreckt. Aber in der Partei blieb er doch, und zwar ganz. Sein Preußen für die Sache der nationalen Idee, die ihm die Revolution war, in den Prinzipienkrieg zu stoßen, im Dienste der Demokratie, das war ihm doch unerträglich; der Krieg wäre zugleich der Triumph des Liberalismus gewesen, er blieb bei dem konservativen Ministerium. Er hat geglaubt, daß das Abkommen

von Olmütz, das die Union und die letzten Wirkungen der Revolutionszeit gleichermaßen begrub, mit Preußens Gleichberechtigung in Deutschland, mit Preußens Macht und Ehre vereinbar sei, und die volle Weite der Niederlage seines Staates nicht sogleich ersehen und ermessen. Aber die Rede, mit der er dieses Abkommen im Landtage verteidigte (3. Dezember 1850), war das Werk des Parteimanns: glänzend geschickt in Angriff und Abwehr, ganz voll des unbedingten, des glühend empfundenen Gegensatzes gegen den liberal-nationalen Geist. Sie war ausdrücklich großdeutsch, pries den Deutschen Bund und die Gemeinschaft mit Österreich; sie durfte Friedrich Wilhelm IV. gefallen. Und nur an einigen Stellen mag der romantische König gestutzt haben: wenn sein Ritter jede „Romantik“ aus der Politik verwies, freilich im Augenblicke gegen die der Liberalen gewendet, gegen die Auslieferung Preußens an die nationale Idee. „Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört. Zeigen Sie mir ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen.“ Aber an Eroberungen denkt ja niemand: „ich will hier nicht erörtern, inwiefern dies zu bedauern ist . . .“ In diesen Sätzen lebt der ganze Bismarck, der Bismarck der künftigen großen Tat, der eigentliche Bismarck, und er spricht sein Wesen mit großartiger Selbstverständlichkeit aus, als fordere er das Allbekannte. In den Tiefen des preußischen Gefühles lagen solche Wünsche wohl, und die Unfertigkeit des preußischen Staates legte sie nahe. Aber wie andere Wege ging der preußische Ehrgeiz der Liberalen, gegen die sich Bismarck eben hier wendete! Auch unter den Konservativen, bei denen dieser Ehrgeiz wohl nie ganz ausgestorben war, war doch das undogmatische Bekenntnis zum Alleinrecht des staatlichen Egoismus ein fremder Klang; den Offizieren mochte es durch die Herzen tönen, bei dem Partei-

manne war es, in dieser klaren Schärfe, unerhört. In seiner Gruppe stand Bismarck damit allein; wieviel Not hat es ihn später gekostet, als er zum Handeln berufen war, sich in ihr und in Preußens Taten damit durchzusetzen! Für ihn aber war es der Kern seiner Staatsmannschaft und der Nerv seiner historischen Größe. Dem Geiste von 1848 warf er in dessen Sterbestunde dieses Bekenntnis der Kraft ins Antlitz, die jenen Geist ablösen und sein Vermächtnis ergänzend und umgestaltend vollstrecken sollte.

Den Zeitgenossen war die Olmüzkrede ganz, was sie praktisch sein wollte: die Parteireden. Sie hob den fünfunddreißigjährigen Abgeordneten an die Spitze der Partei. In den ersten Monaten des Jahres 1851 erscheint seine Wirksamkeit regelmäßiger und gesteigert. Dem Hofe stand er längst nahe; der parlamentarische Anfänger lag hinter ihm. Die öffentliche Meinung erkannte seit seinem ersten Auftreten, daß er etwas war; wie oft hatte er sie verblüfft und verletzt! Jetzt hatte man sich daran gewöhnt, daß dieser Kämpfer des Mittelalters, dieser Stockpreuße und Junker, auch in der praktischen Politik etwas bedeutete. Und Leopold Gerlach zog aus dieser Entwicklung seines Schülers das Ergebnis: er, das Parteihaupt, schlug ihn dem Könige für den wichtigsten Posten der preussischen Diplomatie, für die Gesandtschaft am wiederhergestellten Bundestage vor. Der König willigte ein und Bismarcks Tatendrang weigerte sich nicht. Vom Landtage aus, als Parlamentarier, trat er in den Staatsdienst zurück, dessen bestaubter Stufenleiter er vor dreizehn Jahren unwirsch den Rücken gedreht hatte. Er ging nach Frankfurt, um als Vertreter Preußens seine Olmüzkrede in Taten umzusetzen.

Dritter Abschnitt

Frankfurt am Main (1851 – 1859)

Frankfurt war die Hauptstadt des Deutschen Bundes, wie einst in Regensburg tagte die ständige Versammlung der Vertreter aller deutschen Staaten nun wieder in der Eschenheimer Gasse, und um den deutschen Kern legten sich die Gesandtschaften der auswärtigen Mächte wie eine Art von dauerndem europäischem Kongreß: ein anspruchsvoller und weiter diplomatischer Kreis, in üppigem geselligem Verkehre mit dem Großbürgertum der reichen Börsestadt; ein Hauch des zweiten Kaiserreiches strich über diese Gesellschaft hin. Aber über ihr wölbte sich zugleich die heitere und warme Bläue des westdeutschen Himmels. Zwar der politische Himmel Deutschlands war schwer verhangen. Seit Olmütz beherrschte ihn ganz die Reaktion: auf die Einseitigkeit des revolutionären Stoßes antwortete mit gleicher Einseitigkeit der Gegenstoß der alten deutschen Gewalten, die man 1848 für tot erklärt hatte, der Monarchien in ihrem widerspruchsvollen Bunde mit Bürokratie, Adel und Kirche, der Einzelstaaten, die man erdrücken gewollt und die den Sieg behalten hatten, und hinter ihnen stand Europa, dem die Wiederkehr der deutschen Schwäche lieb genug war. Auch dieses alte Deutschland war keineswegs ohne Leben: aber in dieser Reaktionszeit übertrieb es sich selber bis zur Selbstaufhebung. Oesterreich machte den großgedachten Versuch, seine auseinanderstrebenden Stämme und Lande durch militärisch-bürokratischen Zwang zum Einheitsstaate zusammenzuhämmern: viel zu spät und mit unzureichenden Mitteln; es hat zu-

legt nur den Widerstand aller gestärkt. In Preußen traten Krone, Adel, Geistlichkeit, Staat dem Bürgertume und dem Liberalismus entgegen, nicht ohne Ideen und nicht ohne eigenes Recht; aber nicht nur, daß sie den Gegner ganz zu beseitigen trachteten, der doch auch lebendig blieb, und daß sie ihn kleinlich quälend verfolgten: sie selber waren nicht einig. Der Staat Friedrichs des Großen wehrte sich gegen die romantisch-ständische Staatsauflösung, die Friedrich Wilhelm IV. bedeutete, sein Minister Manteuffel, der altpreußische Beamte, stritt gegen die Kreuzzeitung und die Gerlach. Die Mittelstaaten schnellten empor; überall wurden die Märzverfassungen und ihre Vertreter zurückgedrängt, in bittere Verstimmung und Verteidigung; an wenigen Stellen nur rettete sich ein Rest liberaler Regierung, vom Bundestage her überwacht und angefeindet. Das Bürgertum, das sein Haupt allzu hoch erhoben hatte, rang mühselig um einen Teil des achtundvierziger inneren Gewinnes, und zog sich dann, enttäuscht, für eine Weile mehr und mehr aus dem politischen Treiben zurück. Es pflückte die wirtschaftlichen Früchte der vorausgegangenen zwanzig Jahre, die Industrie wuchs, das Kapital organisierte, die Großbanken entfalteten sich, die wirtschaftliche und damit die bürgerliche Einigung Deutschlands schritt vorwärts. Aber die staatliche Einheitsidee schien erschlagen; noch weiter als die Freiheit war die Einheit zurückgeworfen, und alles war darauf gestellt, sie für immer niederzuhalten. Nur in der Tiefe wirkte sie weiter: man zog aus den Mißerfolgen von 1848 die Lehren, man fragte die Geschichte und erwieß aus ihr die Aussichten der kleindeutschen Zukunft; aber auf wie lange mochten sie verschüttet sein?

Auch die siegreichen Gegner dachten stets an sie. Deren Heerlager war Frankfurt. Vor der Revolution war der Bund leblos gewesen und Preußen hatte, anspruchlos wie es selber war, in ihm atmen können. Die Revolution hatte allen Gegnern Preußens die Gefahr vor Augen gestellt, von Preußen sei es verdrängt, sei es gebeugt, vielleicht verschluckt zu werden. Jetzt

waren sie die Herren; Österreich und die Mittelstaaten hatten gesiegt und wollten dafür sorgen, daß der Nebenbuhler nicht wieder aufkomme. Die beiden Großmächte waren gemeinsam nach Frankfurt zurückgekehrt, als Verbündete: im Grunde blieben sie Gegner, wenn Preußen nicht verzichtete. Und selbst wenn es das tun wollte, so vergaßen doch die anderen weder Paulskirche noch Union. Die alte Unbefangenheit war zerstört; der hergestellte Bundestag konnte, unter österreichischer Führung, gar nichts anderes sein als ein Werkzeug zur Niederdrückung und Verkleinerung Preußens. Bismarck hatte in den Olmüzer Tagen die Gleichstellung der beiden Großmächte und ihre Einigkeit gefordert. Würde er auch nur dieses Ziel erstreben können ohne den heftigsten Kampf?

Schon die Verhandlungen, die seit Olmütz in Dresden gepflogen worden waren, hatten gezeigt, daß Österreich die Gleichberechtigung des anderen im Bunde verweigerte. Österreichs Gesandter leitete den Bundestag. Der Vertreter Preußens hatte von der ersten Stunde an Anlaß, sich selber und seinen Staat gegen Ansprüche zur Geltung zu bringen, die er als Eigenmächtigkeit und als Rücksichtslosigkeit empfand; sein persönliches und sein staatliches Selbstgefühl erhoben sich sofort zur Abwehr. Er hat alsbald die lange glänzende Reihe seiner Frankfurter Berichte zu schreiben begonnen, die Berichte an das Ministerium, die Privatbriefe an den Vorgesetzten, den Minister Otto von Manteuffel, die Privatbriefe an den Parteifreund, den Generaladjutanten Leopold von Gerlach: drei Reihen zusammenstimmender, nach dem Empfänger leise abgestimmter Äußerungen, die rückhaltlosesten die an Gerlach, alles politische Schriftstücke mit politisch bewußten Zwecken, alles zugleich Ergüsse einer starken Persönlichkeit, die die hergebrachten Formen sprengt, und eines Schriftstellers, dem auch die sachliche Darlegung und dem vollends die persönlich urteilende Schilderung und die Begründung seines politischen Willens, nach den Geboten seines jeweiligen Zweckes, ganz von selber zum ungewollten Kunstwerke wird.

Er ist am Bundestage sofort heimisch; er trifft auf den Präsidialgesandten und findet sich als dessen geborenen Feind; er zeichnet ihn, er überschaut den neuen Lebenskreis, die anderen Gesandten, viele Gegner, wenige Freunde, er durchdringt ihr äußeres und inneres Wesen mit kühler und heißer Kritik, er beschreibt sie mit ägenden Worten, mit glänzenden Epigrammen, er untersucht den Bundestag als Ganzes und findet ihn sehr bald langweilig, leer, wertlos, er übersprüht dies graue Einerlei mit einem Funkenregen geistreicher Bosheit. Daß er dem Einzelnen weder gerecht werden wollte noch konnte, lag in seiner Kampfstellung; dem Ganzen stellte er sich genau so gegenüber, wie sein sachlicher Auftrag es erzwang. Ich fasse die Ergebnisse, zu denen er kam, in Gruppen zusammen.

Das Merkwürdigste ist: Preußen sah er von seinem neuen Standorte aus sofort wie mit anderen Augen. Er war Parteimann gewesen, mit Leidenschaft, wenngleich er die Schwächen des Partei- und Kammerwesens stets mit derselben unbarmherzigen Schärfe durchschaut und mit derselben überlegenen Respektlosigkeit besprochen hatte wie jetzt die der Bundesdiplomatie. Er blieb auch jetzt Kämpfer, er hat erst 1852 im Abgeordnetenhaus die schärfsten seiner Wortpfeile gegen die „großen Städte“, als die Trägerinnen des revolutionären Giftes, geschleudert, und noch 1854 war ihm, wenn er Kammerdebatten las, aus der Ferne „etwas wie dem rauschlustigen Schmiedegesellen zumute, der den Lärm einer Keilerei hört“. Aber sie „amüsierten“ ihn, sie enthüllten ihm deutlicher als je die Gefahren von Eitelkeit und Doktrinarismus und bloßen Redensarten, denen der Abgeordnete so leicht unterliege: auch der befreundete. Es blieb seine Partei und ein Teil seines Rückhalts; aber er stand sofort außerhalb und oberhalb, als er in Frankfurt war; er sah sofort Preußen, und mit der Einseitigkeit des Parteiurteils war es ganz bald vorbei. Die Frage wurde ihm: wie wirkt unser Landtag auf Preußens Stellung in der Welt?

Er hatte in der Kammer an jenem 3. Dezember als Großdeutscher gesprochen. Er tat es auch in Frankfurt. Er wünschte ein stetiges Zusammengehen der beiden Großmächte am Bunde, er wollte mit Österreich gut Freund bleiben. Jedoch im Grunde, das trat alsbald wieder zutage, war er wie 1847 und 1850 so auch jetzt nur Preuße. Seine Voraussetzung war, daß Preußens staatliches Interesse bei diesem Bündnisse zu seinem Rechte käme; wir sahen, die Reibungen begannen gleich; sie waren die natürliche Folge der Machtlage in Frankfurt und der preußischen Machtempfindung Bismarcks. Da handelte es sich äußerlich in buntem Durcheinander um Geschäftsleitung und Geschäftsordnung, um die Liquidation der Reste aus den letzten Jahren, der deutschen Flotte, um Finanzfragen, um die süddeutschen Bundesfestungen und den Einfluß der beiden Großstaaten auf sie; da handelte es sich um die eigentliche Arbeit der Reaktion, die gemeinsame Reinigung der Einzelstaaten von allen Überbleibseln aus 1848, oder um die große wirtschaftspolitische Machtfrage der deutschen Staatenwelt, um den Zollverein: Kleines und Großes führte gleichermaßen zum Auseinanderprall der preußischen und der österreichisch-mittelstaatlichen Wünsche und zu einer ununterbrochenen Kette von Gegenstößen des unbequemen, schneidenden, schlagfertigen preußischen Gesandten. Argerniß folgte auf Argerniß; Bismarck stand mit jedem der kaiserlichen Vertreter bald auf Blank, und seine Karikaturen der Gegner bleiben unzerstörbar. Er ärgerte sie mit Bewußtsein, und ärgerte dabei auch sich selbst; die Zuschauer am großen runden Tische im Bundespalast sahen mit Unwillen auf den Störenfried. Das freute ihn, und auf die offizielle deutsche Einigkeit legte er gar kein Gewicht. Er wollte Rücksicht auf seinen Staat durch Druck erzwingen. Im Zollvereinstreite war es klar, wie Österreich diesen stärksten Hebel der preußischen Macht im Bunde oder vielmehr neben dem Bunde zu zerbrechen trachtete; Bismarck wußte, daß Preußens Macht immer nur neben dem Bundestage Wurzeln treiben und sich entfalten

könne, und schrieb diese Erkenntnis immer ausdrücklicher auf die Stirn jeder preußisch-deutschen Politik. Am Bundestage, wie er nach 1848 geworden sei und habe werden müssen, könne sich Preußen niemals rühren, es werde von den Gegnern planmäßig eingeengt und unterdrückt, es müsse ihnen und der gesamten Körperschaft jegliche Erweiterung der Machtbefugnisse von Bund und Bundestag durch unbedingten Widerstand, durch Obstruktion verlegen: sonst erdroßle es sich selbst. Er sprach dies alles vor Minister und Generaladjutant mit einer kühlen objektiven Klarheit aus, die freilich niemals vergessen läßt, wieviel leidenschaftlicher Zorn dahinter lag. Er rüstete sich zu schonungslosem Kampfe, aber er verstand die Gegner aus den Notwendigkeiten ihrer Lage und ihres Strebens heraus: Österreich kann nicht anders, der Gegensatz ist einmal da; um so unausweichlicher die Folgerung, daß sein Staat ihn aufnehmen müsse.

Das Kampffeld der beiden Großstaaten war Deutschland: das war nach der Revolution durch keine Reaktion mehr zu verwischen. Bismarck lernte dieses Deutschland aus eigener Anschauung kennen. Er besuchte die Höfe; er ist in Wien und München, in Hannover und Stuttgart, in Karlsruhe und Darmstadt und Wiesbaden und Kassel gewesen, er wurde mit Fürsten und Ministern bekannt. Er war ihr Bundesgenosse gegen den Liberalismus; aber selbst sein Reaktionseifer trat bald hinter der Rücksicht zurück, ob der Kampf gegen den Liberalismus in diesem und jenem Sonderstaate nicht die Partei Österreichs zu Preußens Schaden stärke. Er beobachtete am Oberrhein den Kirchenstreit der fünfziger Jahre und sah den politischen Katholizismus in Kämpferstellung gegenüber dem preußischen Staat. Er führte seine Arbeit mit allen Mitteln aus, diplomatischen, höfischen, publizistischen: auch die Presse hatte er zu überwachen und vorwärts zu treiben. Er hatte die öffentliche Meinung seit seinen ersten Kämpfen stets gescholten und verachtet und doch mit eigener Einwirkung zu packen gesucht. Er würdigte jetzt die

preußischen Kammern als Mittel, um Eindruck auf Deutschland zu machen: man solle sie ruhig die deutsche Politik verhandeln lassen, nicht so sehr, um im liberalen Deutschland durch den Anblick preußischer innerer Freiheit moralische Eroberungen zu machen, sondern um Deutschland durch freie Äußerungen der Kammern zu zeigen, daß diese das preußische Machtgefühl teilten, daß hinter einer starken preußischen Außenpolitik die einheitliche Gesinnung des Landes stünde. Hier überwand er den Parteimann völlig in sich und blickte nur noch mit sicherem Vertrauen auf die Eindruckskraft und auf die Geschlossenheit des Ganzen.

Dieses aber erblickte er im großen historischen und im großen europäischen Zusammenhange. Der Gegensatz zu Österreich, den er alle Tage erlebte, wurde ihm zum festen Gliede in der Kette der Jahrhunderte: Nord und Süd hatten in jedem Jahrhundert ihre Beziehungen durch Kampf geregelt. Würde es im neunzehnten anders werden? Bismarck war friderizianisch gesinnt: das hatte er schon 1849 im Streite mit Kadowitz laut verkündet. Das Neue war, daß er jetzt selber am Webstuhl der Zeiten saß. Jedes neue Jahr drängte ihn weiter — nicht eben in seinen letzten Zielen und Ansichten, die trug er von jeher in seiner Seele; aber zu deutlichen Plänen wurden sie erst jetzt.

Preußen und Österreich standen in Deutschland und in Europa. Sie würden um Deutschland innerhalb des Kreises der europäischen Großmächte zu kämpfen haben. Seine europäische Probe legte Bismarck im Krimkriege ab. England und Frankreich führten den Krieg, mit der Türkei verbündet, gegen Rußland; Österreich, durch seine natürlichen Interessen im Südosten gedrängt, neigte den beiden Westmächten zu, fand aber nicht den Mut, sich ihnen voll anzuschließen; Preußen wurde von Ost und Westen her umworben, und zumal Österreich suchte es in sein eigenes Fahrwasser mitzuziehen. In Berlin rangen die Parteien: die Liberalen aus Gründen innerer Politik westmächtilich gesinnt, die Konservativen ebendeshalb russisch. Selbst der Prinz

von Preußen glaubte die Gelegenheit zur Auswezung der Olmüher Charta, zur Wiedererhebung seines Staates im Gegensatz zu Rußland auszunützen zu müssen. Die preußische Regierung, so vielseitig umstürmt, fand schwer einen festen Kurs; Manteuffel suchte sie unabhängig zu halten, aber ihm mangelte die sichere Kraft, auf den König wirkte die Werbung aller Parteien und der irrationelle Zug seines eigenen Wesens. Bismarck wollte vor allem eins: Selbstständigkeit gegen Österreich. Österreichs Interesse aber unterscheide sich in diesem Kriege greifbar von dem des übrigen Deutschlands; Österreich wünsche sich den Krieg mit deutscher und preußischer Hilfe; Deutschland, im Innersten unbeteiligt, könne sich nur die Neutralität wünschen, und finde dabei in Preußen seinen natürlichen Halt. Denn auch Preußen habe schlechterdings keinen Anlaß, sich in den Strudel hineinreißen zu lassen; es müsse frei bleiben und Deutschland um sich scharen; es müsse gerüstet sein, um notfalls eingreifen zu können, aber nur im Dienste seiner selbst: keiner der Parteien dürfe es gehorchen, ganz gewiß nicht der westlichen, am wenigsten aber der österreichischen; es möge Rußland decken und verpflichten, ohne sich ihm hinzugeben, aber es sicher nicht verletzen zum Vorteil seines eigensten Feindes. Mehr als einmal schien Preußen bereit, das zu vollziehen, was Bismarck für seinen Selbstmord hielt, den Anschluß an Österreich. Dann rief seine alte Partei den Frankfurter Gesandten zum Beistande nach Berlin, und ihn selber drängte es mit heißer Leidenschaft, mit fiebernder Sorge um sein Land immer wieder in die Entscheidung hinein. Er traf in der Hauptstadt auf Stimmungen und Einflüsse aller Art; der einzige, der in diesem Wirrwarr nur Preußen suchte und nur Preußen vertrat, war er. Sich selber schlug er in diesem Ringen ganz und gar in die Schanze; in diesem Kampfe um Preußens Freiheit hat er den Zorn gegen Österreich in sich zu brennender Flamme gesteigert: der Gedanke, daß der Gegensatz der beiden Bundesgenossen einmal im Kriege werde bereinigt werden müssen, trat immer schärfer hervor, und der Gegensatz

selber verkörperte sich vor aller Welt in Bismarck. Man kann wohl sagen, der Krimkrieg hob ihn in die erste Reihe der europäischen Diplomatie. Preußen hat schließlich ungefähr das getan, was er riet, freilich mehr aus entschlußlähmender Schwäche als aus Bismarckscher Klarheit: es blieb neutral. Die Krise zog vorüber, der Friede von 1856 verschob die europäische Konstellation: Frankreich und England rückten auseinander, Frankreich und Rußland begannen sich zu suchen, Preußen, mit Österreich zerfallen, stand in der Gefahr einer europäischen Vereinzelung. Bismarck zog die Folgerung, es müsse, um ihr zu entgehen, wenn nicht das Bündnis doch ein freundschaftliches Verhältnis mit Frankreich erstreben, und Kaiser Napoleon erwies dem preussischen Könige in dem ärgerlichen Neuenburger Zwist wertvollen Dienst. Friedrich Wilhelm nahm ihn ungern an; dem Sohne der Revolution die Hand zu reichen widerstrebte seiner Lebensansicht tief. Bismarck hatte die Möglichkeit einer Anlehnung an Frankreich, einer Flankendeckung durch Frankreich längst erwogen; wer den Kampf mit Österreich zum Ziele nahm, mußte sich Stützen suchen, und Frankreich war Österreichs uralter Feind; es war im Begriff, die alte Fehde um Italien wieder aufzunehmen. Bismarck war 1855 in Paris gewesen und hatte Napoleon kennen gelernt; er wiederholte die Reise jetzt, im April 1857. Er stieß dabei auf den entrüsteten Widerstand seines alten Freundes Leopold Gerlach. Dem General war der Bonaparte die Verkörperung des Bösen: der Zeitgenosse der Erhebung wider Napoleon I. sah noch im Nassen unabänderlich den Feind. Bismarck war der Doktrin seiner Partei auf allen Lebensgebieten seit langem entwachsen; jetzt prallte alte und neue Schule schroff auseinander. Die Briefe, in denen der Zweieundvierzigjährige sich angreifend verteidigte, enthalten in großartiger Form das Bekenntnis seiner vollendeten Staatsmannschaft. So gut wie alle europäischen Gewalten ruhen irgendwie auf Revolution, und nicht die Legitimität entscheidet über die Bündnisfähigkeit, sondern der staatliche Nutzen. Eine

Politik, die Dogmen und Vorurteile an dessen Stelle setzt, wäre eine staatsmännische Pflichtverletzung. „Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht.“ Gefühlspolitik ist übrigens „eine ausschließlich preußische Eigentümlichkeit“ und wird von anderen lediglich ausgebeutet. Der König hat Bismarcks Schreiben gewürdigt, aber überzeugen ließ er sich nicht; Gerlach warf seinen Schüler von ehemals betrübt zu den Abtrünnigen; jener aber stieg hier zum ersten Male, mit inneren Schmerzen, zu den Höhen empor, deren Einsamkeit das Schicksal des Genius ist.

Er hat in diesen Jahren innerer Entdeckungen seine Politik immer wieder in großen Denkschriften zusammengefaßt. Die letzte und größte (März 1858) galt bereits dem Nachfolger des erkrankten Königs, dem Prinzen von Preußen. Sie stellt in geschlossener Einheitlichkeit die deutsche Lage und ihre inneren Gebote dar und belegt beides, in überwältigender Fülle, aus seinen Erfahrungen seit 1851. Sie geht, hier wie überall, von Preußens Lebensgeboten aus und ordnet ihnen alles andere ein und unter, auch Preußens deutsche Ziele und die Förderung der deutschen Einheit. Sie zieht auch diese, von Preußen her, in ihre Kreise hinein: das Ende wird eine Gruppierung des engeren Deutschlands um Preußen sein. Aber Bismarcks Gesichtspunkt ist staatlich und nicht national: er gehorcht der Autonomie der Staatsgewalt, der er zu dienen hat. Er wendet sich gegen den Bund, der nichts ist und nichts werden kann und darf, und gegen Österreich. Seinem Fürsten nennt er nur Mittel friedlicher Bekämpfung des naturgegebenen Gegners. Aber man spürt auch hinter dieser Staatschrift die Klarheit eines Gegensatzes auf Leben und Tod. Sie gehört, mit ihren Vorgängerinnen gemeinsam, in die Reihe der größten Staatschriften, die die Geschichte kennt.

Die fünfziger Jahre haben Bismarck auf die Höhe der Meisterschaft emporgehoben. Sein Dasein war zuvor hin- und her-

gelaufen: seit er seinen Beruf gefunden hatte, erwies sich jeder Umweg seiner Vergangenheit als fruchtbare Vorbereitung für die große Staatsmannschaft, sowohl die Kampfesfreude und die spröde Selbstbehauptung seiner Jugend, wie die Wirklichkeitsdurchdringung des Landwirts, der mühsame Aufstieg des Politikers, der schmerzreiche Aufbau seiner inneren Welt. Seit 1851 erst hatte er den Boden für die Kräfte seiner Natur. Mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit ergriff er sofort von ihm Besitz; wenige Jahre, ja im Grunde wenige Monate, und er war eine Macht. In unvergleichlichem Maße durchdringt sich in diesem Jahrzehnte bei ihm das Alte und das Neue, das Besondere und das Allgemeine, Persönlichkeit und Beruf. Er durfte sich in Frankfurt noch frei und freudig gehen lassen und schuf doch jeden Tag an seinem Lebenswerke. Glaube und Haus besaß er jetzt ganz, das Ringen um die Seele seiner Frau und um sein eigenes Innendasein war beruhigt und doch blieb alles bewegt. Der religiöse Klang durchtönte sein Haus, allmorgendlich hielt der Gesandte noch 1859 mit den Kindern Frankfurter Freunde, die Krankheit aus dem Elternhause zu ihm getrieben hatte, die Andacht ab. Weltfreude und Glaube blieben eng vereint, und mit seinem Berufe setzen die Briefe an Gerlach die Überzeugung, die seine Seele erfüllte, in unablässigen Bezug. Er hat am 3. Juli 1851 jenen schönsten seiner Briefe an die Gattin geschrieben, der, von Wiesbaden aus, von den Stätten früherer Torheit, mit ergreifendem Ernste auf Vergangenheit und Gegenwart blickt: „Wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete . . .“ Ein paar Tage darauf die Stahnsfahrt von Rüdesheim nach Bingen: er schwimmt im Mondschein neben dem Rahne her bis zum Mäuseturm. „Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, nur den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehen, und nichts als das leise Plätschern der

eigenen Bewegung zu hören" — darnach beim Weine ein langes christliches Streitgespräch mit einem Freunde. Der Welt erschien vor allem der Recke — reitend durch die Frankfurter Berge, aufatmend im Nordseebad, voll Sehnsucht, sich in Norderney „wieder an die wogende Brust seiner alten Geliebten zu werfen“, der See, jagend in den Granitfeldern und an den Wässern Südschwedens, in den Wäldern Kurlands: überall ein Sehen und Empfinden voll Zartheit und Reichtum, ein Drang zu starker Bewegung, zur Betätigung, zum Kampfe, in den Briesen Tiefe und Spott, Güte und Zorn. In seinem Hause hat Reudell ihm Beethoven vorgespielt; Bismarck lebt die Töne mit, in Weichheit und Stärke auch hier: und die Stärke setzt sich ihm sofort um in Vorstellungen, in Bilder des Krieges. Anderen blieb der Hausherr im Gedächtnis, wie er in Frankfurt am Ramine saß, beim Rheinwein, und den blauen Ringeln des Zigarrenrauches vor vertrauten Hörern seine Monologe nachschweben ließ, voll politischer Träume. Prinz Heinrich VII. von Reuß aber vergaß den Eindruck nie, wie 1855 in Paris ihn Herr von Bismarck mit der Erklärung der Unvermeidlichkeit eines preussisch-österreichischen Krieges überwältigte: sie gingen gerade über den Eintrachtsplatz, und die großen Brunnen rauschten. Das war der Bismarck, den damals sein Frankfurter Freund, der Professor Jakob Becker gemalt hat: elegant, in sich geschlossen, Weltmann und Diplomat, mit Ordenskreuzen auf dem Frack, der Vollbart der Revolutionsjahre ist gefallen, nur der Schnurrbart geblieben, aber aus den funkelnden Augen blickt zuversichtlich, fest, durchdringend, überlegen die siegreiche Willenskraft eines großen Herrschers.

Seine Briefe sprechen gelegentlich mit Mißachtung vom bloßen technischen Diplomatenhum der alten Schule; sie fordern auch für den Staatsmann einen treibenden Glauben. Welcher es war, haben wir gehört. Es war der unbedingte Glaube an sein Land, an seinen Staat, an dessen Lebenskraft und Lebensnotwendigkeiten. Es war der Realismus, von dem das Deutsch-

land dieses Jahrzehntes in seinem bürgerlichen Dasein stärker durchdrungen wurde, den es für sein politisches Dasein ersehnte und pries und dennoch nicht fand. „Realpolitik“ hat im großen Sinne damals von allen, die sie suchten, nur Otto von Bismarck getrieben und durch die Tat gelehrt. Die Erkenntnis sah die Mängel von 1848 wohl; die Reaktion hat sie nicht auszugleichen vermocht und fiel demselben Dogmatismus anheim, der auf den Barrikaden und in der Paulskirche sieglos verpufft war. Sie ging ihrem Ende entgegen, erschöpft, an positiver Wirkung arm, in Preußen und über Deutschland hin nur durch Friedrich Wilhelm IV. noch mühsam aufrecht erhalten: und ihn traf im Oktober 1857 der entscheidende Schlaganfall. Würden die konservativen Kräfte nunmehr den Staatsgedanken und die freie Tat wiederzufinden wissen? Der Liberalismus witterte die Wiederkehr seiner Stunde; würde die Lehre von 1848 dann aufgehen? Dieser preußische Diplomat hatte die Aufgaben der Zukunft in seiner Seele durchgekämpft und durchgedacht: der ungeheure Betätigungsdrang des Genius vereinigte sich in ihm mit nüchterner Erwägung, breiter Erfahrung, mit starkem staatlichem Pflichtgefühl. Die Pflichtlehre, die er Gerlach entgegengehalten hatte, enthielt die wirkliche Realpolitik; freilich dahinter die Aussicht auf einen Kampf auf Leben und Tod. Daß die deutsche Einheit nur durch Krieg hindurchgehen könnte, hatte mancher erkannt, aber die meisten auch unter ihren Verfechtern wagten es nicht aus- und nicht durchzudenken. Durchgedacht, als Praktiker, im Sinne eines unbedingten Willens, mit dem Willen und der Fähigkeit zur Tat hat es Bismarck allein. In seiner Seele reiften in diesem reichen Lebensjahrzehnt die Saaten der deutschen Zukunft ihrem Schnitter zu. Er ging seinen Weg durchaus allein; würde die Stunde kommen, da die Zeit ihm begegnete? Er hatte die Aufgaben mit rückhaltlosem Mute ergriffen und verarbeitet; er hatte ein volles System aufgerichtet und sich wie seine Pläne der Zukunft zubereitet. Aber der volle Gegensatz zu der alten Systematik des deutschen Denkens

war er so erst recht: eine gewaltige Phantasie, die Fernes und Nahes verknüpfte und einheitlich ordnete, der Flug eines weitgespannten sachlich-personlichen Ehrgeizes, wie ihn die Größe braucht, daneben ein scharfes Sehen aller einzelnen Dinge, plastisch und greifbar, nüchtern, vorurteilslos, ungebunden, der Wirklichkeit geschmeidig folgend, der doch zugleich sein Wille in majestätischer Kraft die Bahnen zu weisen entschlossen war; politische Schulung und politisches Wollen, der täglichen Möglichkeit gehorham und fähig, sie gestaltend zu packen — für den neuen Wirklichkeitsbegriff auf dem Gefilde des Staates der Vollender, der Führer, der Mann der großen Tat, der einzige, den es in Deutschland gab. Weit umschauend und fest in sich gesammelt erkannte er und schritt er seinen Weg, furchtlos und straff, von der derben sicheren Erde, die sein Fuß nie verlor, und von dem einen großen Gefühl seines Staatsehrgeizes her emporgewendet zu den höchsten Höhen geschichtlichen Schaffens.

Das Jahr 1858 brachte den neuen Monarchen und eine neue Bewegung; auch in Frankfurt hatten Probleme wie die Befreiung Holsteins angeklopft. Bismarck war zur Zusammenarbeit mit dem Prinzregenten bereit. Da warf ihn dessen Wendung in die liberalen Bahnen aus Frankfurt hinaus: Anfang 1859 wurde er nach Petersburg versetzt.

Vierter Abschnitt

Petersburg und Paris (1859 – 1862)

Der Mann und der Staatsmann war fertig; was künftig noch hinzukam, das waren die wechselnden Aufgaben. Zunächst wechselte der Schauplatz seines Lebens: er wurde wie in erneuten Wanderjahren nach Osten und Westen geführt, als bedürfe seine Ausbildung eines letzten Abschlusses; aber eigentlich zu lernen hatte er nicht mehr. Neue Eindrücke drangen wohl auf ihn ein, neue Ereignisse rückten seine Welt und ihn zu neuer Wirkung zusammen.

Er hat in seinen drei Petersburger Jahren die Hauptstadt und ein Stück Rußland kennen gelernt. Er blickte in die russische Kultur, das russische Volk, die russische Landschaft hinein, mit Sympathie; er erlebte die Höhe der liberalen Zeit Alexanders II. mit, die Zeit der Bauernbefreiung. Er sah vor allem in die politische Gesellschaft und in die Hofgesellschaft hinein. Er tat auch dies mit Freude; diese Geselligkeit reizte ihn, und alte und neue baltische Freunde holten ihn auf ihre Güter und zur Bärenjagd hinaus. Die alte Generation der Verwandten und Freunde seines Königshauses war freilich am Aussterben, aber in Alexander II. wirkten ihre Überlieferungen immerhin persönlich nach, und Bismarck war der Mann, sie auf sich zu ziehen. Er wurde, noch immer als der Familiengesandte, in den engeren Kreis der kaiserlichen Tafel gezogen, und bei der Audienz erwies ihm der Zar die Gnade, weiterzurauchen. Daß er ihm nähertreten durfte, kam seiner Zukunft zugute. Auch der leitende Minister Gortschakoff nahm ihn freundschaftlich auf und erwies ihm an-

scheinende Vertraulichkeit: die beiden feinen Spieler lernten sich gut kennen, und der jüngere zeigte dem älteren eine wohlüberlegte Ergebenheit. Gortschakoff wünschte Rußland zu Frankreich hinüberzulenken und neigte dazu, Polen freier zu stellen, als einem guten Verhältnisse zu Preußen entsprach. Er war für Bismarck ebenso Gegner wie Freund, aber Bismarck erfaßte ihn mit skeptischem Wohlgefallen, und der gemeinsame Gegensatz gegen Österreich führte sie immer wieder zueinander.

Den stärksten Inhalt erhielt Bismarcks russischer Aufenthalt durch den italienischen Krieg von 1859. Napoleon führte ihn, vorbereitend seit dem Januar, schlagend seit dem April, mit Piemont zusammen gegen Frankreichs alten Feind Österreich und leitete in ihm die Befreiung Italiens ein. Österreich wurde im Juni bei Magenta und Solferino geschlagen; es hatte den Bund und Preußen zum Beistande aufgerufen und sträubte sich, ihn durch Leistungen an Preußen zu erkaufen. Prinzregent Wilhelm rüstete, mobilisierte und war eben dabei, selbständig in den Streit einzugreifen und so den Krieg an den Rhein und auf sich selber zu ziehen: da kamen die zwei Kaiser der beiden unerwünschten Einmischung zuvor und schlossen (am 11. Juli) zu Villafranca ihren Frieden.

Was Bismarck damals im Innersten gewünscht hat, ist außer Zweifel. Hätte er regiert, er würde die Not Österreichs zur Lösung des deutschen Dualismus und der deutschen Frage benutzt haben, er hätte sich, mit oder neben Frankreich, an dem Kriege beteiligt und „die Grenzpfähle“ erst am Bodensee „aus dem Tornister geholt“. Er hat das sogar einem militärischen Freunde aus Prinz Wilhelms unmittelbarer Umgebung ausgesprochen, und daß er den Deutschen Bund für wertlos und schädlich hielt, wiederholte er seinem neuen Vorgesetzten, dem Minister von Schleinitz, rückhaltlos. Er hat aus Petersburg an Schleinitz und an dessen Nachfolger Bernstorff geschrieben, wie aus Frankfurt an Manteuffel: allerdings im ganzen zurückhaltender, denn er schrieb an halbe Gegner. Hier brach einmal der ganze Bi-

marck durch, der Nebenbuhler Oesterreichs, der Mann des durch nichts gehemmten preussischen Willens. Er mußte sich bescheiden, daß weder Regent noch Minister so weit gehen würden wie er; zum mindesten wünschte er unbedingt eines, Preußens Neutralität. Wenn sein Staat die günstige Stunde, aus Abneigung gegen ein Zusammengehen mit Frankreich, nicht ausnützen wollte, so sollte er sich wenigstens nicht für den österreichischen Todfeind in die Schanze schlagen. Hierin war er mit Schleinitz einig, aber die Politik des Regenten, rechtlich und gewissenhaft wie sie war, brachte Preußen dicht an den Abgrund heran, der für Bismarck seine Selbstvernichtung bedeutete. Es war die verstärkte Wiederkehr jeder Gefahr aus dem Krimkriege, und von Frankfurt bis Petersburg hat Bismarck sie, er selber der Entscheidung entrückt, mit steigender Seelenangst, mit qualvoller Leidenschaft empfunden. Er will sich in der Bibel beruhigen, und was er aufschlägt, das sind die Psalmenworte: Der Herr wird zerschmeißen die Könige zur Zeit seines Zornes. Er tröstet sich selber mit der Flucht aus der Torheit des Zeitlichen in das Zeitlose: der Tod wird ja doch einmal alle gleich machen, „und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los.“ Man spürt hinter diesen Shakespearischen Bildern, in denen der gefesselte Titan in seiner Einsamkeit schwelgt und sich zu seiner unpolitischen Frau (2. Juli) politisch ausklagt, wie unausweichlich gerade dieser „Patriotismus“ seine Seele umklammerte. „Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wassermogen, und das Meer bleibt.“ Sein heißes Herz trieb auf dem Strome dieser Wogen und war von der Resignation, die er sich vorhielt, weit entfernt. Getröstet hat ihn erst Villafranca; aber die schwere Krankheit, die ihn in diesen Wochen ergriff und die ihn dann mit gesteigerter Lebensgefahr ein halbes Jahr hindurch begleitet hat, schließt sich der

erschütternden Erregung der italienischen Krise gleichsam organisch an; sie gab seiner Gesundheit auf Lebenszeit den ersten, tiefen, nachwirkenden Stoß.

Der Krieg, der ihm die Knechtschaft gewesen wäre, war vermieden worden. Eine neue Bewegung der europäischen Politik ging von ihm aus, Frankreich und Österreich blieben sich feind, das revolutionär aufsteigende neue Italien trat störend zwischen die alten Mächte: sollten sie, die legitimen, es anerkennen? In Rußland rang dies Legitimitätsgefühl mit der Staatsräson, die zu Frankreich hinüberstrebte. Auch Bismarck hatte sein Thema von 1857 wieder aufzunehmen: Preußen darf Napoleon III. nicht ein für allemal für den Gegner halten, es muß sich bequemen, ihn politisch anzuerkennen und zu benutzen; und nun trat der Kampf für die Anerkennung Italiens hinzu. Er fand sie durch Preußens Lage mit Selbstverständlichkeit geboten, und er verfocht sie vor Schleinitz 1860 mit den alten Gründen: das Ausland darf nicht nach Rechtsgrundsätzen behandelt werden, sondern „danach, welche Gestaltung die günstigste sei für die Machtstellung und Sicherheit der Krone Preußen“. Er sprach mit dem alten mahnenden Ernste; sein Ziel blieb das eine: Österreich.

Auch in Deutschland hatte der 1859er Krieg die nationale Frage neu aufgeregt. Mit unerhört politischem Eifer hatten Süd und Nord die Teilnahme Preußens am Kriege erörtert; eine große Anzahl der Stimmen forderte preußische Realpolitik und nannte Österreich den natürlichen Gegner aller nationalen Einheit für Deutschland ebensowohl wie für Italien. Der Höhe von Bismarcks preußischer Entschlußkraft kamen ganz wenige nah, in der Politik der preußischen Tat, wie er sie gewünscht hätte, blieb er völlig einsam. Aber das Eis der Reaktionszeit, das schon Prinz Wilhelms liberalere Wendung für Preußen gesprengt und damit für ganz Deutschland erschüttert hatte, schmolz nun unter der Sonne dieses Krieges überall. Die neue Bewegung brandete gegen den Bund; der Nationalverein entstand, die kleindeutschen

Gedanken von 1849 tauchten, gemäßigter, der staatlichen Wirklichkeit angepaßter, wieder empor, freilich auch stark mit aller alten deutschen Landschaftlichkeit, im Grunde mit einer tiefen mißtrauischen Abneigung gegen den preußischen Staat durchsetzt, dem doch der Kampf und die Leitung zufallen mußten; mühselig hielten die Führer des Vereins ihn zu leidlicher Einheitlichkeit zusammen, und wo wir ihre Arbeit näher kennen, ist sie durch äußere Schwäche und innere Unklarheit verhängnisvoll gelähmt. Jedoch es war ein Erwachen, und den alten Kabinetten schien der Boden zu beben. Eine neue Agitation, eine neue Hoffnung ging durch Deutschland hin, mit Reden und Festen, mit weit mehr Wärme und Selbstvertrauen als Klugheit und politischer Wirkungskraft. Dennoch: das deutsche Problem kam wieder in Fluß, und der Hintergrund dieser stürmischen Erregung, der Gefühle, die sie losband, der Besorgnisse und Schätzungen, die sie bei ihren Gegnern im In- und Auslande hervorrief, ist für das Verständnis aller staatsmännischen Taten, die ihr folgen sollten, unentbehrlich. Die Nation war in sehr wenigen Dingen wirklich einig und klar; aber daß sie aus heißer Begeisterung und aus heißem Unwillen heraus eine Änderung wollte, das war unzweifelhaft und eindrucksvoll. Die starken materiellen Mächte, die hinter der Bewegung standen, enthüllten sich in einem neu aufsteigenden Streite um den Zollverein: wieder versuchten Preußens politische Gegner, Österreich wie die Mittelstaaten, den Zollverein zu sprengen, und wieder siegte das Schwergewicht der wirtschaftlichen Bedürfnisse unbedingt. Zugleich bemühten sich dieselben Gegner, eine Bundesreform aufzustellen, die dem Verlangen der Nation nach Einheit entgegenkäme und ihm die Spitze abbräche, ohne doch den Bund und seine alten Beherrscher zu schädigen. Von Dresden, Wien, München aus suchte man eine nationale Politik zu treiben, die Preußens Obergewalt und die kleindeutsche Absprengung Österreichs vermiede: Maßregeln sehr verständlicher und sehr berechtigter Gegenwehr der bedrohten historischen Mächte, nur daß sie immer

wieder an ihrer inneren Unmöglichkeit scheiterten. Ein deutsches Parlament konnten sie nicht bewilligen, denn es war nur möglich ohne Österreich — oder man hätte Österreichs deutsche Länder vom Körper des Kaiserstaates ablösen müssen. Eine einheitliche Zentralgewalt, einen nationalen Staat wollten sie gerade vermeiden; wenn sie dennoch die Einheitssehnsucht erfüllen zu können vermeinten, so rangen sie um die Quadratur des Kreises. Es wurde wieder deutlich, wie ganz die Einheit auf die Ausschcheidung des zweiten der deutschen Großstaaten aus dem deutschen Staatsleben, auf das kleinere Deutschland angewiesen war; wieder empfanden dies Millionen als Beraubung, und die Gefühle wallten von neuem schmerzhaft und widerspruchsvoll auf. Der Prinzregent von Preußen, seit dem 2. Januar 1861 König Wilhelm, folgte der populären Bewegung, von der Verantwortung bedrückt, zögernd und langsam nach: die Gegenpläne der Mittelstaaten und Österreichs, unannehmbar für Preußens Selbständigkeit als Großmacht, in sich selber zunehmend an Dringlichkeit, an Drohung, trieben ihn, der im Grunde von jeher preußisch und großmächtig empfunden hatte, schrittweise zum kleindeutschen Bekenntnis hinüber; im Winter 1861—1862 traten die Gegensätze klar und scharf heraus. Die Volksbewegung hatte das bewirkt. Aber schon war diese selber kaum mehr preußisch und kleindeutsch geblieben.

Für Preußen selber war Lockung und Gefahr nicht gering. Staatlicher Ehrgeiz und nationales Gefühl konnten auch Preußen vorwärtstreiben; aber sie standen zugleich in einem möglichen inneren Widerspruche. Seit 1848 bot der deutsche Patriotismus zumal der Südwestdeutschen — er hatte aber Schule gemacht weit in den preußischen Liberalismus hinein — dem Preußentume die Führung Deutschlands an, mit der Bedingung, daß es in Deutschland aufgehe. Es sollte der Nation dienen und sein Sonderdasein opfern. Die Forderung hat sich, bewußter oder unbewußter, immer wieder erneut. Preußen aber war, wie alle deutschen Staaten, Sonderstaat, und es war Großstaat; das

Schwergezwicht der Macht, die sich selber nicht aufgibt, beherrschte seine Geschichte auf allen ihren Höhen seit dem 17. Jahrhundert, und über alle ihre Niederungen hinweg. Die Konservativen hatten 1849 ihren Staat nicht zugunsten der Union einstampfen lassen wollen. Sein Wesen war eigen und spröde. Das liberale Deutschland hoffte auf einen deutschen Cavour, der Preußens Kraft für die Nation einsetzen, aber die Nation und in ihr Preußen liberal ausgestalten sollte. Mit welchen Mitteln konnte er sein Werk vollbringen? Man träumte gern von moralischen Eroberungen eines liberalen Preußentums, von friedlicher Durchsetzung des nationalen Willens hier und dort. Das war ein Traum. An die Stelle der deutschen Ohnmacht und Zersplitterung ein starkes Deutschland zu setzen, dazu bedurfte es des Krieges, innerhalb Deutschlands und innerhalb Europas. Eine andere Lösung war aussichtslos. Und die Mitwirkung der deutschen Liberalen bei einer friedlichen Umgestaltung war, wenn eine solche denkbar gewesen wäre, nicht einmal zu erwarten. Das deutsche Volk wünschte die Einheit; die Opfer an landschaftlichem Sondergefühl, an sonderstaatlicher Selbständigkeit, die sie voraussetzte, zu bringen war es auch 1861 noch nicht reif. Dicht neben dem Gefühle vom Eigenrechte der Gesamtnation stand die Fülle alter Sondergefühle, und bei ihnen war die moralische wie die politische Macht. Das Bedürfnis der Nation schrie nach Einigung; die inneren und äußeren Dämme zu durchstoßen war nur die Gewalt imstande. Auch ein Cavour hätte nur sie verwenden können. Denkbar, daß er die Einigung, unter einem liberal gesinnten Monarchen, auf freierlicheren Wegen oder doch mit freierlicherem Einschlage hätte herbeiführen können, als es dann Bismarck getan hat. Immer hätte auch ein liberaler Bismarck die alten preussischen Kräfte, die den Kampf zu leisten hatten, erst in Bewegung setzen müssen; wie schwer ist das selbst dem konservativen Bismarck geworden! Die Möglichkeit einer etwas anders gerichteten Bahn kann man sich ausdenken, aber stets mit großen Schwierigkeiten. Die Wirklich-

keit jedenfalls hieß Wilhelm I. und war der preußische Verfassungskonflikt.

Schon die Frage der Hingabe an Deutschland hätte das alte Preußen tief aufrühren und zum Widerstande aufreizen können. Die Wirklichkeit ist aber, daß der innere Kampf in Preußen nicht aus den Fragen der deutschen Politik, sondern aus den eigensten Fragen des inneren preußischen Lebens selber emporgestiegen ist: von da aus aber wurde dann auch die deutsche Lösung tief beeinflusst.

Wilhelm I. hatte die Einseitigkeit der Reaktionsherrschaft aufgegeben, er wünschte ein monarchisch-liberales Regiment, aber unter monarchischer Leitung. Der preußische Liberalismus wünschte mehr: er wünschte, nach langer Knebelung endlich befreit, sein eigenes Ideal sicherer und vollständiger durchzusetzen. Er ging, bewußt und unbewußt, auf das parlamentarische System, die Herrschaft der überwiegenden Partei, jezt des Bürgertumes, los. Zwei Mächte, zwei Auffassungen standen sich gegenüber; jezt erst, von 1859 an, erhielt das preußische Verfassungsleben freie Bahn zu ihrer Entscheidung. Und die zwei Bestrebungen prallten aufeinander in der Heeresfrage. Der Soldat Wilhelm I. wollte sein Heer größer, schlagfertiger, jünger machen; er wollte die Linie stärken, die allzu breit gewordene Landwehr zurückziehen. Es war die Frucht seines ganzen militärischen und politischen Lebens. Er hat liberalere Lösungen als Fachmann beiseite geschoben; er hat den militärischen Gedanken einer geschulten Armee festgehalten und durchgezwungen, und die Lasten, die diese seinem Lande auferlegen würde, für erträglich und für fruchtbar erklärt. Der Liberalismus mißtraute der Stärkung der monarchischen und adligen Gewalten, die diese Heeresreform bedeuten würde, hielt die Lasten für über groß, die dreijährige Dienstzeit für unerschwinglich, die Verringerung der Landwehr für volksfeindlich. Alle alten Gegensätze, alle alte Verbildung des deutschen Liberalismus unter dem Drucke jahrzehntelanger Gewaltpolitik, alle seine Abneigung und

Verständnislosigkeit für die Kraft des Heeres, der Staatsgewalt, der auswärtigen Macht, wallten empor; und an dieser Frage kam die Frage der inneren Obergewalt, die Frage parlamentarisch oder konstitutionell, zum Bewußtsein und zum Ausdrage. Fehler wirkten dabei mit; in der Hauptsache war es ein sachlich begreiflicher Kampf um große, noch ungelöste Probleme. Er führte in Preußen, von 1859—1862, zur schrittweisen Entfremdung zwischen dem Monarchen, seinem liberalen Ministerium, seiner liberalen Kammer, zur Verschärfung der Opposition, zum parlamentarischen Siege der neuen, radikalen Fortschrittspartei, zum immer härteren Hader um die Heeresziffer, um die zweijährige Dienstzeit, zur immer deutlicheren Aufstellung des politischen Preises: Krone oder Kammer. Er führte 1861 zur inneren Auflösung des Ministeriums der neuen Ära, zum inneren Bruche zwischen König und Kabinett, im März 1862 zur konservativeren Umbildung des Kabinetts, zur Gewißheit des nahenden Konflikts. Denn weder König noch Opposition wollten und konnten sich selber aufgeben.

1862 stand Preußen innen im offenen Streite, außen im erklärten Gegensatz zur großdeutschen Staatengruppe; Deutschland sah den Staat der nationalen und liberalen Hoffnung gelähmt, der ihm zugedachten Aufgabe entfremdet, seine eigenen Hoffnungen zerstört, alle Aussichten der Zukunft heillos verwirrt. Die deutschen Probleme waren im Fluß, aber schon hatte eine neue schwere Stodung begonnen. Wer sollte sie lösen? Nur Preußen konnte es, und Preußen war unmöglich geworden: wenigstens für den deutschen Liberalismus. In Wahrheit ließ der werdende Konflikt nur noch die eine Lösung zu: durch die autonome preußische Staatsgewalt. Sie wäre stets die realpolitisch-wahrscheinlichste gewesen; jetzt blieb sie, falls nicht der Liberalismus Preußen unterwarf, die einzig denkbare. Aber wer konnte sie vollziehen?

Bismarck war seit Jahren aus Deutschland verbannt. Man blickte auf ihn; daß er etwas Besonderes war, wußte man am

Hofe und bei den Parteien. Er hatte ein deutsches Programm, leider schien es bedenklich französisch gefärbt zu sein, und der Prinzregent betrachtete den begabtesten seiner Diener mit Argwohn. Er kannte ihn seit langen Jahren, als Verbündeten von 1847 und 1848 her, als Gegner aus der Zeit der Union und des Krimkrieges, er hatte ihn 1859 angehört. Alljährlich tauchte jetzt, wie auch schon in den früheren Zeiten so manchmal, Bismarcks Name als der eines möglichen Ministers auf, seit 1859 hatte er in dem konservativen Kriegsminister des liberalen Kabinetts, in Albrecht von Roon den Befürworter seiner Berufung. Als 1861 die Kabinettskrise bereits drohte, warb Roon um seine Hilfe und Bismarck lehnte sie nicht ab. Der Riß wurde damals noch verkleistert. Bismarck aber hatte zu den beiden Schwierigkeiten Stellung genommen, der preussischen wie der deutschen. Er war in Preußen für konservativere Politik, in Deutschland für das Gegenteil. Er sah die preussischen Zwiste etwas zu sehr von außen her und hat sie noch lange unterschätzt, er fand, daß man daheim wieder einmal „über Zwirnsfäden stolpere“. Er wollte die innere Spannung aber bereits damals durch äußere Taten lösen: durch eine kraftvolle deutsche Politik. Für sie legte er dem Könige im Juli 1861 die Grundzüge vor: als Ziel eine Überwindung der deutschen Ohnmacht durch einen nationalen Staat, in dem Preußen das Übergewicht besitzen und auswärtige und wirtschaftliche Politik einheitlich geleitet werden müsse, das übrige verbleibe den Einzelstaaten. Zunächst sei dies Ziel nur aufzustellen, und ihm nur vorzuarbeiten durch die Ansetzung preussischer Sondervereinigungen neben dem Bundestage. Die Befreiung Preußens aus seiner Zwangslage am Bunde, Deutschlands aus seiner Nichtigkeit in der Welt, die Schaffung von wahren Bundesinstitutionen in Regierung und Parlament, nicht zu unitarisch, stets für Preußen ertragbar und fruchtbar, all das war in diesen Vorschlägen, kühn und vorsichtig, ganz voll des Bismarckschen Geistes der Wirklichkeit und der Macht — zu einer Stunde, da die deutsche Erregung ihren nationalen Idealismus

noch unsicher und hilflos gegen die Klippen dieser Wirklichkeit anschäumen ließ. Der König rückte ihm langsam näher; Graf Bernstorffs Ministerium handelte erheblich Bismarckscher als das Schleinitzische zuvor.

Der innere Umschwung und die Verschärfung der deutschen Gegensätze im Frühling 1862 wies von neuem und schärfer auf Bismarck hin. Er wurde von Petersburg abberufen, wochenlang in Berlin festgehalten; zuletzt entschloß sich der König doch nicht, ihn zu ernennen, und schickte ihn weiter, aber nur auf Frist, nach Paris. Vom Mai bis September 1862 war er Gesandter bei Napoleon. Aber es waren Sommertage, diplomatische Ferientage; er hat mit dem Kaiser Wichtiges über Deutschland, Österreich, Frankreich sprechen, seine alte Anschauung von diesen Beziehungen bestärken, die persönlichen Berührungen auffrischen können, eine eigentliche Tätigkeit bot die kurze Spanne dieser Gesandtschaft ihm nicht. Er hat auch einmal nach London hinübergeblickt; es war ein Ausflug, nach dem Osten, in den Westen Europas, aber sein eigentlicher Anteil war an Berlin gebunden. Der Ruf an die Spitze des Ministeriums schwebte über ihm.

Bismarck lauschte ihm mit leisem Schauder; er empfand den Druck der nahenden Last, und gesucht hatte und hat er die Würde und Bürde nicht. Dennoch ist gar kein Zweifel, und aus seinen Briefwechseln leuchtet es hervor: er wünschte sich, trotz aller Unbehaglichkeiten, den Berliner Posten, er ersahnte ihn sich. Es war die Aufgabe seines Lebens; er allein konnte sie meistern; die Hand suchte ihm nach dem Marmorbloß. Er war schließlich sogar bereit, ohne Portefeuille einzutreten; mit seinem Bundesgenossen Roon erörterte er die Lage: er war bereit. Er glaubte nicht an einen langen parlamentarischen Kampf, er wollte nicht kommen, um einen Konflikt zu führen, sondern um zu regieren. Nur ungeduldig wurde er mit der Zeit, als die königliche Entscheidung über seine Zukunft sich immer wieder ungewiß hinausschob, er verlangte zu wissen, wohin er gehöre.

Er reiste im Hochsommer in die Pyrenäen, er verbrachte in Biarritz wundervolle Tage der Ruhe, eines tiefen Weltvergessens, eines behaglich träumenden Genießens, das seine Briefe wundervoll farbig spiegeln: nur daß er den höchsten Genuß dieser Ruhe doch in der Spannung seiner Kräfte fand. Einen Monat hindurch hat er im stärksten Seebade Europas alltäglich zweimal im Meere gebadet, zuletzt das Bad zu einer vollen Stunde. Und es tat ihm wohl: „an Leib und Seele gestärkt“ sprang er hinüber in den Kampf.

Denn nun wurde es Ernst. In Berlin spitzte sich der Streit im September 1862 auf das äußerste zu; die Frage wurde: Unterwerfung der Krone oder der Kammer? Die Zukunft Preußens und Deutschlands hing davon ab; auch Deutschlands: denn wo in Preußen war die Macht, die deutsche Frage zu entscheiden? Es wurde deutlich: einen Mittelweg fanden die beiden Gewalten nicht mehr; der Versuch, ihn zu finden, scheiterte am 17. September an seiner inneren Unmöglichkeit. Die Verwerfung der Militärausgaben, selbst der für 1862 schon geleisteten, durch das Abgeordnetenhaus wurde gewiß. Die kleinere Hälfte der Minister, außer Roon die Gesamtheit der politisch wichtigen, weigerte sich, in den Konflikt, in das budgetlose Regiment, mit einzutreten. Sie hofften noch immer und noch weiter auf Nachgiebigkeit des Königs. Der König fand diese militärisch und politisch unmöglich: mit Recht, denn ein Nachgeben auch nur in der einen, am brennendsten umstrittenen Frage der zweijährigen Dienstzeit, war, nachdem diese zum Ausdruck des Machtkreites von Krone und Parlament geworden war, das Anerkenntnis der Niederlage der Krone, der Sturz des alten Systems. Der König wollte eher abdanken, als daß er dies vollzöge; und diese Gedanken waren ihm ernst und galten seiner Umgebung so. Wie aber sollte er durchhalten? In Deutschland drohte ihm der Zusammenstoß, den er nicht gewünscht hatte; in Preußen dröhnte der Konflikt gegen die Türen des Schlosses. Er hatte alles so weit geführt: er hatte alle großen Aufgaben der großen Tage

aufgenommen. Aber sie auszusechten, war er nicht der Mann. Wo fand er den Helfer?

Roon hatte in zwei dringlichen Telegrammen den einzigen herbeigerufen, von dem er Hilfe erwartete. Der König hatte Bismarck immer geschätzt und immer gepocht, und ihn nie gewollt. Sie waren beide Preußen aus tiefster Seele; aber die Unberechenbarkeit des Genies, die ihn zu Handlungen, die er nicht wagen wollte, zu ungeheuern Gefahren, zu wahllosen Taten mit sich reißen würde, schreckte den König ab. Der königliche Edelmann scheute sich vor dem Dämon, der in diesem geborenen Herrscher war. Er hatte eine Art von Schauder, von Abneigung, die er aussprach, zu überwinden. Am 20. September traf Bismarck in Berlin ein, Roon weihte ihn ein, am 21. meldete er ihn in Babelsberg an. Noch an diesem Tage rechneten die Minister mit dem Abdankungsplane des Königs und stellten ihm vor, daß seine Königspflicht ihn ihm verbiete: abdanken würde heißen, dem Sohne eine Niederlage vererben. Noch am 22. schien ihnen seine Nachgiebigkeit gegen die Kammer möglich; noch am 19. hatte er dem Kronprinzen gesagt, Bismarck zu nehmen sei er nicht geneigt. Am 22. hat er den unheimlichen Mann in Babelsberg empfangen. Er war ärgerlich gewesen, daß Bismarck (eingeladen und pflichtgemäß) dem Kronprinzen einen Besuch gemacht hatte: er sah darin die Abkehr zu der aufgehenden Sonne. Er trat dem Gesandten mit dem Hinweise auf die Abdankungsurkunde entgegen. In seinem unvergeßlichen Berichte hat Bismarck das Gespräch, dramatisierend wie es seinem dramatischen Genius natürlich war, erzählt. Bismarck war überrascht — schwerlich durch die Existenz dieser Rücktrittsplane seines Herrn, wohl aber dadurch, daß sie noch oder wieder so stark hervortraten. Denn wozu hatte ihn der König bestellt, wenn er zurücktreten wollte? In Wahrheit ist König Wilhelm, als er Bismarck zu sich berief, doch wohl noch nicht endgültig entschlossen gewesen. Es war wohl so: er wünschte zu bleiben und es mit Bismarck zu versuchen; aber sein Widerstreben saß tief,

und der neue Verdacht rührte in dem erregbaren Fürsten noch einmal alle alten Bedenken auf. Er hat Bismarck geprüft: sicherlich in tiefstem Ernste. Er müsse gehen, denn er finde keine Minister mehr; er hat Bismarck nach seinen Bedingungen gefragt; er hat ihn gefragt, ob er die Militärreform auch gegen den Landtag durchführen werde. Bismarck hat auf alles Antworten ohne Hörner und Zähne gegeben, sich ohne jede Bedingung ganz zur Verfügung gestellt, mit einem Gehorsam, der nicht stumm, aber rückhaltlos sein werde. Der Eindruck dieser Antworten und der Persönlichkeit erst muß das letztlich Entscheidende gewesen sein: zu dem Bündnis der beiden Männer gehören sie alle zwei, und erst durch Bismarcks rundes und starkes Ja ist die Absicht des Königs, auszuharren, königlicher Tapferkeit voll wie sie war, zur Wirklichkeit und zur Tat geworden. Erst die Gewinnung dieses Helfers, die volle Annahme von beiden Seiten her, erst der Vollzug von Wilhelms Absicht durch Bismarcks Haltung, hat die Grundlage der großen Zukunft gelegt. Denn dieser Helfer war der einzige, der noch in Frage stand; wir sehen keinen zweiten, es gab in Wilhelms Kreisen keinen zweiten. Die großen Aufgaben quollen aus der Zeit, aber auch unendliche Schwierigkeiten: die Folge hat gezeigt, daß Bismarck sie einsam gelöst hat, und daß nur er es konnte. Erst jetzt erstand dem fiebernden Deutschland sein einziger Arzt.

Der König hatte den gefährlichen Diener binden wollen, er legte ihm in Babelsberg ein bestimmtes Programm der inneren Politik vor, auf das er ihn zu verpflichten wünschte. Es gelang Bismarck, dieses Programm abzustreifen, indem er sich zum Gehorsam im Ganzen verpflichtete. Es scheint, daß tags darauf auch die auswärtige Politik, von der der König ihn eigentlich fernzuhalten gedacht hatte, zwischen beiden besprochen worden ist und daß der am ersten Tage durchgerungene Entschluß den König auch über diese Klippen hinweggetragen hat. Er hat Bismarck an die Spitze wie des Gesamtministeriums so auch

des Auswärtigen gestellt: der 22. September 1862 blieb für den Lebensrest beider und für Deutschland der Schicksalstag.

Auch Bismarcks Schicksal hatte sich vollendet. Er war gerüstet. Er hatte ein Ziel, ganz greifbar und ganz hoch, und hatte die Fähigkeit, es handelnd zu erreichen. Er brachte die Erträgnisse eines reich- und vielbewegten Lebens mit, aus jeder der Epochen, die hinter ihm lagen, sind Elemente in seine Ausbildung und in sein Werk übergegangen. Sie hatten alle vorbereitend, stärkend, bereichernd auf ihn gewirkt, umgestaltend nie: selbst die religiöse Wandlung, die stärkste, die er erlebt hatte, hatte doch nur ihn zu sich selber gemacht. In ihm war das Land, aus dem er stammte, die Kraft des alten Preußens, die aristokratische, militärische, insbesondere die staatspolitische Kraft, die große Überlieferung eines schöpferisch in die Welt hineindrängenden und damit zugleich alles innere Leben neu besflügelnden staatlichen Ehrgeizes. Aber nur in ihm wuchs sie von der Durchschnittlichkeit der anderen zu der Höhe des Retters empor, als der er kam, für eine Welt, die nach dem Retter schrie, er selber eine Welt von unerschöpflichem Gehalt des Gedankens, des Mutes, des Willens. Was er in siebenundvierzig Jahren in sich gesammelt hatte, das wirkte jetzt auf die Zeit zurück, stärker als jemals diese auf ihn. Für die Zukunft seines Preußens, dem er diente und das er war, und jenes Deutschlands, das er gestalten und das er werden sollte, wurde er von allen Gewalten auf lange hinaus die stärkste, die entscheidende. Die größten Tage der neueren deutschen Geschichte brachen an.

Zweites Buch

Die Reichsgründung (1862 – 1878)

Sünfter Abschnitt

Preußen und Deutschland (1862 – 1866)

Das Leben Bismarcks hatte bis hierher mit der deutschen Entwicklung in engen Beziehungen gestanden, von nun an deckt es sich mit ihr. Ihre Hergänge können hier nicht erzählt werden; in knappem Hinweise auf sie gilt es, das Miteinander von Zeit und Mann, seine Taten und seine Wirkung herauszuarbeiten.

Ihre Voraussetzung ist sechsundzwanzig Jahre lang sein Verhältnis zu seinem Könige geblieben. Es ist durch manchen Kampf und manche Umgestaltung hindurchgegangen, aber immer ist es auf das Treuegelöbniß jenes Septembertages zurückgekehrt. Fürst und Ministerpräsident haben im Preußen des 19. Jahrhunderts, und nicht nur dort, wenn sie beide Persönlichkeiten waren, um das Maß ihrer Geltung immer zugleich gerungen: das liegt im Wesen der lebendigen Macht. Und hier stand ein Genius neben einem Herrscher. Wilhelm I. ist an allen großen Leistungen seiner Regierung unablässig beteiligt gewesen, er hat sie bis 1862 maßgebend vorbereitet, er hat auch später an ihnen immer mitgewirkt und in die Taten und Schöpfungen sein altpreußisches Wesen auf das Persönlichste hineingewirkt. Er hat keine von ihnen mehr selber vollbracht und doch stets über den Großen, die er berief und die er ertrug, die höchste Verantwortung und die höchste Entscheidung in seiner königlichen Hand festgehalten. Er blieb der Einigungspunkt, der Ausgleicher, der gemeinsame Leiter für wetteifernde Kräfte, die einzeln stärker waren als er. Bismarck hat ihm die Erlaubnis seiner Taten

abringen müssen, in schweren und oft genug in zornigen Räten; er hat seinen Herrn überzeugt, gelegentlich mitgerissen, gelegentlich durch die Tatsache gezwungen: in den Hauptfragen gewann er ihn und wollte und mußte er ihn gewinnen zu freiwilligem Mitentschluß. Denn er brauchte den lebendigen königlichen Willen für sein Werk, und schließlich hat Wilhelm I., nachdem er die Probleme in seiner eigenen Seele tief und ernsthaft durchgerungen und den eigenen Widerstand, wo es sein mußte, ehrlich überwunden hatte, immer das volle Gewicht dieses Willens, seine ganze feste Mannhaftigkeit in die Waagschale der Bismarckschen Politik gelegt und seinem großen Berater die Mühe jenes inneren Kampfes durch ehrwürdige Treue vergolten. Vor der Geschichte bleiben sie eins. Ihr Kampf aber ist in den ersten Jahren am schwersten gewesen.

Am einigsten waren sie im Verfassungskonflikt. Bismarck hat diesen Konflikt nicht geschaffen, sondern geerbt. Er hatte gemeint, ihn leichter ausgleichen zu können, und hat das zuerst versucht, mit deutlichem Mißerfolge. Daß er später die inneren Flammen in einzelnen Stunden geschürt habe, um den König für seine auswärtigen Pläne um so sicherer an seine Unentbehrlichkeit zu fesseln, ist oft behauptet worden; für die Hauptsache trifft es gewiß nicht zu. Er hatte gar nicht die Wahl, diesen Krieg zu führen oder nicht, und ein leichter Kampf war es seinem Wesen nach keineswegs. Wir sahen: der Gegensatz wurzelte in der allgemeinen preußischen Entwicklung. Die aufsteigende bürgerliche Gewalt, die Lieblingstochter der neuen Zeit, wollte ihr Recht d. h. ihre Macht neben und nun längst über der Krone durchsetzen; der Streit ging um den Besitz der politischen Herrschaft. Jeder Teil glaubte an sein gutes Recht und an seine Pflicht, es zu behaupten. Welcher war der stärkere, welcher der politisch lebendigere? An revolutionären Wünschen hat es der Linken nicht gefehlt, an revolutionärer Tatkraft allerdings. Der Kampf blieb auf dem Boden der Verfassung. Man ist erstaunt zu erfahren, wie gering in all diesen Jahren die Wahlbeteiligung

in Preußen war; man fragt sich nach der Tiefe der liberalen Gewalten. Allein das Ergebnis blieb sich von 1861 ab immer gleich: die schroff regierungsfeindlichen Mehrheiten in der Zweiten Kammer waren erdrückend. Die öffentliche Meinung, die Bismarck anfangs mit abwartender Zurückhaltung gegenübergetreten war, beurteilte ihn, seitdem er den Gegensatz rückhaltlos aufgenommen hatte, mit der äußersten Schärfe. Er stützte sich staatsrechtlich auf die Lückentheorie, die er bereits als Abgeordneter 1851 nachdrücklich verfochten hatte: er las aus der Verfassung das Notrecht der Regierung heraus, wenn die drei Faktoren, deren Einigung das Staatsgesetz zustande bringen müsse, Regierung, Erste und Zweite Kammer, sich nicht zu einigen vermöchten, alsdann ohne Staatsgesetz die Einnahmen einzutreiben und die Ausgaben zu leisten, vorbehaltlich späterer Genehmigung durch einen günstigeren Landtag. Die Theorie war eine Waffe für den staatsrechtlichen Kampf; man konnte sie widerlegen und verteidigen. Die Lage war so, daß jene Einigung nicht gelungen war, und daß nun das Abgeordnetenhaus jedwede Bewilligung dauernd versagte. Was sollte geschehen? der Zustand war unregelmäßig; bestimmte die Verfassung, daß er lediglich durch Nachgiebigkeit der Krone geordnet werden müsse? Bismarck bestritt dies durchaus. Das konstitutionelle Leben verlange, wenn es nicht die reine Parlamentsherrschaft bedeute — und die bestehe in Preußen nicht zu Recht —, ein Entgegenkommen beider Gewalten. Das bleibe auch jetzt das Ziel; solange es unerreichbar sei, regiere die Regierung, denn stehen bleiben könne der Staat nicht und abdanken werde die Krone nicht. Die Opposition hatte das äußerste ihrer Machtmittel bereits angewendet, die Steuerverweigerung; auch sie wollte nicht zurück. Sie hatte den inneren Krieg erklärt; wer dieses Mittel gebraucht, muß seines Erfolges sicher sein. Jedoch der Staat ging weiter, die Steuern blieben nicht aus; das Rechtsgefühl des Liberalismus war tief verletzt; er führte seine Gegenwehr mit Erbitterung fort und rechnete darauf, den

Gegner durch die Länge der Zeit zu bezwingen. Bismarck antwortete mit Fanfaren. Er mißachtete den Feind, dessen Macht nur in Worten bestehe. An Revolution hat er offensichtlich nicht geglaubt; freilich bedurfte die Monarchie eines Vorkämpfers, wie er es war. Er sprengte in die Schlacht mit diesen Liberalen hinein, die er ehemals als Abgeordneter so tödlich bekämpft, und denen ihn dann seine Entwicklung als Staatsmann doch genähert hatte. Er nahm die Verteidigung der Krone mit hellem Reitermute auf und freute sich am Klirren der Hiebe. Auch er hat das Seinige dazu getan, den einmal entbrannten Kampf auf das Höchste und Schärfste zu treiben; zum Teil war es die einfache Folge der Lage, aber sein wie Kroons Kriegergrimm trug reichlich dazu bei. Er hat dabei schwerlich die Krone, gewiß aber sich selber aufs Spiel gesetzt. Die Macht zwar der Krone war vorher schon in Frage, ihr Dasein selber blieb gesichert; sein politisches Dasein aber war, wenn der König nicht aushielt, wenn der Sechundsiebzighährige starb, wenn der liberale Kronprinz folgte, rettungslos vernichtet, und sein bürgerliches Dasein wohl auch. Er hat es freudig und beinahe übermütig in die Schanze geschlagen; den Ernst des Kampfes selber kannte er genau. Königin und Kronprinz stellten sich offen zu den Feinden. Bismarck hat mit dem Gedanken gespielt, die Massen gegen das Bürgertum aufzurufen, deren glänzender Wortführer Ferdinand Lassalle den Mann und den Genius in ihm verstand und ihm die Hand hinstreckte zu gemeinsamem Kampfe gegen den zwischen ihnen stehenden sozialen Gegner; das allgemeine Wahlrecht ging wenigstens durch Bismarcks Erwägungen hindurch. Bismarck hätte dabei mehr an die ländlichen, an die konservativen, als an die städtisch-proletarischen Massen gedacht, deren Sozialismus noch recht machtlos war; auch Lassalle, so bedeutend und so zukunfts-voll er war, war für ihn in dem Spiele, das er durchzufechten hatte, doch nur erst eine kleine Figur.

Er packte das Problem mit anderen Mitteln an: er hat es

von außen her gelöst und immer so lösen wollen. Und wenn die Opposition ihn auch nicht umzuwerfen vermochte, er vermochte sie doch auch seinerseits nur durch positive Leistung wahrhaft zu widerlegen.

Das politische Urteil auch dessen, der die Schilderhebung des liberalen Bürgertums als natürlich würdigt und ihren Mißerfolg hauptsächlich in dem überlegenen Gegner begründet sieht, auf den sie stieß, kann doch die Schuld dieses Liberalismus, eine vielleicht tragische Schuld — denn es ging um große Dinge, und Recht stand wider Recht —, niemals leugnen. Sein Widerstand und sein Anspruch hat sich selber übertrieben, bis zum Vergessen der Staatspflicht, die auch der Partei unabwehrbar oblag; er hat das staatliche Leben gesprengt, die Grenzen der unbedingten Rücksicht auf die Machtstellung des eigenen Landes überschritten: ohne doch die Gewalt wirklich an sich bringen und damit die Überschreitung praktisch rechtfertigen zu können. Zur Führung Preußens haben diese Fortschrittler von 1863 die Fähigkeit nicht erwiesen. Die Lage war unendlich schwierig, innen wie außen; der Ansturm des jungen Liberalismus war vielleicht unvermeidlich; aber er war einseitig und unbesonnen, und stieß ganz bald an die Schranken seiner Kraft. Die Ablehnung der Armeereform von 1860 war ein äußerer Fehler und entsprang inneren Mängeln; der Verfassungskampf von 1862 war ein neuer und der schwerere Fehler. Die Opposition glaubte sich der Regierung überlegen; was hätte sie geleistet, wenn sie ans Ruder gelangt wäre? Es mag sein, daß nur Bismarcks Person das verhindert hat; aber wie die Dinge gingen, blieben die Liberalen ohnmächtig; und die Krone erwies ihre positive Überlegenheit durch schöpferische Taten. Auch diese hat nur Bismarck vollbracht; der König und Kronen hatten die Bahn freigehalten, beschritten hat sie der große Diplomat. Er hat den Konflikt durch Taten in Deutschland überwunden. Das Ergebnis für unsere Geschichte ist gewesen, daß die Monarchie in Preußen die Führung behielt und sie in Deutschland gewann.

Sie war und blieb der Kern dieses Staatswesens, das zwischen den europäischen Feinden stand, angewiesen auf militärisch-politischen Zusammenhalt. Dem Zwange dieser Lage, den Aufgaben der deutschen Einheit entsprach, wie die Dinge geworden sind, nur eine starke Monarchie: daß sie stark blieb, das hat den nachfolgenden Zeiten die Signatur und dem preußisch-deutschen Staate die Wirkungskraft verliehen. Wir vermögen in dem Deutschland der sechziger Jahre keine andere Gewalt zu erkennen, die sie in dieser Stellung hätte ersetzen können; die Notwendigkeit ihrer Führung dauert so lange, bis andere Kräfte reif sind, neben sie zu treten, und sie selber reif wird, ersetzt zu werden. Das ist die Nachwirkung und die Lehre des preußischen Konfliktes gewesen; die Krone hat sich im Kampfe einseitig durchgesetzt und hat, nach ihrem Siege, diese Einseitigkeit alsbald in konstitutionellem Sinne ergänzt: das Bürgerthum wurde der Verfassung als Macht eingefügt, aber nicht als überwiegende oder herrschende. Das alles entsprach dem Gefüge der inneren Kräfte und der äußeren Aufgaben. Zur Wirklichkeit wurde es erst durch den Mann, der die Möglichkeiten zu erfassen und zu vollstrecken und die Stodung in Bewegung umzuwandeln wußte. Er entschied über eine weite Zukunft, indem er die Lebendigkeit der Krone handelnd bewies. Er führte die Verteidigung durch den Stoß und rollte den Gegner von der auswärtigen Politik her auf.

Der erste Stoß geschah in der polnischen Frage. Die polnische Revolution gab Bismarck 1863 Anlaß, das bedrängte Rußland zu verpflichten. In einer neuen europäischen Krise, die an den Krimkrieg erinnerte, trat er neben den Zaren. Frankreich, England, Österreich bedrohten Rußland, Preußen blieb kaltblütig an dessen Seite. Der Ansturm des Westens zerschellte; Preußen gewann in Europa einen unblutigen Sieg seines Ansehens und sicherte sich gegen Österreich und gegen Frankreich,

unendlich wirksamer als vor einem Jahrzehnt, die Dankbarkeit des östlichen Nachbarn. Daß die Berliner Kammer diesen Meisterstreich nicht begriff und ihn mit Entrüstung verdamnte, war begreiflich; sie teilte dieses Urteil mit aller Welt. Aber der Erfolg war bei Bismarck.

Unmittelbar darauf gelang ihm ein größerer in der deutschen Politik.

Auf diesem Felde lag seine Zukunft. Hat er die Einigung, bei der er endete, hat er die Ausschaltung Österreichs, die er 1866 erzwang, von Anfang an erstrebt? Diese Frage schwebt über der Geschichte seiner ersten Ministerjahre, sie führt in die Tiefen seiner Psychologie als Staatsmann. Kein Zweifel: er hat die Einigung gewünscht, freilich nicht so als Deutscher wie als Preuße. Ein elementares deutsches Nationalgefühl hatte er stets besessen; aber was ihn politisch vorwärts trieb, das war, wir sahen es, seit langem das preußische Staatsgefühl. Und jetzt verkörperte er, der Minister, diesen Staat unmittelbar. Seine Pflicht und sein Streben ruhten hier. Gewiß, dieses Preußentum führte ihn auf den deutschen Kampfplatz, er hatte in Frankfurt diese Gedanken bis auf das Letzte durchgedacht. Indessen, zu einem Programme, mit dem er 1862 ins Amt getreten wäre, führten sie ihn nicht. Er hat sicherlich immer gehofft, seinem Staate den höchsten denkbaren Gewinn an Befreiung und Erweiterung erringen zu können: die Vorherrschaft im engeren Deutschland, und als das beste und vollste Mittel erkannte er längst den Krieg. Eine wirkliche Vereinigung der deutschen Schwierigkeiten konnte nur der Krieg bringen. Aber ob er dieses Höchste packen könnte, das hing von den Umständen ab. Er würde, nur dessen war er gewiß, soviel zu packen suchen wie möglich, das jeweils Höchste. Möglich, daß es in einer großdeutscheren Richtung liegen würde, in einer Teilung Deutschlands zwischen Österreich und Preußen, einer Teilung der Macht über Gesamtdeutschland, oder einer Teilung nach geographischen Kreisen, nach Nord und Süd. Auch diesen dualistischen Weg war er zu gehen bereit, wie einen

jeden, der Preußen vorwärts brächte. Er hat es oft ausgesprochen, daß der Staatsmann die Dinge nicht machen kann: er folgt ihnen, Friedrich II. sagte: den Konjunkturen, nach und benutzt sie; in Bismarcks gewaltiger Sprache: „Wenn er den Mantel Gottes durch die Ereignisse rauschen hört, so ist alles, was er tun kann, vorzuspringen und den Zipfel seines Gewandes zu erfassen.“ Es kommt freilich darauf an, daß er Gottes Schritt zu hören versteht, daß er weiß, was er sich wünscht und erwartet, und die Stunde erkennt, und daß er dann wirklich vorspringt, ehe sie auf immer vorüberauscht: das ist in der That für menschliche Entschlußkraft die Grenze der Möglichkeit. Bismarck hat sie erfaßt, weil er ein oberstes Ziel in heller Klarheit in seiner Seele trug, und weil er sich nie darauf versteifte, nur dieses eine, oberste zu wollen. Hinter dieser Bescheidung auf das jeweils Mögliche stand der Ernst seines Gewissens.

Und im Dienste dieses Strebens stand eine zur Meisterschaft gereifte Diplomatie. Er hatte in Frankfurt auch für den Diplomaten als innere Grundlage den Glauben gefordert: der Glaube an sein Vaterland ist sein Sieg geworden. Jedoch das Mittel war diplomatische Kunst. Er traute den Ideen nur, wenn sie sich mit Macht und Wirklichkeit durchdrangen; er kannte als Fachmann den europäischen Boden, seine Möglichkeiten und seine Untiefen, auch die persönlichen. Man hat gerühmt, daß er in die Diplomatie die Wahrhaftigkeit eingeführt habe. Das trifft insofern zu, als er die großen Ziele, denen er diente, und die großen Gegensätze mit verblüffender Offenheit aussprach: denn er sah die Dinge groß und natürlich und glaubte an die selbstverständliche Kraft des Einfachen und Allen Sichtbaren. Dabei hat er wohl manchmal die eigene Offenheit mit innerem Lächeln zur Verblüffung und Irreleitung von Gegnern benutzt, die hinter seinem genialen Bekenntnis nach altdiplomatischer Art vielmehr das Gegenteil dessen witterten, was er aussprach. Und in den Einzelzügen des Kampfes hat auch er die politischen Waffen geführt, wie er konnte und mußte, auch die Waffen der Gewalt

und der List. Hätte er es unterlassen, um korrekt zu bleiben, so wäre er sich der Untreue gegen sein Land schuldig erschienen. Er war der Staatsmann des großen Willens und des großen Stiles, aber der Virtuoso seines Handwerks war er auch. Er war ohne Menschenfurcht und zum Wagnis geneigt, er scheute die Verantwortung nie, aber er war verschlagen und undurchdringlich im Spiel und für jeden der Mitspieler, Freund und Feind, ein furchtbarer Partner. Sein immer wacher Geist durchdachte die Lagen und die Menschen, die Möglichkeiten jeder Wendung und jedes Entschlusses mit systematisch prüfendem Scharfsinn und mit durchbohrender Intuition. Er sah im Verbündeten den Gegner von morgen, im Gegner den möglichen Genossen; er hatte stets eine Keihe von Eisen im Feuer, er behielt bei jedem Schritte, den Boden vorsichtig tastend, den Blick nach allen Seiten hinausfendend, den nächsten vor: nach vorwärts, seitwärts, rückwärts, wie es der Augenblick fordern würde, er wandte die Spürkunst des Jägers wie die Geduld des Landwirts auf sein gewaltiges Gewerbe an, und Österreich oder Frankreich mochten sich vorsehen, wenn sie die Hand des Mannes nahmen, der innerlich zugleich ihr Nebenbuhler war: zwischen ihnen beiden suchte er seinen Weg, den Weg seines Staates. Er wußte, daß das nicht abging ohne den Tritt in den Schmutz, ohne den Stoß an spitze Steine und ohne innerliche Schädigung: die Abrechnung darüber behielt er seinem tiefsten Verkehre mit seinem Gotte vor, aber dies Opfer an eigener Reinheit brachte er bewußt seiner staatlichen Pflicht. Er tat es mit tiefem Ernste, und wer über der spottenden Überlegenheit seines Wortes und seiner Schachzüge, über der Furchtbarkeit seines Willens und seines Zugreifens den Ernst seines innersten Lebens verkennet, der mißverstehet aus skeptischer Überflughheit die eigentliche Kraft, aus der die Stärke Bismarcks quoll, und urteilt über den Riesen als Zwerg. Bismarck ist niemals frivol gewesen und hat seinen Kampf allezeit mit aller Innerlichkeit seines heißen Herzens geführt. Gegner und Lobredner haben ihn gern dämonisiert;

ihm selber schien, daß er sein Lebenlang mit einfachen Mitteln gearbeitet habe, mit nüchternem Denken, mit viel gesundem Menschenverstande, mit klarem Willen, und er liebte es nicht, in das geheimnisvoll Geniale gesteigert zu werden. Und sicherlich lag das Geheimnis dieser ganz großen Genialität in der Einfachheit seiner Grundgedanken, in der Ursprünglichkeit seines Wesens; auch das verwickelte Handeln ging aus ganz einfachen Endabsichten hervor, die nachträglich selbstverständlich erscheinen. Verwickelt war es darum doch, es ist noch heute in seinem Werden und seinem Einzelverlaufe oft schwer genug entwirrbar, und für die Gegenspieler war es verblüffend und erschreckend zugleich. Er trat mit ungeheurer Überlegenheit auf den Plan, im Größten, aber auch im Kleinen, und wenn die aufspuzende Phantasie eines Feindes ihn als den Königstiger gesehen hat, so kam das Bild der Wirklichkeit immerhin näher als das allzu harmlos rationalisierte des deutschen Darstellers, dem jener vorwarf, er hätte ihn zur Haustafel herabgedrückt. Er war in diesen ersten Jahren notwendigerweise Angreifer überall: denn er wollte vorwärts; nur daß seine stürmische Thatenlust sich niemals von dem Boden strenger politischer Sachlichkeit, die Kraft des Titanen sich niemals von dem Gebote des vaterländischen Dienstes löste, dem seine Seele sich unterordnete.

Er kam, um Preußen in Deutschland vorwärtszuführen; der König wollte keinen Zusammenstoß; die ersten Schritte führten die Abwehr weiter, wie sie Bernstorff begonnen hatte, aber sie gingen alsbald von der Abwehr nach Bismarckscher Art in den Angriff über. Österreich benutzte die innere Ungunst der preussischen Lage und den Eindruck von Preußens Vereinzelung in der polnischen Krise zu einem großen Vorstoße gegen Preußen und die kleindeutsche Reformidee. Kaiser Franz Joseph legte den deutschen Fürsten selber im Frankfurter Fürstentag vom August 1863 die Gegenpläne einer österreichisch-mittelstaatlichen Reform vor, die freilich auch dieses Mal den kranken Punkt der deutschen Bundeslage weder berührten noch heilten; immerhin, es schien

neben Preußens innerem Konflikt und äußerer Lähmung wie eine Betätigung guten deutschen Willens. Daß Bismarck es vermochte, seinen friedliebenden König von dieser Versammlung seiner Standesgenossen fernzuhalten und so den gegen Preußen gerichteten Schlag ins Leere zu lenken, das war bei Wilhelm I. sein erster großer entscheidender Erfolg — er hatte ihn in heißem leidenschaftlichem Ringen davongetragen. Und nun schlug er nach: im September kam Preußens Gegenentwurf, er forderte die Gleichstellung der beiden Großmächte, dahinter aber die Wahl eines deutschen Parlamentes, von der es sicher war, daß sie letztlich den Ausschluß Österreichs in sich barg. Und Österreichs Partei ließ den Kaiserstaat in diesem Zweikampf im Stiche.

Zwei Monate später eröffnete der Tod des dänischen Königs die schleswig-holsteinische Frage und die große deutsche Frage mit ihr. Die schwierigste seiner Aufgaben und der eigenste und folgenreichste seiner Siege stieg für Bismarck empor. Ich suche beides, Problem und Leistung, von seinem Standpunkte aus zu erläutern. Wir sehen ihn zum ersten Male unmittelbar am großen Werke und blicken hier einmal näher und ein wenig anschaulicher in seine Arbeit hinein.

Schleswig und Holstein gehörten, dank der Jahrhunderte alten, an allen Grenzen Zerfall und Widersprüche schaffenden Zersetzung des alten deutschen Reiches, der dänischen Monarchie zu, Schleswig ganz und gar, Holstein aber zugleich dem Deutschen Bunde; trotz dieser Verschiedenheit ihrer Rechtsstellung waren sie miteinander untrennbar verknüpft; und beide hatten sie Sonderrechte, ständische Verfassungsrechte für sich. Der dänische Staat gebrauchte der Staatsidee des 19. Jahrhunderts und suchte die beiden Außenlande fester an sich zu binden, sie in sein staatliches Gefüge hineinzupressen, zum mindesten Schleswig sich innerlich ganz zu eigen zu machen. Die beiden deutschen Provinzen gebrauchten des anderen, noch stärkeren

Grundsatzes der neuen Zeit, um sich zu wehren und zu lösen, der Nationalitätsidee; sie strebten, Holstein ganz, Schleswig zum größten Teil, immer bewußter zu ihren Volksgenossen zurück, zu Deutschland; sie verteidigten sich gegen Dänemarks staatliche Bestrebungen, gegen die dänische Gesamtstaatspolitik, mit den Waffen ihrer alten ständischen Sonderrechte und ihrer Unzertrennlichkeit. Längst hätte die Wucht ihres Wunsches und ihres Zusammenhanges mit dem großen Volke im Süden über den Gegenstoß des allzu kleinen dänischen Staates und seines Staatswillens siegen müssen, wäre nicht Deutschland selber gespalten und gelähmt gewesen. So entzündeten sich in langem, mühseligem, stillem Widerstande erst allmählich die Flammen dieses Kampfes, sie wurden ausgetreten und brachen immer wieder hervor und wurden jedesmal stärker. So ging es von 1815 zu 1830 und 1848; der Befreiungskampf der Nordmarken wurde langsam zum Symbol für das Erwachen des deutschen Nationalgefühls überhaupt, zum Gradmesser seiner wachsenden Kraft, zum Wahrzeichen seiner Niederlagen, seiner Sehnsucht, seiner Bitterkeiten. Die Erhebung von 1848 war niedergeworfen: nach Olmütz hatten Preußen und Österreich selber die zwei Herzogtümer in einem europäischen Vertrage, im Londoner Protokoll von 1852, an Dänemark ausgeliefert, aber sich dabei ausbedungen, daß Dänemark das Sonderleben und die Sonderrechte der beiden achte. Seitdem ging der Streit über diese Rechte unablässig weiter: der dänische Staat arbeitete doch an seiner Einheit fort, die den Bestand jener provinziellen Privilegien einschränkte und steigend bedrohte; die eiderdänische Nationalpartei in Kopenhagen wollte Schleswig völlig für den Einheitsstaat aufsaugen. Für Holstein als sein Mitglied regte sich der Deutsche Bund; für Schleswig, das ihm ja nicht angehörte, konnten Österreich und Preußen reden, als Teilnehmer jenes die beiden Herzogtümer zugleich ausliefernden und bedeckenden europäischen Vertrages. Der Kampf der Deduktionen und der Verwahrungen, der Verfolgungen und der leidenschaftlichen

Klagen riß seit 1855 nicht mehr ab und erhitzte das deutsche Empfinden von neuem Jahr um Jahr. Da benutzte die dänische Einheitspartei die europäische Verwirrung von 1863 zu einem neuen Vorstoß; die neue dänische Verfassung erdrückte Schleswig vollends; der neue König Christian IX. machte sie unter dem Zwange jener Partei zum Gesetz. Der innerliche Krieg gegen den deutschen Gedanken im Norden, gegen das Gefühl der deutschen Nation im ganzen, war erklärt. Sollte das große Deutschland ertragen, was es als schreiende Gewalttat empfand?

Da eröffnete das fürstliche Erbrecht einen Rettungsweg. Seit zwei Jahrzehnten blickte man auf ihn: das Staatsrecht Dänemarks ließ die weibliche, das Schlesiens und Holsteins nur die männliche Erbfolge zu. Gab nicht diese Verschiedenheit den Herzogtümern die Möglichkeit, sich auf Grund ihres Erbrechtes, unter dem Hause der Augustenburger, von Dänemark, das dem weiblichen Erbrechte der Glücksburger folgte, zu trennen und so ihre Freiheit endlich zu gewinnen? Aber das Londoner Protokoll erkannte die Gesamterbfolge der Glücksburger an; der Herzog von Augustenburg hatte 1852 in einem Sondervertrage auf eine Störung dieses Erbgesetzes verzichtet. Dennoch erhob sein Sohn Friedrich den Anspruch auf Schleswig-Holstein: er erklärte sich, von jeher, durch jenen Verzicht nicht mitgebunden. Über die Rechtsfrage ließ sich streiten. Die deutsche Leidenschaft ergriff die Ansprüche des Erbprinzen Friedrich ohne Zaudern und ohne Zweifel: über die Brücke dieser dynastischen Ansprüche ging die Befreiung der deutschen Lande. Die liberale und nationale öffentliche Meinung flammte auf, sie sah hier die Erlösung der vielgeprüften Brüder endlich gesichert, endlich einmal einen Weg geöffnet, der Deutschland, die nationale Idee vorwärts führen könnte; Friedrich von Augustenburg wurde ihr Held. Die Mittelstaaten, Baden, Baiern, Sachsen voran, nahmen sich seiner an: aus einer Mischung von ehrlich deutschem Patriotismus, der sich freute, deutschen Boden befreien zu können, mit doppelter Klugheitsermägung. Denn diese Be-

freierung Schleswig-Holsteins betreiben hieß selber in ganz Deutschland populär werden; es hieß, die gefährdrohende Flut der nationalen Leidenschaft in die Kanäle der mittelstaatlichen Politik leiten; es hieß, den Beweis erbringen, den man seit Jahren stets und immer vergeblich erstrebt hatte: den Beweis, daß diese Mittelstaaten der deutschen Nationalidee nicht hinderlich, sondern freundlich und nützlich seien. Und man hatte dabei den zweiten Gewinn, daß man mit dieser Festigung der eigenen ideellen Stellung gegenüber Preußen eine sehr reale Festigung vereinen konnte: unter dem Augustenburger sollte ein neuer Mittelstaat entstehen, ein neues, wuchtiges Gegengewicht gegen diesen Bedroher ihrer aller, gegen Preußen.

Was aber würde nun Preußen tun? Die Popularität des augustenburgischen Rechts in ganz Deutschland war unermesslich. Sollte sich nicht Preußen dieses Hebels bemächtigen und jetzt, seinen Nebenbuhlern weit voraus, an die Spitze der nationalen Bewegung springen? Sollte es nicht den Willen der Nation vollstrecken und durch die Befreiung Schleswig-Holsteins seine eigene Führerschaft erweisen, die fast schon erlöschende Hoffnung des deutschen Nationalvereins erfüllen und daheim König und Volk durch glänzende deutsche Taten mit einem Schlage versöhnen und gemeinsam vorwärts leiten? Kam ihm hier nicht endlich die große Stunde, die ihm die Fähigkeit gab, alles mit einem Male zu heilen und zu lösen, Inneres und Äußeres zugleich? Bismarck hat sie ergriffen und hat ihr dies alles abgezwungen: aber er tat es auf einem Wege, der allen Wünschen seiner erregten Nation schnurstracks zuwiderlief.

Mit der Bedeutung des nordischen Problems war er längst vertraut, und es aufzunehmen und auszunutzen, wenn die Zeit reif sein würde, wenn die Weltlage und das Interesse seines Staates es erlauben und erfordern würden, war er längst entschlossen. Bisher fehlten diese Voraussetzungen; während der Gefahren des Jahres 1863 hatte er sich abwartend zurückgehalten. Jetzt waren diese Gefahren zurückgetreten und drängte

die dänische Frage sich unabweisbar auf. Er warf sich in den Strom hinein, und mit seiner ganzen Kraft. Aber er erkannte weder das Naturrecht seiner Nation an, noch das Erbrecht des Augustenburger, scheinbar auch nicht das Recht der beiden Herzogtümer auf deutsche Selbständigkeit; er schlug allen populären Überzeugungen und Forderungen geradeaus ins Gesicht. Er löste die schleswig-holsteinische Aufgabe nicht mit, sondern gegen Deutschland.

Ob es einen anderen Weg gegeben hätte, darüber hat man immer wieder gestritten. Hätte ein deutscher Cabour die liberale Erhebung der Nation unter einem freiheitlichen Preußen an Schleswig-Holstein anzuknüpfen vermocht? Sinnt man dem näher nach, so erscheinen die Schwierigkeiten freilich alsbald riesengroß, die Widerstände in Preußen selbst, in Deutschland selbst, in ganz Europa — Schwierigkeiten und Widerstände, groß bis zur Unüberwindlichkeit, bis zur Undenkbarkeit irgendwelchen Sieges. Bismarck war, als Konfliktminister und als Diplomat, weder willens noch in der Lage, diesen Weg zu versuchen. Er ging den Weg des europäischen Staatsmannes — durch scheinbar unübersehbare Umwege hindurch, und doch ganz sicher, einfach und klar; den einzigen, den er gehen konnte und den doch keiner gehen konnte als er allein.

Er erkannte die dänische Herrschaft über Schleswig-Holstein und das Erbrecht des Glücksburger Thronfolgers an: nur unter der einen Bedingung, daß Dänemark seine neue, Holstein und besonders Schleswig vergewaltigende Verfassung zurücknähme. Er stellte sich auf den Boden des Londoner Protokolls: hielt Dänemark seine Verpflichtungen von 1851—1852, achtete es die Rechte der Herzogtümer, so blieben diese dänisch.

Weshalb dieses Angebot, das damals ganz Deutschland als ein Unheil, als Landesverrat erschien?

1848 war Preußen für die Nordmarken eingeschritten; es hatte ganz Europa sich gegenüber gesehen, Osterreich, Rußland, England, Frankreich; es hatte sich mit Schimpf und Schande

zurückziehen müssen. 1863 war die europäische Atmosphäre gewitterschwül genug gewesen; eine regellose deutsche Bewegung mußte fast unvermeidlicherweise die Entladung herbeiziehen. Wer ringsumher wollte denn ein neues, großes, preußisch geleitetes Deutschland? Österreich stand ihm natürlich entgegen, Frankreich rechnete mit deutschen Umwälzungen und wünschte offenbar, daß Preußen sie in Gang brächte, aber es behielt sich vor, in sie einzugreifen und bei ihnen zu gewinnen. Der Zar war Preußens Freund, aber gerade in der dänischen Frage legitimistisch gebunden. England war an einem starken, vollends an einem seemächtigen Deutschland gar nichts gelegen. Es hatte Dänemark eben deshalb stets gedeckt; seine Königin vermochte, so sehr sie es wünschte, ihren Premierminister Palmerston nicht von lauter und drohender Einsprache zurückzuhalten; das englische Kabinett, in sich geteilt, dem Kriege halb abgeneigt, suchte doch nach kontinentalen Helfern gegen jeden antidänischen Vorstoß von jeglicher deutscher Seite. Schritt jetzt der Deutsche Bund für Holstein und vollends für Holstein und Schleswig ein, so war die Einmischung Europas unvermeidlich. Sollte die eigentliche Macht in Deutschland, die deutsche Zukunftsmacht, die preußische Monarchie, auf die das Schwergewicht auch dieses Kampfes, wenn er einen Sinn und eine Aussicht haben sollte, ja doch von selber fallen mußte, sollte Preußen seine Existenz wagen, gegen die Mehrheit Europas?

Bismarck ging aus von einem europäischen Vertrage; er hielt sich europäisch-korrekt, er vollstreckte lediglich den Buchstaben des Londoner Protokolls, des europäischen Völkerrechts. Aber lieferte er damit Schleswig-Holstein nicht den Dänen aus? Die Anklage ist ihm damals hundertfältig entgegengerufen und ein Menschenalter danach durch die Parteigeschichtschreibung von neuem erhoben worden. Mit Unrecht: denn er wußte, daß seine Bedingung unerfüllbar war. Die eiderdänische Leidenschaft verbot und verhinderte die Zurücknahme der neuen dänischen Verfassung durchaus. Und in Kopenhagen hoffte man auf

Europa, auf Schweden und Norwegen, auf Frankreich, vor allem auf England, dessen Minister und dessen Presse dieses Vertrauen durch ihre Drohungen gegen Deutschland auf das wirksamste stärkten. Mit dieser Halsstarrigkeit seines dänischen Gegners rechnete Bismarck; und das eine ist gewiß: er hat sich nicht verrechnet. Was aber brachte ihm sein Verfahren ein? Formell die Deckung gegen Europa, eben durch jene europäische Korrektheit seines Vorgehens. Und was sehr viel schwerer wog, sachlich brachte es ihm die Hilfe Österreichs. Österreich und Preußen miteinander hatten das Londoner Protokoll einstmals herbeigeführt, auch Österreich hatte sich in den Streitigkeiten seit 1855 stets daran gehalten. Jetzt war Österreich ärgerlich auf die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die es in diesem Herbst bei dem gemeinsamen Angriff auf Preußen in letzter Stunde schändlich verlassen hatten; es war ärgerlich über die laute Anklage nationaler Untreue, die Deutschlands öffentliche Meinung nun von neuem gegen die beiden Großstaaten als die Schöpfer des Londoner Protokolls erhob: und im letzten Grunde war diese öffentliche Meinung, insofern sie von eigentlich nationalen, von kleindeutschen Idealen ausging, trotz aller Verwirrungen der gegenwärtigen Lage ja doch Österreichs geborene Gegnerin. Da streckte Preußen, in dieser gemeinsamen Sache, dem Kaiser die Hand hin: voll Grimmes über alle jene seine deutschen Mißerfolge ergriff er sie. Bismarck gewann den Nebenbuhler von gestern und morgen für heute zum Bundesgenossen, 1852 wirkte nach, 1863 half; Gemeinschaft früherer Taten und gegenwärtiger Gegner führte die beiden deutschen Großmächte auf dieselbe Bahn. Man weiß längst, daß hinter diesen obenausliegenden Beweggründen tiefere steckten. Österreich fühlte sich vereinzelt, von Frankreich bedroht, der Bund mit Preußen war ihm eine europäische Deckung. Und Bismarcks stärkstes Motiv lag natürlich eben hier: er seinstheils brauchte Österreich als Rückenschub. Gegen die beiden großen Zentralmächte kam, wenn sie einig waren, so leicht kein Einspruch auf, nicht einmal von Frankreich,

geschweige denn von England her. Preußen war 1848 allein vorgegangen; jetzt stützte es sich auf den Kaiserstaat. Und noch tiefer lag die eigentliche Triebfeder des Wiener Entschlusses: man hielt sich an Preußen, wohl gegen die Kritik und die Unzuverlässigkeit in Deutschland, wohl gegen die Feindschaft europäischer Nachbarn im Westen, Süden, und vielleicht Osten, vor allem aber gegen Preußen selbst. Auch Preußen deckte sich durch das österreichische Bündnis im letzten Grunde vornehmlich gegen Österreich selber, das ihm sonst in den Rücken fallen würde, und Österreich fürchtete, wenn es den norddeutschen Rivalen in seinem norddeutschen Machtgebiete selbständig schalten ließe, in letzter Reihe eben auch gerade Preußens und Bismarcks unberechenbaren Ehrgeiz. Es ging mit ihm zusammen, auch um ihn hemmen und überwachen zu können: der Kampf der beiden Vormächte in Deutschland setzte sich in der Form dieser Waffen-genossenschaft einfach fort. Das alles waren Momente, die in der Sache lagen; Bismarck hat sie erfaßt, gestaltet, ausgenutzt. Es war sein Meisterstück, daß es ihm gelang, Österreich zu gewinnen, durch diesen Gewinn alles durchzusehen, was er wollte, auch gegen Österreich selbst; er hat in diesem langen Spiele nur Gewinnste gehabt. Zunächst: die beiden Mächte gingen zusammen, gegen die Nation und gegen Dänemark; sie stellten diesem die Wahl: Rücknahme der Verfassung oder Krieg. Die Rechtssphäre des Deutschen Bundes erstreckte sich nur auf Holstein, der Einspruch Österreich-Preußens, von 1852 her, auch auf Schleswig; eine augustenburgische Aktion des Bundes verletzte das europäische Recht, sobald sie Schleswig berührte; die Aktion der beiden Großen blieb auch dann europäisch gedeckt. Bismarck erreichte durch sein Verfahren das Widersprechendste: gegen Dänemark, gegen Europa, gegen Österreich zugleich. Er erreichte noch mehr: er warf so zugleich die beiden deutschen Feinde, mit denen er in grimmer Fehde lag, empfindlich zurück, die Mittelstaaten, die gegen Preußen angingen, und den deutschen und preußischen Liberalismus, der den Konfliktminister zu stürzen dürfte.

Die Mittelstaaten? Was wollte er denn, abgesehen von der Methode seines Vorgehens, gegen sie? Da leuchtet sein eigentliches Ziel auf: er wollte Schleswig-Holstein für seinen Staat. Er wollte keinen neuen Mittelstaat begründen, er erstrebte die Annexion. Das augustenburgische Erbrecht bezweifelte er: er hatte die Dinge 1852 mit verhandelt. Aber das war ihm nur Form. Sachlich verwarf er es, durch preußische Opfer in Preußens Flanke einen neuen Gegner zu setzen. Solange die deutsche Frage nicht bereinigt war, waren die Mittelstaaten die geborenen Gegner Preußens, sie konnten gar nicht anders. Sollte er hier, zwischen den zwei Meeren, aus freiem Entschlusse einen neuen schaffen, der stets auf Preußens Beistand angewiesen sein und deshalb auf Preußen doppelt eifersüchtig sein mußte? Er hatte eine Weile vorher kühl erklärt: wir lassen die Herzogtümer lieber dänisch, so lange, bis wir die Hände frei bekommen zu tun, was wir wollen, einen Anlaß zum Eingreifen werden wir, wenn wir ihn haben wollen, jederzeit finden. Er wollte sich auch hier nur nach Einem Gebote richten, dem des preußischen Staates und seiner Lebensinteressen, sein Ziel war stets nur dies: die Angliederung an Preußen, die Abrundung des unvollendeten Staatsleibes durch dieses Land, das auf Ost- und Nordsee blickte, die Verstärkung von Preußens noch ungeklärter deutscher und europäischer Position. Andere Lösungen würde er dulden, wenn er mußte, erstreben würde er nur diese eine. Er hat von der Stufenleiter der Lösungen gesprochen: die wünschenswerte die Annexion; die zweite, vielleicht erträgliche, die Gestaltung eines Sonderstaates, wenn man ihn fest genug an Preußen binden könnte; die dritte: eine vorläufige Belassung der Lande bei Dänemark, mit Sicherung wenigstens ihrer provincialen und nationalen Sonderexistenz. Er erstrebte auch hier das Höchste und war bereit, das Mögliche zu nehmen, stets verschiedene Zwecke im Kopfe, stets die Fülle der wechselnden Mittel vor sich; er ergriff das taugliche und wartete auf das Gebot der nächsten Stunde; er wußte immer, was er

eigentlich wollte, und war immer bereit zu tun, was er vorläufig mußte. Er handelte unendlich behutsam und unendlich kühn und rücksichtslos zugleich. So hat er, im Kampfe gegen Deutschland, Österreich an sich gefesselt; so hat er Österreich, gegen dessen eigenen Willen, in den Krieg mit Dänemark hineingeführt: er, Österreichs Feind.

Daß dieses Bündnis nicht ewig dauern würde, hat er sofort in vertrautem Briefe ausgesprochen. Daß diese Verbündeten, bis einmal durch klare Auseinandersetzung auch ihr Verhältnis ganz bereinigt und geheilt sein würde, notwendigerweise Rivalen bleiben würden, wußte er genau; das Risiko ihrer Gemeinschaft gegenüber Dänemark lag von vornherein auf den Schultern des entfernteren, Österreichs; Österreich arbeitete, und nicht aus gutem Willen, für seinen eigensten Gegner. Das hat er in spielenden blitzenden Worten gleich damals dem ängstlich anklopfenden italienischen Gesandten hingeworfen; das hat er in tiefem Ernste innerlich erwogen. Die Zukunft mochte entscheiden, wie dieses Bündnis der zwei Feinde einmal zu Ende ginge; er ahnte und wünschte wohl: im gegenseitigen Kampfe. Aber zunächst nutzte er es aus, und er war seiner selber sicher genug, um auch dieses Spiel ganz in suveränen Händen zu behalten.

Die beiden deutschen Großmächte gingen — so ist der Lauf der Bismarckschen Politik vom November 1863 bis zum Februar 1864 — zusammen, während der Weltkrieg drohte, die Nachbarn einredeten: aber an ihrer Doppelmacht prallte die Feindseligkeit ab, und Bismarck warb überdies immer virtuos um Napoleons schleichende Hilfe; er lähmte die europäische Gefahr. Er warf die deutsche Stimmung, die Aktion von Bund und Mittelstaaten, hart zurück. Er schritt über den Zorn seines Berliner Landtages kühl hinweg. Er tritt in denselben Wochen schwer und bitter um seinen König, dessen ganze Familie und dessen eigener selbstloser Rechtsinn für Augustenburg sprach. Er hielt die Möglichkeit der Annexion für Preußen offen, er brach sich die Gasse für den dänischen Krieg vom europäischen Boden aus, er setzte seinen

herben Staatsjinn bei seinem eigenen Herrn in heißen Nöten durch, unterstützt fast ganz allein von Albrecht von Roon, von allen sonst bedroht, seiner Stellung ungewiß, in starker innerer Bewegung, und doch seiner Schritte und Ziele herrscherhaft gewiß. Er hat damals alles erreicht: er hat König und Verbündeten mitgezogen, Europa draußen gehalten, den Deutschen Bund zur Seite geschoben, das Nein des dänischen Gegners erzielt; so erzwang er zum 1. Februar 1864 den Krieg. Ein Virtuosen-spiel, ein hohes politisches Intrigenstück voll merkwürdig sprühenden Wizes der Ereignisse und der Worte, voll überlegener Ironie — fast heiter für den rückschauenden Betrachter, wäre der Einfaß nicht so gewaltig ernst und ginge die tiefe Erregung der mächtigen Gegensätze nicht auch, mit erschütternd tragischer Leidenschaft, durch das Herz des großen Heldenpielers hindurch, dessen Hände die Fäden so souverän und leicht zu knüpfen und zu entwirren schienen. Er hat auch hier mit seinem ganzen Wesen gezahlt. Auf diese Leistung ist er, der über aller Eitelkeit stand, lebenslang stolz geblieben: fast unbegreiflich kühn und sicher hat er sich damals durchgerungen.

Wir wissen längst, daß er vom Tode Friedrichs VII. an auf den Krieg losging: er wollte Schleswig-Holstein befreien. Glück hat er freilich gehabt; aber dieses Glück folgte und diente seinen Berechnungen, der dänische Troß, auf den er baute, erwies sich als taugliche Grundlage seines Planes; und offenbar, er selber hat im stillen geholfen, diesen Troß noch zu stacheln. Was geschehen ist, geschah nicht durch Zufall; es war ein hohes und verwegenes Spiel, aber er wußte es zu spielen. Es war in allem das Gegenteil der Gesinnungen und der Fähigkeiten, die das damalige politische Deutschland erfüllten: aber die Überlegenheit war bei ihm; nur er vermochte etwas. Alle Anklagen, frühe und späte, fallen platt zu Boden. Er hat Schleswig-Holstein damals befreien wollen, und er hat es befreit.

Er hat die Waffen entfesselt; er hat den Gang des Feldzuges in seinen, den politischen Kampf eingestellt; er hat Österreich,

mühselig, immer weitergeführt; er hat den Einspruch der Neutralen, der europäischen Mächte, mit unendlichen Schwierigkeiten, durch bligartige Windungen der Lage und der Entschlüsse hindurch, zuletzt unschädlich gemacht; er hat nach Düppel Raum für den Tag von Alsen geschafft; er hat mit Österreich zusammen den Siegespreis gesichert: die Abtretung der beiden deutschen Lande durch Dänemark, an die zwei Sieger. Er hat im Rahmen des europäischen Rechtes begonnen und dann durch das Rechtsmittel des Krieges den Knechtschaftsvertrag von 1852 zerrissen; auf dem Wege der Macht, frei und unbeirrt, immer der Führer aller Ereignisse und immer seinen großen Zielen zugekehrt, hat er die Dinge bis zu jenem Siege getrieben: die dänische Frage war mit dem Wiener Frieden gelöst. (1. August und 30. Oktober 1864.)

In diesem Zeitpunkte aber war es bereits deutlich: wenn das Bündnis mit Österreich dies erwirkt hatte, so umschloß es zugleich auch die Lösung der deutschen Frage. Seit die zwei deutschen Verbündeten die gemeinsame Beute in Händen hielten, seit dem April bereits trat es hervor, daß diese Beute sie wirklich zum Streite treiben würde. Der gemeinsame Gewinn Schleswig-Holsteins hat sie zur Auseinandersetzung genötigt, nicht nur über Schleswig-Holstein, sondern über Deutschland. Daß sie imstande gewesen wären, sich über die Elbherzogtümer zu einigen, ist gewiß. Bismarck hat es den Österreichern einmal in weitem Entgegenkommen nahegelegt: Österreich hätte den nordischen Besitz, den es für sich selber doch nicht zu halten vermochte, an Preußen gegen allgemein-politische Gegenleistungen in Deutschland und Europa abtreten können. Den sichtharereren Vorteil hätte es dabei stets seinem Rivalen überlassen, und daß es dies nicht gewollt hat, ist begreiflich genug. Der tiefe innere Gegensatz überwältigte alle Versuche einer Verständigung; der letzte Anlauf zum deutschen Dualismus ging darüber in die Brüche. Daß Bismarck nur diesen einen Ausgang vorhergesehen und nur ihn gewollt habe, wäre vielleicht zu viel gesagt: für wahrscheinlich hat er ihn immer gehalten, und willkommen

war er ihm auch. Österreich zog es vor, dem Nebenbuhler ein selbstständiges Herzogtum unter Friedrich von Augustenburg in den Rücken zu setzen. Auch Bismarck hat mit diesem Kandidaten gespielt; gewünscht hat er ihn nie; möglich, daß er im schlimmsten Falle ihn angenommen hätte, wenn er mußte, und wenn der Herzog seinen neuen Staat dem preussischen Machtssystem militärisch und politisch ganz einzuordnen bereit war. Der Herzog kam dieser Forderung ehrlich und weit entgegen, immerhin nicht so weit und nicht so unbedingt, wie Bismarck forderte. Und ob er selbst durch bedingungslose Hingabe Bismarcks Hände hätte binden können, bleibt fraglich. Der Minister setzte das Gebot seines Staates über Augustenburgs strittiges Anrecht und über die Sonderwünsche der Provinz.

• Deren Schicksal also blieb in der Schwebe, und an seinen unablässigen Reibungen hat sich der Krieg von 1866 entzündet. Den ersten Gewinn hatte Bismarck schon seit dem vierundsechziger Frühling gesichert: deutsches Land war für Deutschland zurückgewonnen, durch das deutsche Schwert. Die Trompeten von Düppel und Alsen übertönten, trotz aller Proteste des preussischen Landtags, den parlamentarischen Konflikt. Nach fünfzig dumpfen Jahren war es die erste, hallende, siegreiche deutsche Tat, und auf die Jugend und auf den preussischen Sinn wirkte sie weckend und erregend. Der erste starke Lusthauch einer neuen, weiteren, stärkeren Zeit fuhr in die Enge und Verstimmung, in die Sehnsucht und die Verbitterung des deutschen Daseins hinein, mit der Kraft einer sittlichen Befreiung von alter Schwäche, mit der strengen Wahrhaftigkeit des Willens und des Kriegs. Emanuel Geibel hat diesen Sturm des Jornes begrüßt, den heiligen Feuerregen, der die bange Schwüle löse. Es war den Patrioten nicht leicht, daß der verhaßte Konfliktminister ihn entfesselt hatte. Aber der Mann war da und wurde erkennbar, und seine Schritte gingen weiter. Zunächst zwar führten sie in neues, tieferes Wirrsal, und dann in den Krieg der Deutschen wider die Deutschen hinein.

Die Jahre von 1864 bis 1866 sollen hier nicht näher geschildert werden. Der innere preußische Streit blieb ungelöst und unlösbar; das politische Recht ging dem verbissenen Grimme der Opposition immer sicherer verloren; aber Land und Regierung fanden sich noch nicht. Der Streit um die Elbherzogtümer blieb ebenso ungelöst, und je länger er dauerte, je klarer an diesem einen Gegensatz der beiden Großmächte ihre innere Feindseligkeit sich offenbarte, je klarer zugleich die Gefinnungsgemeinschaft zwischen Augustenburg, den Mittelstaaten und Österreich zutage trat, um so weiter fraß er in das gesamte Bundesleben hinein. Die Entwicklung ging, da die Wunde offen war und nicht heilte, immer deutlicher auf die Operation; die Zeit selber arbeitete für Bismarck. 1865 drohte der Krieg, er wurde noch einmal beigelegt, unter Bedingungen, die Preußen günstig und doch nicht endgültig waren. Bismarck prüfte die europäische Lage. Österreich stand in inneren Wirren, Preußen war ihm gewachsen; den Ausschlag vermochte Napoleon zu geben. Der Minister hat ihn aufgesucht und ihn zu ergründen versucht; Napoleon wünschte den deutschen Krieg und wünschte bei ihm zu gewinnen. Zu festen Erklärungen ließ er sich nicht herbei; Bismarck wird sie nicht einmal gewollt haben. Er ließ den Kaiser allerlei Konzessionen und allerlei Gewinne hoffen, und beide banden sich nicht; die Dinge blieben in der Schwebe, aber daß Napoleon den Krieg zulassen würde, wurde klar und mußte vorerst genügen. Dafür streckte der Preuße die Hand unmittelbarer nach Napoleons Schützlinge Italien aus, das die Losreißung Venetiens von Österreichs Herrschaft erstrebte und Preußens geborener Schicksalsgenosse und Verbündeter war. Er hat zuletzt das Bündnis mit Italien erlangt, das auch den französischen Kaiser einigermaßen mitzubinden schien. Nur halb gegen Westen gesichert ging er in den Kampf: er mußte dieses Risiko tragen, und hat es nicht hindern können, daß Napoleon in letzter Stunde doch mit Österreich Verabredungen traf; denn er rechnete auf Österreichs Übergewicht. Und neben

dieser Gefahr stand die deutsche: auch Deutschland neigte sich Preußens Gegner zu.

Unser Vaterland lag in bitterer Erregung. Es war ein Bruderkrieg, der da heraufzog: niemand kann es leugnen; die Tragik dieser Notwendigkeit einer Scheidung zwischen den Volksgenossen, einer Entscheidung der deutschen Nöte durch das Schwert schwebte bereits über 1848. Der Bruch ging Tausenden von Deutschen durch das Herz hindurch. Das Schicksal unseres Volkes forderte ihn; es gab keine andere Klärung und Heilung. Aber auch jetzt noch war die Zahl derer, die das einsahen, klein. Nur Bismarck hat die Auseinandersetzung erzwungen. Die Liberalen überall standen gegen ihn; sie hatten ihm Schleswig-Holstein so wenig verziehen wie den Konflikt. Den Nationalverein hatte er lahmgelegt; seine Führer hielten sich weit zurück. Auch die preußischen Liberalen kamen von dem Kampfe mit ihm nicht los; als der Krieg nahte, warb er um die maßvollen, um die nationalgesinnten unter ihnen — vergeblich. Sie konnten den Frieden mit ihm nur auf dem Boden der Verfassung schließen; er mochte sie auf eine Versöhnung nach dem Siege vertrösten und diese Versöhnung vorbereiten, in den Krieg gehen mußte er ohne sie und allein. Von den preußischen Konservativen selbst widerstrebten viele ihm lange. Sie führten, angesichts der Wiederaufnahme des Gegensatzes gegen den konservativen Kaiserstaat, angesichts der drohenden Einlösung des deutschen Revolutionsideales durch Preußen, ihren alten Widerstand gegen Radowiz nun gegen Bismarck fort, der einst dabei ihr Genosse gewesen war. Erst in der letzten Stunde überwog bei ihnen das Preußentum über den Legitimismo, und die Partei stieß Ludwig Gerlach und seine Ultras von sich ab. Am schwersten aber rang der Minister um den, dessen Hilfe am unentbehrlichsten war, um seinen König. Seit 1864 wirkte der preußische Staatsehrgeiz auch in dessen Seele und schob ihn schrittweise seinem Staatsmanne näher; aber der Entschluß des Bruches fiel dem beinahe Siebzigjährigen bitter schwer. Das Gefühl von Ver-

antwortlichkeit und Wagnis, von Legitimismus und Rücksicht auf seine Familie und seinen Stand wälzte in ihm auf; auch dieses Mal, und dieses Mal mehr wie je, wollte er für die Kühnheit der Bismarckschen Tat erst erobert sein. Lange Monate hat der Kampf gedauert, und Bismarcks Klage und Jorn waren laut: seine Nerven wurden gespannt bis zur Gefahr des körperlichen Zusammenbruchs. Er arbeitete sich seit dem März 1866 immer dichter an die Entscheidung heran; immer wieder kamen die Gegenstöße und die Pausen. Im April gelang der Vertrag mit Italien. Seitdem warb Preußen um die Mittelstaaten und die Nation; Bismarck verkündete in langsam sich steigernden Anträgen am Bunde die Absicht der Bundesreform durch Preußen. Er hatte längst das deutsche Parlament als wohl-erträglich gerade für den größten deutschen Staat, für Preußen, bezeichnet; jetzt nahm er, für Reichsregierung und Reichstag, die Ideen von 1849 auf. Deutschland wurde nun, wie er es seit Frankfurt wußte, Kampfplatz und Kampfgegenstand für die zwei Großmächte; er warf den revolutionären Gedanken der Einheit in die verblüffte Nation hinein. Sie antwortete mit Mißtrauen und Hohn, und schwerlich hat er für den Augenblick auf einen Erfolg gerechnet; aber die Fahne war ins Lager der Gegner geschleudert, für den entscheidenden Kampf die weiteste Zukunftslosung aufgestellt. Wie weit er sie später einlösen könnte oder wollte, mochte die Zukunft selber entscheiden; das letzte Ziel war jetzt gezeigt: die deutsche Frage war aufgerollt. Dabei bemühte er sich, Baiern von Österreich zu trennen; er wollte dem größten der Südstaaten den Vorrang im Süden geben; für Preußen also nahm er vor allem den Norden in Sicht; die Ausstoßung Österreichs selber sprach er erst zuletzt mit Deutlichkeit aus.

Er hatte weitausgreifend, in Preußen, Deutschland und Europa, um jede Hilfe geworben und jede Forderung angemeldet: im Augenblick blieb ihm doch fast nur sein Staat allein. Selbst ein großer Teil des Nordens, Hannover voran, ging in das feind-

liche Lager über, alle, die die Erdrückung durch ein siegreiches Preußen fürchteten: da es nun einmal zum Äußersten kam, wird ihm in letzter Stunde nicht einmal unerwünscht gewesen sein, daß der Sieg ihm im Norden völlig freie Hand zur Neuordnung gewähren würde. Auf diesen Sieg traute er; Roon und Moltke, das preußische Heer und das preußische Gefühl gingen mit ihm; der König ging, seit er die Unvermeidlichkeit vor sich sah, mit starker Sammlung und starker Wirkung mit und voran. Bismarck spielte bis an den Kriegsausbruch hinan sein Spiel zwischen Frankreich und Österreich; als von Napoleon Gefahr zu drohen schien, parierte er sie mit einem letzten Anknöpfen bei Kaiser Franz Joseph, aber den Krieg wollte er doch und er errang ihn nun endlich: nach zerbrechenden Sorgen und Mühen, vor sich, für sein Werk und für seine Person, die Entscheidung über Leben und Tod, voll heldenhafter Entschlossenheit, voll des Glaubens an die Kraft seines Staates. Er allein hat ihn heraufgeführt, und mit seinem Lebenswerke zugleich der Zukunft Preußens und Deutschlands die Bahn ins Freie gebrochen. König und Heer haben seinen Glauben gerechtfertigt und vollstreckt. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz sah Reudell den Minister, auf seinem riesengroßen Fuchse. „Wie er im grauen Mantel hoch aufgerichtet dasaß und die großen Augen unter dem Stahlhelm glänzten, gab er ein wunderbares Bild, das mich an kindliche Vorstellungen von Riesen aus der nordischen Urzeit erinnerte.“ An diesem Tage siegte auch er; und als er des Sieges sicher ward, war sein erstes Wort: jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen. Er schaute von dieser Höhe seines Lebens mit seinem Adlerblick auf Vergangenheit und Zukunft. Die deutsche Frage war entschieden; der kommende preußisch-deutsche Staat stand zwischen Frankreich und Österreich und hatte von Österreich nichts mehr zu fordern: sofort stieg Bismarck das Ziel der zweiten Hälfte seiner Ministerschaft vor der Seele auf, die Wiederherstellung eines neugefügten, besser deckenden Mitteleuropas an Stelle des alten, das er an diesem Tage zerschlagen gemußt.

Und sofort erhob sich die neue Gefahr, die ihn von nun an begleiten sollte. Am 5. Juli gebot Napoleon, von Franz Joseph zu Hilfe gerufen, den Kriegführenden Halt. Bismarck hatte den Eingriff erwarten müssen; welche Opfer würde er ihn kosten? Napoleon war, militärisch und persönlich, schwächer als die Welt glaubte, vielleicht auch als Bismarck glaubte. Dennoch wäre ein Eintritt Frankreichs in den Krieg dessen Neuentflammung und für Preußens Sieg eine schwere neue Bedrohung gewesen. Drei Wochen lang schritt Bismarck zwischen Krieg und Verständigung, immer am Rande des Abgrundes, dahin: Wochen voll verzehrender, ungeheurer Spannung und weitester Entscheidung. Preußen und Italiener rückten vor, trotz Napoleons; Bismarck hielt seine italienischen Verbündeten fest und behielt die Waffen zu weiterem Kampfe alle in der Hand. Er hätte jegliches Mittel aufgeboten, er dachte an den Aufruf Deutschlands zu revolutionärer Einigung gegen das Ausland; er schürte in Ungarn die Revolution. Er verhandelte mit Wien und bot um den Preis der Vereinigung gegen Napoleon den günstigsten Frieden; er verhandelte vor allem und am ernsthaftesten mit Napoleon selbst. Er erneuerte seine tastenden Angebote aus den letzten Jahren; jetzt, in der Krise, mußte Napoleon ja wohl Farbe bekennen. Er hatte Österreichs Sieg erwartet und den Schiedsrichter zu machen gedacht; die Vollständigkeit des preussischen Erfolges warf ihn über den Haufen. Welchen Preis würde er fordern? Würde Bismarck ihn zahlen können? Napoleon forderte keinen, er behielt seinen eigenen Lohn vor und war zufrieden, wenn er der Vermittler blieb und wenn der preussische Sieg gewisse Grenzen wahrte. Bismarck hatte ihm früher die Maingrenze vors Auge gehalten; die Verständigung ist jetzt auf diese Bedingung erfolgt. Preußen läßt den Süden frei; dafür erhält es die Verfügung über den Norden. So ganz schwer wurde dem Minister diese Beschränkung nicht. Norddeutschland war ihm von je das eigentliche Herrschaftsgebiet Preußens, noch die Bundesreformanträge des Frühlings gaben den Süden über-

wiegend an Baiern. Aber freilich, sie hatten den Neuaufbau des ganzen Bundesgebietes mit Ausnahme Oesterreichs umfaßt, und schon 1859 hatte Bismarck die Alpengrenze im Auge. Die deutsche Bewegung ließ sich nicht am Main abstellen. Dennoch: der Süden war in heller Feindseligkeit gegen Preußen in diesen Krieg gezogen; daß man ihn vorerst draußen ließe, den Norden erst in sich zusammenschlösse, dafür sprach manch innerlicher Grund. Trotzdem bleibt es wahr: Bismarck hat diese Konzession, die er am Ende nicht ganz ungern machte, doch erst als Konzession an Frankreich beschloffen, ohne Napoleons Drohwort hätte er sicher gleich damals ganz Deutschland geeint; in Baden, Baiern und Württemberg kam ihm gerade damals eine warme Wallung umflehrenden, deutschen Gefühls entgegen. Er gab den Süden vorläufig daran — soweit und solange er mußte. Er gewann dafür den Norden ganz: die Annexionen, zu denen er schritt, waren wirklich der Preis, den Napoleon zahlte. Abrundung des schwachen und zerrissenen preussischen Staatsleibes durch Landgewinn: auch dieser Gedanke war nicht neu; er hatte 1850 in der Luft gelegen und lag jetzt in der Luft, gerade Bismarck hatte Annexionen 1864 und vor dem Kriegeausbruch 1866 befürwortet. Jetzt wandte auch König Wilhelm, indem er Napoleon das Opfer der Gesamteinheit darbrachte, den Blick auf Abrundungen seines Staats. Aber er wollte jedem seiner Gegner, allen norddeutschen, die er im übrigen bestehen lassen wollte, und auch den süddeutschen, Oesterreich wie Baiern, die Strafe einer Landabtretung auferlegen; eine Summe kleinerer Abtretungen wäre dabei herausgekommen, die kein Ganzes ergaben, und doch die verkürzten Staaten bitter und unvergeßlich betroffen haben würden. Es war eine Art von Gerechtigkeitsfinn, dem fränkischen Baiern gegenüber, das ja ehemals hohenzollerisch gewesen war, von dynastischem Sinn in Wilhelms Plan. Bismarck ist demgegenüber der Vater der großen Annexionen gewesen: Beschränkung auf den Norden, völlige Freigabe Oesterreichs und Baierns, dafür im Norden die

Wegnahme des ganzen Länderbesizes der besiegten Gegner, neben Schleswig-Holstein Hannovers, Kurhessens, Nassaus, Frankfurts. Das war ganze Arbeit, eine organisch starke Ergänzung des Staatskörpers, Ausstreichung der tödlich zu Verletzenden, volle Schonung aller übrigen. Noch währte der Kampf, noch bestand kein neues Deutschland, innerhalb dessen der preußische Sieger sich vielleicht auch mit so großen und so widerstehstigen Besiegten wie dem hannöverschen Königshause und Staate bundesfreundlich hätte vertragen können — eine Möglichkeit, die doch von Sicherheit weit entfernt war. Das Recht des Krieges gab Bismarck Raum, wenigstens im Norden die volle Frucht einzuheimsen, wenigstens den Norden ganz fest zusammenzufassen: er griff zu; es war die letzte, folgerichtige, abschließende Handlung des preußischen Staatsmannes in ihm. Und Napoleon, froh, daß er nicht mehr verlangte, hat ihm helfen müssen, diese Forderung aufzustellen und als Friedensbedingung zu empfehlen: bei Osterreich gewiß, vielleicht sogar bei König Wilhelm. Erst dann ließ jene Spannung dieser böhmischen Wochen nach: die eigentliche Kriegsgefahr, die Gefahr einer Hineinziehung Frankreichs, war beschworen, ohne einen für Bismarck unerträglichen Verlust; der Löwe durfte tief aufatmen: er hielt den Störenfried aus Westen in seinem Banne; und noch hatte der bedrängte Bonaparte nicht einmal seine Gegenrechnung eingereicht. Dennoch kam für Bismarck, selbst vor dem Ende dieser Phase des Friedensschlusses, noch einmal eine Krise. In Nikolsburg wurde (22.—26. Juli) mit den Osterreichern verhandelt; hauptsächlich die Unantastbarkeit Sachsens, die sie forderten, dazu die Bedingungen für Osterreich selbst, mißfielen dem Könige; noch einmal wurde der Abschluß in Frage gestellt. Was zwischen dem Staatsmanne und dem Könige nebst einigen seiner hohen Offiziere in diesem Juli strittig war und wie ihre Kämpfe liefen, das ist nicht überall durchsichtig; die Gegensätze waren vorhanden; König Wilhelms gerade Art scheute vor der Sorge zurück, daß dieser herrliche Sieg wie einst der von 1814

und 1815 nicht bis ans Ende ausgenützt würde; er opferte ungern auch den Einzug in Wien. Daß die Zusammenstöße im Hauptquartier leidenschaftlich heftig gewesen sind, steht außer Zweifel; Bismarck ertrug diese Fortsetzung seiner Nöte kaum noch und stieß wieder an die Grenzen seiner Nervenkraft. Der Kronprinz, sein Gegner bis über die Schwelle dieses Krieges, stand ihm bei, als er den Frieden durch Maß erzwang. Der König fügte sich dem doppelten Widerspruche und dem Hinweise seines großen Ratgebers auf die ungeahnte Fülle des schon Errungenen, auf die Gefahr aus dem Westen, auf den sich meldenden Einspruch Rußlands. König und Minister reichten sich auch nach diesem Zusammenstoße in Selbstbezwungung und Einheit die Hand. Bismarck aber hatte im Siege den höheren Sieg gesichert. Seine Selbstbeschränkung sicherte nicht nur den schon gewonnenen Preis, sondern den zukünftigen. Er machte die Versöhnung mit Österreich und den Südstaaten möglich; er brach dem kommenden Gesamtdeutschland, auf das er heute noch verzichtete, bereits die Bahn, und darüber hinaus dem künftigen Bündnisse mit Österreich. Der preußische Sieger handelte im Siege als Deutscher: der Schritt vom Preußentum zum Deutschtum war die ihm selbstverständliche Folge von Preußens Sieg: der führte von selber auf den deutschen Boden hinüber.

Preußen gewann in Nikolsburg die freie Verfügung über den Norden; es bewilligte Sachsens Fortbestand und die Selbstständigkeit des Südens; Österreich schied aus dem Deutschen Bunde aus. Mit den Südstaaten wurde im August zu Berlin weiterverhandelt. Noch einmal wallten im Könige die Wünsche nach dem althohenzollerischen Gebiet Baierns auf, Bismarck hat sie auch dieses Mal bezwungen, und der Lohn waren die geheimen Schutz- und Trugbündnisse des Siegers mit den süddeutschen Staaten: sie nahmen der Mainlinie im voraus die trennende Schärfe und stellten das Ende des deutschen Krieges unter den Stern der Fortentwicklung zur deutschen Einheit.

Zustande aber kamen sie unter dem Drucke Frankreichs.

Am 29. Juli forderte dieses die Entschädigung für Preußens Gewinn: weite Abtretungen deutschen Landes am linken Rheinufer. Bismarck lehnte sie schroff ab; noch einmal flammte die Kriegsgefahr auf: jetzt, und mit diesen Anträgen in der Hand, hätte er sie besser ertragen können als vor Nikolsburg. Sie trug ihm bereits jetzt die Bündnisse mit den Südstaaten ein, die er deckte. Napoleon zuckte zurück und kam am 20. August mit maßvollerer Ansprüchen: neben einem Reste deutschen Gebietes, den Bismarck sofort versagte, wollte er Luxemburg und Belgien haben; dafür verhiess er sein Bündnis und die Zustimmung zur Einigung ganz Deutschlands. Bismarck wich auch diesen Anträgen aus, am 16. September ließ der Kaiser, in einem würdigen Rundschreiben, allen unmittelbaren Einspruch und Anspruch fallen. Das Nein der Berliner Staatsmänner enthielt einen folgenreichen Entschluß; der Botschafter in Paris hatte ihm warnend widersprochen. Die Zurückweisung Napoleons bedeutete den künftigen Kampf. Weshalb hatte Bismarck, der dem Kaiser doch früher so manchen Köder hingehalten, der bei seinen Herrschern immer die Anknüpfung wenigstens mit Frankreich vertreten hatte, die Hand Napoleons jetzt zurückgestoßen? Wäre der tödliche Gegensatz der beiden Nationen, der diesem Nein entsprang, nicht zu vermeiden gewesen? Daß es erwünscht gewesen wäre, ihn zu vermeiden, ist gewiß. Aber Bismarck konnte nicht anders. Nicht nur, daß er seinen König für das Zusammengehen mit Frankreich schwerlich zu gewinnen vermocht hätte; auch die allgemeinen Bedenken waren stark. Ganz abgesehen davon, daß Preußen Belgien aus moralischen Gründen nicht wohl verschenken konnte: wäre Frankreich als Herr Belgiens nicht eine stete Gefahr geworden? Es war seit Jahrhunderten Frankreichs Ziel, dieses Land zu gewinnen; war dieses verstärkte Frankreich ein guter Nachbar für morgen? Tiefer noch: es gab im deutschen Volke, über Konfessionen und Parteien, über Nord und Süd hin nur ein einziges, völlig gemeinsames und völlig festes politisches Gefühl. Das war die Erbfeindschaft

gegen die Franzosen. König Wilhelms Abneigung deckte sich genau mit der der Nation. Ein Staatsmann, der durch einen unreinlichen Handel mit dem Bonaparte die deutsche Einheit erkauft hätte, wäre gerichtet, diese Einheit von Frankreichs Gnaden wäre entwertet gewesen. Bismarck, der die landläufige öffentliche Meinung verachtete, hatte für die dauernden und tiefen sittlichen Empfindungen seines Volkes ein feines Ohr. Er wollte die Einheit nicht wider den Willen der Deutschen, und dieser Weg zu ihr wäre für deren Gefühl eine unauslöschliche Befleckung gewesen. Durch Napoleons Angebot hindurch führte der Weg einer gesunden Zukunft nicht. Indem der große Realist das erkannte und anerkannte, krönte er erst den deutschen Gang seiner sechsundsechziger Politik. Indem er Napoleon die Tür wies, schloß er unwiderruflich den Bund mit dem deutschen Volke. Mit ihm zusammen wollte und mußte er weitergehen: wenn die Dinge es fügen würden, durch einen Krieg, aber zum Ziele einer wahrhaftigen deutschen Einheit, durch deutsche Kräfte allein. Oesterreich war ausgeschieden, er würde suchen, es wieder neben das neue Deutschland heranzuziehen; mit Frankreich mußten die Dinge gehen, wie Frankreich es wollen würde. In 1866 lag 1870 inbegriffen. —

Bismarck hatte mit dem großen Schlage dieses Jahres Unendliches getan, in wundervoller Verbindung von weiser Schmiegsamkeit und zerbrechender Kraft. Preußen, Norddeutschland, Deutschland, Europa: er hatte um alles gekämpft und alles verschoben, und das Innere mußte dem Äußeren nachfolgen. Er hat diese Siege mit seinem Herzblut bezahlt: die furchtbaren Spannungen und Erschütterungen dieses Jahres, ehe er handeln durfte, und dann im böhmischen Juli, hat seine Gesundheit niemals überwunden. Aber was er vollbracht hatte, war auch völlig persönlich — unwegdenkbar aus den Ereignissen und den Verhältnissen. Es geschah gegen alle Erwartung der Zeit, gegen alle Parteien. Der Krieg hat das anscheinend unheilbar Verrenkte, das Unnatürliche mit seiner Riesengewalt eingerückt:

der Vater dieses Krieges war Bismarck gewesen, und er wies ihm, in unerhörten Mühen, Richtung und heilsame Grenzen. Es war eine Betätigung der höchsten und klarsten staatsmännischen Kraft. Sie hatte Deutschland zu der Lösung hingetragen, nach der es sich so lange so hilflos sehnte und die es zuletzt nicht wagte und nicht wollte. Seine eigenen Ziele wandelten und erhöhten sich mit dem Erfolge, unablässig wachsend und werdend: weil sein oberstes inneres Ziel immer nur eines war, die Macht seines Vaterlands.

Sechster Abschnitt

Der Norddeutsche Bund (1866 – 1870)

Unmittelbar nach Nikolsburg setzte Bismarck, nicht ohne lebhafsten und begreiflichen konservativen Widerspruch, der mindestens die Form und das Maß des Entgegenkommens betraf, den inneren Friedensschluß in Preußen durch: die Regierung forderte für die budgetlosen Jahre beim neuen Landtage Indemnität und dieser gewährte sie. Es war in der Form eine Nachgiebigkeit, in der Sache ein Sieg der Krone, es war die Grundlage für ein neues und wieder regelmäßiges inneres Schaffen. Dann folgten die endgültigen Verträge mit Österreich, den Südstaaten, Sachsen, die Annexionsgesetze, die Errichtung und Ordnung des Norddeutschen Bundes. In dessen Abschluß hineingrollte, im März-April 1867, der erste Donner des aufsteigenden französischen Gewitters; dabei wurden die Bündnisse mit dem Süden bekanntgegeben und selbst der Versuch einer Gewinnung Österreichs gewagt: das neue Deutschland tauchte schon sichtbar auf. Alles zusammen eine dichte Kette Bismarckscher Taten, und ihre Richtung wies auf das Deutsche Reich. Bismarck hatte den Weg des sechsundsechziger Sommers unabgebrochen fortgesetzt: er trat als nationaler Staatsmann vor Volk und Welt, er bekannte sich zur Nation. Ich werfe die Frage noch einmal ausdrücklich auf: wie vertrat sich das, bei dem Machtstaatsmanne und bei dem Preußen, mit seiner Vergangenheit? Denn von der nationalen Idee, die er einst so heiß bekämpft hatte, ging er auch jetzt schwerlich aus. Er mochte sich mit ihr verbünden, sich vielleicht in Zukunft mit ihr durchdringen; was aber führte

ihn, so wie Er war, auf ihren Boden herüber? Es ist mit Recht gesagt worden: schon die veränderte Weltstellung seines Staates. Preußen wurde jetzt Norddeutschland, aber es stand von nun an zwischen zwei offenen Feinden, Österreich und Frankreich. Es war ihnen nur gewachsen, wenn es ganz Norddeutschland mit Kraft und Zusammenhang erfüllte, ja wenn es über den Norden hinaus die sichere Verfügung über das ganze Kleindeutschland erhielt und behielt. Es war durch sein Daseinsgebot selber auf Konsolidierung und Weiterstreben und deshalb auf das Bündnis mit den Gewalten in Nord und Süd angewiesen, die den starken nationalen Staat wollten, mit den liberal-nationalen. Es mußte im neuen Norddeutschen Bunde alle Kräfte innerer Einheit für sich erobern und aufs stärkste anspannen: dazu zwang bereits die Deckung nach außen, die Erhaltung der soeben erkämpften Macht, die eigenste staatliche Selbsterhaltung. Innere Einheit und äußere Kraft konnte Bismarck aber seiner Gründung nur durch das Zusammenwirken mit demselben Liberalismus verleihen, den er so lange, um der preußischen Krone und seiner eigenen Machtstellung halber, hatte niederbeugen müssen: denn jener war der alte Träger der Nationalitätsidee und noch immer die lebendigste aller Parteien zudem. Der Konservatismus war Bismarcks Stütze gewesen und schnellste, dank dem gemeinsamen Kampfe und Siege, jetzt kräftig empor; der konservative Minister aber bedurfte jetzt, da er vom preußischen auf den nationalen Boden weitererschreiten mußte, des liberalen Stabes: in Preußen, Norddeutschland, Gesamtdeutschland wurde der gemäßigte und nationale Liberalismus Bismarcks natürlicher Verbündeter, sie kamen von zwei Seiten her und vereinigten sich, jeder von seinen Antrieben aus, zu gemeinschaftlichem Weitergange. So wuchs das nationale Streben Bismarck schon einfach von seinem sachlichen, staatlichen Bedürfnisse her zu. Aber es ist kein Zweifel: sein eigenster persönlicher Trieb kam, von innen her, dieser Wendung entgegen. Er hat sich stets mit derjenigen Staatsmacht gleichgesetzt, die er zu vertreten hatte: bisher mit der preußischen,

und nur mit ihr; eben dadurch hatte er Preußen größer und zu Norddeutschland gemacht. Jetzt wurde er selber Norddeutschland; der Lebensfunke des neuen Staates, seiner eigenen Gründung, zündete sofort in seiner Seele ein neues Feuer. Jenes unreflektierte Nationalgefühl, das die nationale Größe einfach von selber und ihrer selbst wegen wollte, und das uns in dem frühen Bismarck entgegensprang, das uns immer in ihm vorarbeitend mitzuwirken schien: jetzt war es mit einem Schläge die legitime Gewalt in der Seele des norddeutschen Ministers; seine unfertige Gründung drängte ihn ganz elementar weiter zu ihrer eigenen Vollendung, zu Deutschland. Er hatte die stoßenden Massen des deutschen Gesamtlebens ja seit dem April selber in neue Bewegung gesetzt; sie war da und wollte und mußte von sich aus weiter. Und aus seiner Seele heraus begegnete diesem Drange der stärkste Drang, den sie in sich selber trug: der Drang zur Selbstbetätigung des starken Menschen, der wirken, gewinnen, gestalten will, der große persönliche Ehrgeiz zur schaffenden That. Die eigene That führte ihn weiter, sein Werk arbeitete in ihm weiter. Er blieb Preuze bis an sein Lebensende, nach allen wesentlichen Zügen seines Wesens; aber er wurde seit 1866 Deutscher, mit vollem Bewußtsein, auch im Gegensatz zu den dem Deutschtume widerstrebenden Kräften des Altpreußentums; alle Welt sah das vor Augen, und seinem Volke wurde er alsbald die selbstverständliche Verkörperung des Einheitstriebes und dann der Einheit selbst. Die geistigen Kräfte der nationalen Idee nahm er in seinen Dienst, erkannte sie an, schloß mit ihnen einen Bund, der unlösbar geblieben ist. Er selber jedoch blieb, der er war: der nationale Idealismus trug ihn und wurde durch ihn unendlich verstärkt, er aber blieb der Mann der Wirklichkeit und Macht auch jetzt, neben seinem neuen Verbündeten eine eigene Macht für sich, niemals selber liberal, eher konservativ, jedenfalls immer der Staatsmann, der sich unwillkürlich, über allen Parteien und frei von allen Doktrinen, den allgemeinen Gedanken auch künftighin im Wesen fremd, gleich-

setzte mit dem Ganzen, mit den Bedürfnissen und den Machttrieben seines Staates als solchen. Die Sehnsucht der letzten Jahrzehnte wurde jetzt vollstreckbar, das Pathos gewaltiger Bestrebungen erfüllte auch Bismarcks Reden und wirkte von ihm auf die Nation zurück: beide klangen ineinander, und er wurde der Führer.

- Wie sehr er dabei auf seinen Wegen blieb, das zeigt die Art, wie er die Verfassung des Norddeutschen Bundes aufrichtete. Preußen hatte die norddeutschen Staaten vor und nach dem Kriege zu neuer Staatsgründung eingeladen und deren Ziele aufgezeigt. Preußische Beamte entwarfen eine Verfassung: sie war ihm viel zu systematisch, und er legte im Oktober und November 1866, von Putbus aus, wo ihn die Anstrengungen dieses Jahres aufs Krankenbett geworfen hatten, durch Weisungen für seinen Mitarbeiter Reudell, die er seiner Gemahlin in die Feder diktierte, die Grundzüge des künftigen deutschen Staates fest: ganz persönlich, ganz praktisch und durchaus maßgebend. Er hat dann im Dezember in Berlin, nach den Einzelvorarbeiten der anderen, die politisch entscheidenden Bestimmungen wiederum ganz persönlich, eigen und neu gefaßt und Lothar Bucher in raschem Abschluß das endgültig zusammenfassen lassen, was ganz Bismarcks Werk war.

Die Verfassung sollte, auf Grund eines preußischen Sieges, Norddeutschland organisieren, in dem das neu verstärkte Preußen die übrigen Bundesglieder um das Vierfache überwog, aber so, daß dennoch kein Großpreußen, sondern ein Bundesstaat zustande käme, der, so sah es Bismarck sofort an, elastisch genug wäre, um dereinst auch die süddeutschen Staaten in sein Gefüge mit aufnehmen zu können. Die nationale Partei hatte immer die Erdrückung durch Preußen gefürchtet. An eine Auflösung Preußens innerhalb des Ganzen war jetzt weniger zu denken denn je, und niemand wollte sie weniger als Bismarck. Wie aber konnte Preußens Bestand und Führerschaft mit der Erhaltung der übrigen Bundesstaaten versöhnt, Preußen und seine Mon-

archie mit ihnen und mit den Ansprüchen und der Einwirkung des deutschen Volkes zu einem lebendigen und doch keinen dieser Teile zerdrückenden Ganzen zusammengefaßt werden? Die Union von 1849 hatte das Ziel gesucht und noch verfehlt. Bismarck war stets vom Einzelstaate ausgegangen, er erkannte ihn auch außerhalb Preußens, soweit er bestehen geblieben war, an, er wollte das neue Gebilde auf Freiwilligkeit aller Mitglieder gründen: innerhalb der einen Forderung natürlich, daß es zustande kommen und fest sein mußte. Also nicht Einheitsstaat, sondern Bundesstaat, und doch in diesem Preußens Übergewicht. Andere und er hatten an dem schweren Probleme seit langem geistig vorgearbeitet, jetzt entschied er es, aus seinem genialen Instinkte für Macht und Wirklichkeit heraus, mit erstaunlicher Einfachheit von Putbus her. Er verwarf systematisch aufgebaute Neubildungen, er lehnte das Neue möglichst nah an das Alte an: aus dem Bundestage des alten, schwachen Staatenbundes von 1815 machte er, freilich auf Grund des sechszundsechziger Waffensieges, durch eine leichte Veränderung den Bundesrat eines neuen Bundesstaates: aus der Frankfurter Gesandtenkonferenz die Regierung selber des Norddeutschen Bundes. Er übernahm aus Frankfurt den weiteren Rat, wo die größeren Staaten mehrere Stimmen, jeder kleinste aber mindestens eine besaßen hatte. Das ergab für das erweiterte Preußen 17 von 43 Stimmen: genug, um seinem Willen stets die Mehrheit zu sichern. Diese Körperschaft aber wurde Regierung, alle Einzelstaaten somit an dieser beteiligt, Preußen aber erhielt als Präsidium die ausführende Gewalt, den ausführenden Beamten, den Bundeskanzler, umfassende Befugnisse für Heer und auswärtige Politik. Das norddeutsch-deutsche Volk aber erhielt den Reichstag: eine Deckung wiederum für Preußen, denn Bismarck hatte stets betont, daß in einem Reichstage von gleichen Wahlen Preußens Bevölkerungsüberzahl von selber überwiegen müsse; eine Deckung zugleich für die Einheit, denn hier sprach die Nation. Indes sie sprach nicht als Gebieterin, die Regierung entstammte

nicht dem Reichstage, er sprach nur mit. Das Neue war weder unitarisch noch parlamentarisch aufgebaut. Zusammenhalten aber sollte der Reichstag. Deshalb hatte ihm Bismarck das allgemeine und gleiche Stimmrecht, das er im Frühjahr verkündet hatte, auch jetzt erhalten. Auf die auseinanderstrebenden alten Kräfte sollte diese starke Klammer der Einheit gepreßt werden, der Wille der Nation aufgeboten werden für den neuen Staat und seine einheitliche Fortentwicklung, gegen innere und gegen äußere Gegner. Das war der Hauptgrund: die ideelle Kraft der neunundvierziger Reichsverfassung wurde der neuen Gründung dienstbar gemacht. Daneben muß Bismarck, an zweiter Stelle, auch innerpolitische Zwecke anderen Ursprungs damit verfolgt haben: das allgemeine Stimmrecht erschien ihm nicht als mögliche demokratische Gefahr, sondern eher als eine monarchische Waffe gegen denjenigen Nebenbuhler, mit dem die Monarchie seit Jahren gerungen hatte, gegen das Bürgertum. Noch überwog eben die Landbevölkerung das städtische Proletariat: auf jene rechnete Bismarck, dieses meinte er wohl jetzt noch beherrschen und vielleicht auch in Zukunft, wenn es wüchse, immer noch in sein überlegenes Spiel hineinziehen zu können. Er traute sich zu, sein Instrument immer zu meistern, und etwa im Notfall es zu verändern. Jetzt aber brauchte er es.

Es war der Entwurf eines konstitutionellen, nicht eines parlamentarischen Staates; ohne Bundesminister; der Kanzler sollte, als eine Art Gesandter am Bundesrate, dem preussischen Minister des Auswärtigen unterstehen, und dieser so das Haupt auch der Bundesexekutive bleiben. Im übrigen war es nur eine tatsächliche Weitergestaltung des Früheren, ohne alle Prinzipien-erklärungen, ohne systematische Vereinfachung, mit wenig Formen und gar keinen Formeln; mit möglichst wenig Organen zum mindesten: kein Bundesministerium, kein Oberhaus! Bismarck fand die deutschen Verhältnisse schon ohnedies verschränkt genug. Daß er sie nicht nach irgendeiner bundesstaatlichen Theorie umbaute, erweckte bei Politikern und Staatsrechtlern

sogleich Bedenken. Es sollte sich ergeben, daß sein Bau eine, von den demokratischeren Bundesstaatsformen, die es anderwärts gab, abweichende, aus den bestehenden deutschen Materialien organisch errichtete, daß er eine neue, aber in sich lebendige Art des Bundesstaates war und seine neue Theorie erst nachziehen mußte. Er war das Werk Eines Geistes, Eines Mannes, so sehr, wie irgendeine der nach ihrem Gründer getauften, großen Verfassungen des Altertums (Lorenz). Und mit einem Griff war Preußen und Deutschland, Großstaat und Föderativstaat, nebeneinandergestellt, so daß sie beide bestehen blieben: das Problem von 1849 war verblüffend genial gelöst; es war das Ei des Kolumbus. An Stelle des alten Entweder—Oder war (Fr. Meinede) einfach ein Sowohl—Als auch gesetzt. Das war ganz Bismarck: nicht Logik, sondern Wirklichkeit und Wille, es war die eigentliche Formel der neuen Zeit, die von den Dingen ausging und sie dennoch neuordnete, anstatt von den großen geistigen Konstruktionen, denen das Deutschland von 1810 und 1848 die Dinge unterzuordnen getrachtet hatte.

Dabei blieb es. Die Einzelstaaten besprachen den Entwurf, der konstituierende Reichstag vom März-April 1867 prüfte ihn durch, das Ergebnis wurde noch einmal durch die Einzellandtage bestätigt, aus dem Vertrage wurde das Gesetz. Die wichtigste, die einzige wichtige Station war der konstituierende Reichstag, nach allgemeinem Stimmrecht gewählt, beherrscht bereits von der neuen Parteibildung, die aus 1866 folgte: die nationale liberale Mittelpartei, vom gemäßigten Konservatismus unterstützt, war sein Rückgrat. Der Liberalismus hat die Verfassung nur an einzelnen Stellen wesentlich fortzugestalten, sie im ganzen weder unitarisch noch parlamentarisch zu machen vermocht; immerhin hat er durch Kompromisse die reine Annahme oder die reine Ablehnung, die man von rechts oder links her wünschte, überwunden. Er hat die Redefreiheit und hat das Budgetrecht des Reichstages erst gesichert und ausgebaut. Es kam dabei zu einer Erneuerung des alten preussischen Streites

um die Bewilligung des Heeres, es ging um die Gegenläufe einer alljährlichen Bewilligung oder der Festlegung eines eisernen Mindestetats für alle Zukunft. Da schlugen alle Flammen von 1862 noch einmal bedrohlich empor und wiesen auf innere Kräfte hin, die noch um ihren Ausgleich kämpften. Unter dem Antriebe der französischen Gefahr errang Bismarck von den national-liberalen Vertretern der nationalen Bewegung das Zugeständnis eines Mittelweges: die parlamentarische Bewilligung als Grundsatz, aber zunächst eine einmalige Bewilligung bis zum Ende des Jahres 1871, die also für absehbare Zeit den Militäretat und die Schlagfertigkeit des Heeres inmitten drohender Nachbarn sicherstellte.

Für die Verfassung selber hat Bismarck eins abgewiesen und eins zugestanden: abgewiesen die Forderung verantwortlicher Bundesminister. Sie, so hat er geltend gemacht, wären die Absehung des Bundesrats; wer soll sie stellen? die Einzelregierungen? Dann ist eben der Bundesrat nicht mehr die Regierung. Und ein Kabinetts gleichstehender Bundes-(oder Reichs-)Minister stellt neben so viele andere Organe des deutschen Staatslebens, neben die Einzelstaaten, Preußen, den Bundesrat und den Reichstag, noch wieder einen neuen, in sich selbständigen, den Betrieb des Ganzen erschwerenden Kreis, der die Regierbarkeit aufhebt. Dahinter natürlich stand vornehmlich der Gegensatz zwischen parlamentarischen Bestrebungen, die den verantwortlichen einzelnen Bundesminister vor den Reichstag zu stellen wünschen, und denen monarchischer Konzentration. Und als Letztes der Wille Bismarcks selbst: er wollte sich selber die Macht in der Bundesregierung nicht aus den Händen nehmen, seinen Herrscherwillen nicht durch gleichgeordnete Amtsgenossen einschränken und lähmen lassen. Er hat sich darin behauptet, und seine Amtsnachfolger haben, bei aller Weiterbildung der Reichsregierung, jene Konzentration der Gewalt in der Hand des Kanzlers immer festgehalten. Aber freilich, der Kanzler selber wurde bereits 1867 etwas anderes als in Bismarcks Entwurf. Das hat er dem Reichstage und Beningfen nachgeben müssen,

daß der Kanzler für „verantwortlich“ erklärt wurde: er muß die Bundesgesetze gegenzeichnen; er wurde aus der Abhängigkeit vom preußischen Minister befreit und selber zum leitenden Minister des Bundesstaates erhoben; nur Bismarck persönlich konnte nun der erste Kanzler werden. Also Ein Bundesminister war doch entstanden, mit Preußen auch künftig eng verbunden, das Wahrzeichen auch künftig der föderativen Verfassung, aber doch eine eigene Bundesgewalt, an die sich die ganze Weiterentwicklung der Bundes- und Reichsverwaltung angeschlossen hat. Natürlich, diese hätte sich auch entwickeln müssen, wenn der Kanzler nur ein ausführender Beamter des preußischen Ministerpräsidenten geblieben wäre. So aber bekam das Amt von Anfang an einen festen Charakter, und ausgefüllt und belebt wurde es „in fast monarchischer Weise“ durch Bismarcks Riesenpersönlichkeit selbst. Das Bundeskanzleramt, das dieser Kanzler nun brauchte, war anfangs klein und bescheiden, aber an seine Spitze trat der fähigste der preußischen Beamten, Rudolf Delbrück, der Ausdruck der Wirtschaftspolitik und des Zollvereins. Der neue Staat mochte, in diesem Amte und den Abteilungen des Bundesrates, seine Arbeit beginnen: Wehrkraft, Diplomatie, Wirtschaft, Finanzen wiesen ihm Inhalte genug zu, und alsbald begannen sich die neuen Formen zu füllen und zu erweitern. Der Schöpfer aber dieser Verfassung blieb ihr Mittelpunkt.

Er behielt seine alten Daseinskreise: Preußen blieb, Norddeutschland und Deutschland traten dazu. Er hatte Preußen neu zu ordnen, die neuen Provinzen einzugliedern, und dort wie für die Gesamtmonarchie die Folgerungen des Friedensschlusses mit den Liberalen zu ziehen. Das ergab einen natürlichen Zusammenstoß mit seinen alten Waffengenossen, den Konservativen; seine Wendung erregte sie, sie fühlten Altpreußen bedroht, die neuen Provinzen bevorzugt; Bismarck erlebte in Zorn und Schmerzen seinen ersten harten Kampf mit seiner eigenen Partei; der König kam ihm dabei scharf zu Hilfe. Zu kämpfen hatte er gleichzeitig mit den Herrschern der

annektierten Länder und ihren Getreuen, in Hannover und Kurhessen: diesen Kampf, der in das Ausland, in die europäische Politik hinübergriff, stellte er in großen schneidenden Worten unter die Fahne der Nation. Und der Hauptinhalt auch seiner parlamentarischen Wirksamkeit übertrug sich sogleich in diesen ersten Jahren auf den weiteren Boden des Norddeutschen Reichstags. Dort vor allem entfaltete sich die neue politische Blüte des deutschen Bürgertums. Wohl gab es auch Gegenkräfte; Großdeutsche und Partikularisten reichten sich in der werdenden katholischen Bewegung mit den eigentlichen Anhängern der Kirche die Hand; die Sozialdemokratie nahm zu, nationalere wie internationalere Strömung, und erschien im Reichstage; das Gewicht der Konservativen, des alten Ostens, des Adels wuchs. Im Bürgertum selber sank die radikale, halb oder ganz republikanische Demokratie tief in den Schatten: Bismarcks Lösung der deutschen Frage hat sie 1866 auf absehbare Zeiten hinaus geschlagen und beinahe ausgestrichen. Der linke Flügel des eigentlichen Liberalismus blieb in der Opposition, aber er bedeutete nicht allzuviel. Die Nationalliberalen aber, von den Freikonservativen unterstützt, traten in das Jahrzehnt ihrer Mitherrschaft, in die großen Tage bürgerlichen Schaffens am neuen Reiche ein. Altpreußen, Neupreußen, Nichtpreußen wuchsen da zusammen und die Neupreußen aus Hannover stellten die bedeutendsten Führer. Dieses Bürgertum vertrat seit langem den geistigen und wirtschaftlichen Fortschritt in Deutschland und einen Teil des politischen; es hatte die Hände nach dem Besitze der Macht ausgestreckt, es begnügte sich jetzt, nach den Erschütterungen und Übertreibungen der letzten Jahre, nach der innerlichen Einkehr des sechsundssechziger Herbstes, mit ihrer konstitutionellen Teilung, und die Monarchie erhielt die größere Hälfte. Die deutsche Form des konstitutionellen Lebens, längst proklamiert, wurde jetzt erst zur Wirklichkeit: Krone und Bürgertum waren die Träger der Gewalt und der neuen Zeit und die Gestalter des Reiches. Hoch über all den Gelehrten, Publizisten,

Politikern, die, aus seinen eigenen Reihen heraus, den deutschen Liberalismus zu dieser Bescheidung und Einordnung gemahnt hatten, steht die Einwirkung Wilhelms I., Moons und Bismarcks; der wirksamste aber unter diesen Erziehern zum Staate und zum monarchischen Staate wurde Bismarck. Er gab den bürgerlichen Ansprüchen weit nach; der Strom der freiheitlichen Bedürfnisse, der in dieser Höhezeit des individualistischen Liberalismus Wirtschaft und Verfassung überall durchflutete, durfte zumal die Wirtschaftspolitik des Bundes ganz durchtränken. Freiheit der Arbeit und der Bewegung wurde das Wahrzeichen gerade dieser Jahre; und Freiheit bedeutete da wieder zugleich Einheit. Gemeinsam erstreckten Partei und Kanzler die Freizügigkeit, die Gewerbefreiheit, die Gleichstellung der Bekenntnisse, die Anfänge der Gerichtseinheit und Rechtseinheit über den Boden Norddeutschlands und, wo sie es konnten, des ganzen Zollvereins. Der Freihandel triumphierte, R. Delbrück war der Mann des Jahrzehnts. Das Bürgertum feierte stolz und freudig den Sieg seiner eigensten Kräfte, der Kräfte der starken, wegbahnenden bürgerlichen Persönlichkeit, die, seit einem Jahrhundert im Aufstieg, jetzt ihren Gipfel erreichte; Bismarck fand in ihrem Siege den Zusammenschluß seines neuen Staatsgebietes und ließ das freie Spiel dieser persönlichen Kräfte auch in seiner Einseitigkeit vorerst ganz gewähren, da es sein eigenes staatliches Werk förderte. Seine Taten und ihre fortwirkende Zwangsgewalt hatten den Nationalliberalismus im Grunde geschaffen und manche sprachen wohl von einer Partei Bismarck. Über den liberalen Führern wurde er, bis zu einer bestimmten Grenze, zum obersten Führer auch der liberalen Partei. Und über der Fülle politischer und rednerischer Kräfte, die diesen ersten deutschen Reichstag in allen seinen Gruppen belebten, leuchtete seine Kraft: der zum Neuen hinleitende Staatsmann, der Redner, der auch jetzt Kämpfer blieb, aber den Zeitgenossen mit einem Schlage zum Wegweiser und Lehrer, zum Schöpfer geworden war. Der Redner Bismarck ist damals zu seiner klassischen

Reise gelangt. Die Reden des jugendlichen Abgeordneten waren kunstvoller, sauberer im Entwurf, die Hauptsache war schon in ihnen die Ursprünglichkeit des Gedankens und der Form. Jetzt hatte er zu wörtlicher Vorbereitung keine Zeit mehr, die Form verlor an Straffheit, die rhetorische Kunst sank, die natürliche rednerische Wucht und Sicherheit, die Kraft der Improvisation, stieg. Vor allem, die inhaltliche Mächtigkeit stieg, die Reden wurden alle zu Taten, und seine Natur, in ihrer Stärke und ihrer Flüssigkeit, in der bildlichen Schöpferkraft der Sprache, die alles schaute und alles Abgegriffene neu prägte, in der Unbefangenhait, mit der sie sich gehen ließ, in der Fülle ihrer Feinheit, ihres Geistes, ihres Bornes und ihrer Leidenschaft, mit ihren plaudernden Seitensprüngen und der ungeheuren Konzentration des eigentlichen Willens auf das politische Ziel, diese Natur ohnegleichen, in der der niedersächsisch-märkische Boden menschliches Leben gewann, gewann ihr Spiegelbild in seinen Reden. Der Inhalt der Stunde und die Art des Mannes bricht überall packend und manchmal erschütternd aus ihnen hervor. Ihr politischer Kern war immer sorgsam überlegt, das übrige verblieb dem Augenblick. Bismarck hatte von jeher äußerlich mühsam gesprochen, mit stoßender, leiser, leicht belegter Stimme, mit ringendem Körper, unter Verachtung des schönen Effekts; seine Wirkung war stets erheblich gewesen, jetzt wurde sie, dank den Dingen, die er sprach, überwältigend groß. Auch der Künstler, der in ihm war, trat wohl zutage, in jener ungesuchten Sprachkraft, in der Echtheit jedes Ausdruckes, in der sicheren Zartheit der Nuance, vor allem doch in der Großartigkeit der monumentalen Worte, mit denen er von nun an eine laufende Welt überraschte und in denen sich plötzlich sein Wesen und seine Absicht, blitzartig und unvergeßlich, zusammenfaßten. Seine Beredsamkeit wurde, wie er selber, eine Erscheinung für sich: bezeichnend für dies neue realistische Zeitalter, aber in sich selber ohne Vorbild und Nachfolger, die zwanglos natürliche Ausdrucksweise seines Genies.

Er schuf mit der Zeit im Bunde, und der neue Liberalismus durfte sich dieses Bündnisses freuen: der Boden Norddeutschlands wurde mit weiter und lebendiger Arbeit überspannt. Dennoch: dieses Bündnis war stets zugleich Kampf. Die Nationalliberalen blieben unitarischer und parlamentarischer als der Minister, voll bürgerlich freiheitlichen Stolzes, nicht frei von einem starken Beisatz alter Doktrin. Und er war von Natur wegen Herrscher; die Rechnung zwischen ihnen ging niemals glatt auf. Sie schlossen Kompromisse und rangen still oder offen doch immer um das Übergewicht; der linke Flügel der Partei sprengte den Frieden immer von neuem, und Bismarcks Temperament nicht minder. Steuerschwierigkeiten gab es schon in diesen ersten Jahren, Härten des Kanzlers und der Widerstand des parlamentarischen Selbstgefühls verärgerten beide Teile, Bennigsen klagte, Bismarck schalt in Krankheit und Zorn. Und es ist merkwürdig, wieviel Argerniß und Nöte diese Tage des Triumphes und der doch stetig wachsenden Erfolge dem Sieger von 1866 überall brachten.

Vor allem mit seinem Könige kam er nicht mühelos aus. Beide durch den Sieg gehoben, stießen sie, so scheint es, aufeinander, und die neue Richtung nach links sagte dem Fürsten nicht zu. In seiner Umgebung arbeitete vieles gegen den Minister; dem Widerstand der Konservativen begegneten wir schon, er fand im Könige ein Echo. Die Abneigung des liberalen Kronprinzen blieb auch lebendig: und doch sahen er und seine Freunde, wie der Bismarck an staatsmännischer Kraft der Natur vielleicht verwandte Albrecht von Stosch, daß aller Fortgang zur Einheit hin von Bismarck und nur von ihm getragen wurde: er allein konnte Altpreußen vorwärts bewegen, und wollte es. Seine Unentbehrlichkeit wurde allen klar, und sachlich fand er den König doch zuletzt immer an seiner Seite. Jedoch nach Kämpfen, von denen er Noen klagte, daß er sie gemüthlich nicht ertragen könne. Sie stießen einander und hielten einander doch fest, auch im innersten Herzen. Als ein persönlicher Anlaß Bis-

marck Anfangs 1869 zu seinem ersten Abschiedsgefuche trieb, überschüttete er den König mit leidenschaftlichen Klagen über alle die Hemmnisse, die von Wilhelm selber herkämen, über die Reibungen und Eingriffe, die seine Kraft erschöpften. Der König gab, mit leisem Erstaunen, besänftigend nach und kleidete ein andermal einen politischen Wunsch in die Form der eingehendsten Begründung und der fast entschuldigenden Bitte, er dankte Bismarck nachher in überquellender Wärme, und hinter ihrem Streite klang ein leiser und weicher Klang persönlicher Liebe, auf beiden Seiten. Bismarck war in diesen Jahren viel krank; seine Arbeit rächte sich an ihm. Er wich in die Stille seines schönen pommerischen Dotationsgutes Varzin zurück, in dessen altem Herrenhause und dessen weitem Parke er freudig das Landleben und die Freiheit genoß, aber körperliche Leiden und erregende Geschäfte und der fressende Groll folgten ihm auch dorthin. Zu schaffen hatte er wahrlich, dennoch ist es, als sei die Betätigung, für den König wie für ihn, in diesen Friedensjahren nicht frei genug gewesen, als bleibe ein quälender Überschuß an Kräften, der sich nach innen wende und in Ärgernissen und Schmerzen entlade. Sein Aussehen wandelte sich: die Spannungen von 1866 haben sich dem Antlitze eingeprägt und es zerrissen, der Diplomat des vorausgegangenen Jahrzehnts ist breiter geworden, auch das Gesicht. Das Gewaltige überwiegt, aber es bedeutete nicht einfach Gesundheit und Befriedigung. Er haderte mit König und Welt und litt die Schmerzen großen Menschentums, das immer an Leiden reich ist. Wer diese Riesenkräfte, die in dem Genius unablässig wirken, gären und sich stoßen, nicht sieht oder sie kleinlich mißversteht, der verkennet unrettbar sein Innerstes und damit den Quell seiner Wirkungen. Denn aus diesem schmerzenvollen Reichtum ging auch die Kraft seiner Taten hervor.

Er floh die Welt und eroberte sie doch. Sein Wirklichkeitsgeist färbte ab auf die von ihm gestaltete Nation. In diesen Jahren fing man an in ihn einzudringen, die Bismarckliteratur

begann, Rößler und Bamberger erläuterten ihn seinen Landsleuten und der Welt, Hesekiels Buch vom Grafen Bismarck — er trug seit 1865 den Titel — erzählte anschaulich von seiner Entwicklung und seiner Art und teilte den überraschten Zeitgenossen die ersten seiner vertrauten Familienbriefe mit, aus denen das Herz und der Humor des Riesen so schlicht und frei und mit so ergreifender Echtheit redeten. Man sah in diese warmen Tiefen hinab, und der deutsche Mensch in ihm half, in eigentümlich natürlichem Bündnis, seinem Volke den deutschen Staatsmann und seine Lebensziele näherbringen: es spürte diese Einheit seines anscheinend widerspruchreichen Wesens und fühlte sich ihm verwandt. Dabei ragte Bismarcks Größe immer bestimmender über alles hinweg. Die Deutschen hatten den Helden gefunden, der ihr Geschick vollenden mußte.

Zwiespältig ist auch Deutschlands Anblick in diesen Jahren des Übergangs. In dem nationalgefinnten Baden empfand man ihn als heillose Zersplitterung, und dieses Gefühl ist in die Geschichtsschreibung eingeflossen. Der Allgäuer Völk aber pries 1868 den neuen deutschen Frühling, Bismarck sprach in großen Sätzen zur weiten Welt vertrauend von der deutschen Zukunft und von dem furchtlosen deutschen Mute, Treitschke hieß das Geschlecht glücklich, dem Ein erhabener Gedanke zwingend die Wege weise, die Einheit Deutschlands, und sah es im Lager stehen, des Feldherrn und seines Rufes zu den Waffen gewärtig. Wahr war beides: die Unfertigkeit und der Widerstand, und der Fortgang zugleich.

Der Friede von 1866 erlaubte, in dunklen Worten, einem Südbunde, sich zu bilden, und verpflichtete Preußen, ihn zuzulassen; national dürfe er mit dem Nordbunde verknüpft, international werde er unabhängig sein. Bismarck deutete es so: wenn dieser Südbund sich nun gar nicht bilden will, wenn alle vier Südstaaten einmütig doch zum Nordbunde kommen

wollen, so ist der Paragraph erfüllt und hinfällig. Aber natürlich, es war keine Rechtsfrage: hinter jenen Sägen standen Österreich und Frankreich. Er sprach aus, er werde sich durch kein Ausland die Einigung verbieten lassen. Zunächst galt es, die „nationale“ Verbindung zwischen Süd und Nord zu regeln.

Die Hauptsache war sofort geleistet worden: durch die Schutz- und Trugbündnisse vom August 1866. Darüber hinaus strebte Baden dem Norden zu, Hessen war ohnmächtig; in Württemberg und Baiern arbeiteten nationale und sonderstaatliche Kräfte wider einander, und die zweiten überwogen. Von Baiern aus hat dessen Ministerpräsident Chlodwig Hohenlohe 1867 den Versuch gemacht, die schwer erträgliche Vereinzelung der Südstaaten inmitten der Großmächte aufzuheben, den Süden, dessen Einzelstaaten einen Südbund unter bairischer Hegemonie gar nicht wollten, irgendwie in sich zusammenzuschließen und dem Norden locker anzugliedern: der norddeutsche Bundesstaat mit dem süddeutschen Vereine zu einem Staatenbunde ohne gemeinsame Regierung verknüpft, und die Selbständigkeit der Süddeutschen gegen den Norden sowie die Sicherheit Mitteleuropas nach außen durch ein Bündnis mit Österreich gedeckt. Der Plan mißlang, und jeder weitere Anlauf Hohenlohes nicht minder. Er kam auf den Südbund zurück — die anderen wiesen ihn ab. Er wünschte den Süden militärisch zu reorganisieren — die anderen zogen es vor, auch diese höchst notwendige Reorganisation selbständig, jeder Staat in direkter Vereinbarung mit Norddeutschland, zu vollziehen. Eine Zusammenfassung und Sonderstellung des Südens kam nicht zustande, Friedrich von Baden wehrte sich gegen bairische Führung und strebte dichter zur deutschen Einigung hin. Bismarck stand auf Badens Seite. Der Weg Hohenlohes würde eine Stufe zur Einheit erreicht, aber die Einheit selber vielleicht erschwert haben. Bismarck ließ die großen Dinge ruhig reifen, und setzte seine praktischen Einheitsklammern lieber im einzelnen ein. Er beförderte den militärischen Anschluß des Südens an den Norden, wie er den

diplomatischen gleich anfangs gesichert hatte, und sorgte so für ein auf preußischer Höhe stehendes deutsches Heer. Er drückte durch den Zollverein auf den Süden: er drohte, wenn man die Schutzverträge nicht fest bestätige, mit einer Kündigung der Wirtschaftsverträge, die keiner der süddeutschen Staaten vertragen konnte. Er zwang, mit gleicher Drohung, im Juli 1867 die Südstaaten, die Verfassung des Zollvereins umzugestalten: es war ein Staatenbund, auf die Einstimmigkeit sämtlicher einzelner Verbündeter, der Regierungen und ihrer Landtage, gestellt; er machte einen Bundesstaat daraus, mit Einer Regierung und Einem Reichstage, Zollbundesrat und Zollparlament: dem Norddeutschen Bunde folgte diese ihm wesensgleiche Neubildung der Wirtschaftseinheit nach. Der Süden schickte in die drei Zollparlamente von 1868, 1869 und 1870 seine Abgeordneten hinein: sie fügten sich dem Norddeutschen Reichstage, für die Zollvereinsfragen, an. Sie waren in ihrer Mehrheit partikularistisch, und Enttäuschungen und Argernisse füllten auch hier den Vordergrund des Tages aus; aber die Arbeit wurde doch geleistet, Handelsverträge, Zollgesetz, Gewerbefreiheit für das ganze Zollvereinsgebiet: materiell wie militärisch wuchs das gesamte kleinere Deutschland unwiderstehlich zur Einheit zusammen, und über den Tagesstreit hallten dröhnend die zurechtlichen Jubelworte der Nationalen, die starken Zukunftsworte Bismarcks hin.

Vorwärts ging es auch hier, allem Gegenwillen, so deutlich er war und so siegreich er im einzelnen schien, zum Troste. Die süddeutschen Offiziere verabredeten 1868 mit Moltke den gemeinsamen Feldzugsplan für den drohenden französischen Krieg. Bismarck sprach damals zu dem feurigsten dieser Süddeutschen, dem Württemberger Suchow, über die Aussichten zur Einheit: sie wird kommen; der Süden wehrt sich noch, der Norden konsolidiert sich erst; ob noch das 19. Jahrhundert sie sehen wird? ob sie bald kommt? in zehn, in fünf Jahren? das wäre eine unverhoffte Gnade Gottes. Er hat zu Nooß 1869 den deutschen

Namen für die junge Flotte verteidigt: von Brandenburg zu Preußen, zu Norddeutschland, zu Deutschland führt ein aufsteigender Weg. Er wollte vorwärts, und die Widerstände werden auch ihn geärgert haben. Aber er hat, das ist auf das sicherste bezeugt, die Geduld nicht verloren: er wollte die Dinge reifen lassen. Die Ungeduld des einsam dem Auslandsdrucke ausgesetzten Badens wies er noch im Februar 1870, da ihre Vertretung durch Lascker im Reichstage seine Kreise störte, unwirksam ab: aber das Recht, die Einigung zu vollziehen, wahrte er auch da ausdrücklich. Es scheint, daß er in diesem Januar Pläne eines norddeutschen Kaisertums in London und Paris hat anklingen lassen — vielleicht nur, um dem Auslande zu zeigen, daß er einmal vorwärts streben werde? Das Einzelne ist dunkel, ein großer Anschlag stand schwerlich dahinter.

Es konnte nicht immer bei dieser Halbheit bleiben; Bismarck wußte, was er wollte, und es war seine Art, des Augenblicks zu warten. Trotz allem, die Einheit wuchs in allem deutschen Leben jeglichen Tag, und hinter den langsamer wirkenden Einrichtungen stand, mit innerlichem Wachstum, die Sehnsucht und die Bereitschaft des bürgerlichen, reichsgründenden Geschlechts und stand der Wille und die Unerforschlichkeit des großen Führers, den es jetzt besaß. Die Gegner, die Franzosen, sahen, was sich vollzog und daß es sich unvermeidlich vollziehe. Der Gesamtanblick dieser ungewiß bewegten Jahre war doch groß und sicher und der Zusammenklang von Zeit und Mann wundervoll und stark. Art und Frist der endgültigen Lösung aber lagen auf Bismarcks eigenstem Felde, der europäischen Politik.

Siebenter Abschnitt

Der französische Krieg und die Errichtung des Reichs (1870 – 1871)

Zwei Großstaaten unterlagten den Deutschen sich zu einigen, Frankreich und Österreich. England stand zur Seite, Rußland hielt sich, trotz seines alten Zuges nach Frankreich hinüber, im wesentlichen zu Norddeutschland und hielt Österreich in Schach. Österreich wünschte den Kampf um Deutschland noch einmal aufnehmen, den Prager Frieden wieder zerreißen zu können; es wünschte, einen Angriff Frankreichs auf Norddeutschland dazu benutzen zu können, aus eigener Initiative handeln konnte es nicht. Auch Viktor Emanuel neigte zu Frankreich, aber zwischen ihm und Napoleon stand das noch päpstliche Rom, nach dem das neue Italien unausweichlich strebte, und dessen französische Besatzung, die den Papst gegen dieses Italien schirmte. Taten gegen Deutschland konnten allein von Paris ausgehen: dort aber war auch der Wille zu solchen Taten. Frankreich war in Wahrheit entschlossen, die Machtverschiebung von 1866 nicht hinzunehmen und die Vollenbung der deutschen Einheit nicht zu dulden: es hatte die Mainlinie festgelegt, es hatte seine Entschädigungen für Preußens Aufstieg nicht erlangt, es wollte die Störung des alten Gleichgewichtes oder vielmehr seines alten Übergewichtes nicht ertragen. Es hatte, in allen seinen Parteien, in der erdrückenden Mehrheit seiner Politiker, den Kampf um seine Machtstellung aufgenommen — obwohl das neue Deutschland ihm nichts nahm und nichts nehmen wollte als jenen Vorrang, der auf Deutschlands uralte Schwäche

gegründet gewesen war. Frankreichs unberechtigter Einspruch aber bedeutete, wenn Deutschland sich nicht beschied, sich seine Einheit von ihm verbieten zu lassen, den Krieg: er war dessen einzige Ursache. Und Deutschland konnte jenes Verbot nicht achten, wenn es sich selber achten, wenn es leben wollte. Die Leidenschaft der zwei Völker, des alten und des neuen, stand widereinander.

Bismarck hat diesen Zwang ungern anerkannt. Er hat, das geht aus einer Anzahl völlig vertraulicher Äußerungen hervor, den Krieg mit Frankreich nicht gewünscht, er nahm ihn ernst und sah in ihm den Beginn einer Folge von Kriegen. Er fand ihn vorerst weder nötig noch nützlich, denn Deutschlands Heer wachse alljährlich; er fand ihn überhaupt nicht unvermeidlich. Konnte Napoleon, krank und wankend wie er war, nicht sterben oder gestürzt werden? Dann entstand doch vielleicht die Möglichkeit kampfloser Einigung. Immer wieder hat er es in Monologen ausgesprochen: die Gefahr, ja die Wahrscheinlichkeit dieses Krieges sei vorhanden, und gelegentlich drängte seine Löwenatur ihm feurig, ja freudig entgegen. Aber stets wieder folgte, absichtslos, nicht für die Öffentlichkeit, nicht einmal für den einzelnen Unterredner aufgestellt, die Erwägung, wie furchtbar — er hatte es 1866 erlebt — der Krieg doch sei, und die grundsätzliche Verwerfung des freiwillig herbeizuführenden Vorbeugungskrieges als eines gottversuchenden Frevels. Den österreichischen Krieg hatte er nicht vermeiden können und wollen; der französische konnte vielleicht vermieden werden: natürlich vorbehaltlich des deutschen Daseinsrechtes. Aber Bismarck nahm den Entschluß sehr viel schwerer, mit einer viel strengeren Gewissenhaftigkeit, einem viel tieferen sittlichen Ernste, als mancher es für gescheit hält ihm zuzutrauen: die Verantwortung gegen seinen Gott diente ihm keineswegs nur als Entlastung vor den Menschen, sie belastete ihn vor sich selber und vor Gott.

Seinen Weg zu gehen war er freilich entschlossen, aber mit Besonnenheit und Geschmeidigkeit. Nur auf einen Ausweg

hatte er seit dem September 1866 verzichtet, auf das Bündnis mit Frankreich; wir sahen den Grund. Er hatte Napoleons deutsche Gebietswünsche schroff abgewiesen und seine außerdeutschen hingehalten. Zuletzt blieb nur der kleinste übrig, auf Luxemburg: wenigstens dieses Pflaster hoffte der Kaiser dem französischen Selbstgefühle aufzukleben. Preußen hielt in Luxemburg, vom alten Bunde her, eine Besatzung, ohne Recht, denn dem neuen Bunde gehörte das Großherzogtum nicht an. Napoleon bemühte sich, es von seinem Suverän, König Wilhelm von Holland, zu erwerben; der schien bereit, hand aber in letzter Stunde den Handel an die Einwilligung Bismarcks. Bismarck hatte dem Franzosen in Aussicht gestellt, er werde die Sache gehen lassen; sie selber mit durchzuführen weigerte er sich, und an dieser Weigerung ist die bereits der Welt verkündete Erwerbung zersehelt. Napoleon fühlte sich in eine Falle gelockt, überlistet, beleidigt. Es ist sehr schwer zu sagen, was der Kanzler damals gewollt hat. Möglich, daß er der Sache, wenn sie glatt lief, nicht ungern ihren Lauf gelassen und den Kaiser verpflichtet haben würde. Aber er stieß dabei auf den Unwillen des Norddeutschen Reichstags, auf eine leidenschaftliche Bewegung des deutschen Nationalgefühls: die zwei Parlamente, die zwei Völker stießen hart und sprühend auseinander. Bismarck war erst auf dem Wege zur Reichsgründung; die deutsche Gesinnung zu verletzen, zu erkälten, war ihm schwer, und um sie zum Verzicht zu überreden, hatte er noch nicht die fraglose Autorität wie nach 1871. Er blieb bei seiner Nation. Jedoch es ist zu vermuten, daß er deren Widerstand, und daß er die Frage des holländischen Königs doch vorausgesehen und somit einen Mißerfolg Napoleons von vornherein für wahrscheinlich gehalten haben wird. Er hatte Napoleon nicht zu führen, seit dem 5. Juli 1866 waren sie Gegner, und wenn der Bonaparte sich in diesen Engpaß begab, so ließ Bismarck ihn marschieren wie er wollte: ihm zu helfen war nicht seines Amtes, und die Niederlage, die jener sich dabei zuzog, mochte er erwartet haben, er veranlaßte sie

nicht geradezu, er hinderte sie auch nicht; man wird annehmen dürfen, daß er sie mit einem Gemisch von achselzuckendem Bedauern und von innerer Freude betrachtet haben wird. Denn schließlich war es doch die Niederlage seines Feindes. So handelte er, korrekt, aber nicht freundlich, den Dingen folgend, er hätte auch anderes zugelassen, so aber mochte es ihm am liebsten sein. Nun allerdings erhob sich der heiße Zorn des Kaisers und seines Volkes, und der Krieg drohte. Hätte sich Österreich damals durch Hohenlohes Werbung an Deutschlands Seite ziehen lassen, so wäre dieses wohl vor einem Angriffe sicher gewesen und Bismarck hätte schwerlich zurückgezuckt. Aber Österreich dachte gar noch nicht daran, und die Kriegsgefahr ward ernst. Moltke wünschte ihr die Stirn zu bieten, Bismarck hat den Krieg verhindert und von Europa die Lösung angenommen, die Luxemburg keinem der beiden Gegner ließ. Preußen räumte (Mai 1867) die Festung, das war immerhin ein leiser Rückzug; aber es hatte die Zugehörigkeit Luxemburgs zum Norddeutschen Bunde nie behauptet und nie gewollt. Der eigentliche Leidträger war Frankreich; denn es mußte fahren lassen, was es schon als seinen Gewinn betrachtet und bezeichnet hatte: die Schlappe war klar und empfindlich.

Seitdem hat Napoleon gegen Norddeutschland gearbeitet: er betonte jetzt den Trennungsparagraphen des Prager Friedens, er suchte sein Heer zu reorganisieren, er warb um Österreich und um Italien; von 1867 bis 1870 rissen die Verhandlungen nicht ab. Weder Österreich noch Italien wagte den vollen Anschluß, die römische Frage blieb ungelöst, aber die Annäherung der drei Herrscher wurde inniger. Die deutsche Politik erfuhr von alledem und rührte sich darwider; es war ein unverkennbares, unverkennbar mit dem Kriege rechnendes, auf Krieg abzielendes Ringen um Europa. Im März und Mai 1870 kam es zu überaus weitgehenden Verhandlungen in Paris und Wien über den gemeinsamen Feldzugsplan; es kam zu keiner schlüssigen Einigung, weil Österreich den Franzosen auch jetzt den Vortritt

und die Gefahr überlassen wollte. Aber daß es geneigt war, im günstigen Falle nachzufolgen, wurde deutlicher als zuvor. Die Feuergefährlichkeit der Lage war unzweifelhaft.

Einen Monat weiter, und in dies Pulverfaß schlug der Funke der spanischen Kandidatur. Spanien, das seine Königin verjagt hat, sucht einen Herrscher; aus spanisch-iberischen Gründen fällt, nach vielen Mißerfolgen, der Blick auf den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern. Bismarck hat die Kandidatur nicht angeregt, aber er hat sie aufgenommen; seit März 1870 betrieb er sie, gegen die Abneigung Leopolds und die des Königs, mit dem ganzen Gewichte seines Willens. Er ließ es als eine Angelegenheit nur des fürstlichen Hauses von Sigmaringen, keineswegs der norddeutschen Politik gelten: nur die Familie, niemals der Staat sollte in sie hineingezogen werden können. Aber die Gründe, die er für das Ja anführte, stammten aus der deutschen Politik, sein Vertrauter Bucher diente als geheimer Vermittler, die Geheimhaltung vor Frankreich billigte er, die Wiederaufnahme der schon fast aufgegebenen Sache um Ende Mai geschah unter seiner eifrigsten Mitwirkung, und es war sein Erfolg, daß im Juni Leopolds Ja gesprochen und von dem widerstrebenden Könige, als Familienhaupt, bestätigt wurde. Da griffen Ende Juni Mißverständnisse und Indiskretionen ein, die Königswahl wurde vertagt und der Plan vor der gewollten Zeit durch die Spanier der französischen Diplomatie enthüllt. Als bald ein ungeheurer Ausbruch französischen Unwillens gegen Deutschland: die erste Julihälfte entwickelte daraus den Krieg.

Hatte Bismarck ihn gewollt? Daß er die Sache durchgezwungen hatte, steht außer Zweifel, und daß er es Frankreichs wegen getan hatte, ebenfalls. Der Krieg entstand daraus; Frankreich hatte im voraus seine Gegnerschaft gegen eine deutsche Königswahl angemeldet, es hatte überrumpelt werden sollen: wollte Bismarck es zum Kriege reizen? Nehmen wir einmal an, er hätte es gewollt, so sei das eine vorausgeschickt: er hätte ein

Recht dazu gehabt. Napoleon behinderte und bedrohte ihn bei jedem Schritte; Bismarck bedurfte des Krieges aus innerdeutschen Gründen durchaus nicht, aber er konnte ihn auch dort, als Hebel zur Einheit, brauchen. Er arbeitete auf diese los und wehrte sich gegen seine europäischen Feinde; er ließ seit Januar 1870 jene norddeutschen Kaiserpläne spielen; den Einspruch Frankreichs gegen die Einheit kannte er, und auf jeglichen Fall war, wenn es Krieg gab, Frankreich dessen Urheber: nur Frankreich wollte etwas gegen Deutschland, nicht umgekehrt. Hielt Bismarck, nach allen den neuesten Verschwörungen, den Kampf nun doch für wahrhaft unvermeidbar und die Stunde für nah, so war es sein Recht und vielleicht seine Pflicht, trotz seiner Abneigung, diese Stunde selber zu bestimmen. Nicht er wäre der eigentliche Vater eines solchen Krieges gewesen: er war 1866 der Angreifer, 1870 war er es in keinem Falle, und ein hohes Verdienst um sein Volk war die Herbeiführung dieses Krieges unter allen Umständen. Er würde immer nur Dank und Preis dafür verdienen.

Trotzdem: daß die Kandidatur auf Krieg zielte, ist unwahrscheinlich. Die Fülle der Erwägungen kann hier nicht ausbreitet werden. Das aber scheint gewiß: der Anschlag war, wenn er den Krieg nach sich ziehen sollte, überaus gefährlich. Sowohl Süddeutschland wie Europa konnte einen solchen Krieg für dynastische Zwecke nur scheel ansehen; es war keine deutsche Frage, nur eine hohenzollerische; es hat sich gezeigt, es war eben deshalb eine gute Handhabe für Frankreich. Und es geht aus vielem hervor, daß Bismarck Frankreichs Kriegszentschluß nicht erwartet hat. Er rechnete ja damit, daß Napoleon überumpelt würde; er glaubte, daß jener sich die bereits veröffentlichte, von Spanien zur nationalen Sache gemachte Kandidatur gefallen lassen würde; er glaubte, die norddeutsche Diplomatie jedenfalls aus dem Spiele halten zu können: er hatte die Frage ja stets als rein hohenzollerisch-spanisch aufgebaut. Er ist durch die Hestigkeit der französischen Entrüstung zu Beginn des Juli,

nach glaublichen Zeugnissen, überrascht worden. Die vorzeitige Enthüllung warf seinen Plan über den Haufen und lenkte die Ereignisse erst auf den Krieg los.

Daß Krieg entstehen konnte, aus dieser wie aus jeder Unternehmung dieser Jahre, das wußte er sicher; wollte Frankreich ihn schlechterdings hieraus ableiten, so mochte es das tun; Bismarck hatte keinen Anlaß, dem Gegner, wenn jener den Kampf suchte, auszuweichen. Aber er selber hat ihn aus diesem Anlasse offenbar nicht vorhergewollt, und diese Mine nicht deshalb gelegt.

Er hat sie als Gegenmine gelegt in dem großen vielverzweigten unterirdischen Spiele dieser Jahre. Es wäre ihm lieb gewesen, das deutsche Ansehen so zu erhöhen, dem französischen Gegner einen deutschgesinnten Fürsten in den Rücken, diese „spanische Fliege in den Nacken“ zu setzen, ihn für den Kriegsfall durch die Rücksicht auf Spanien immerhin militärisch zu binden und zu schwächen, ja ihm die Kriegslust durch diese Rücksicht zu mindern. Er hat von Spaniens Mitwirkung wenigstens diplomatischer Art mehr erwartet als Spanien hielt. Er sah Napoleon durch ein deutschfreundliches Spanien in mancherlei Beziehung beengt. Und er traute dem kranken Imperator die Schwäche zu, sich dennoch zu fügen, und vielleicht eben dadurch in der Achtung Frankreichs noch weiter zu sinken. Es war nur ein Mittel im Kampfe, wie er ähnliche im Orient, in Italien ansetzte; daß aus ihm der Krieg hervorgegangen ist, darf uns nicht zu einer Überschätzung gerade dieses einen Mittels, der Absichten, denen es dienen sollte, führen: nur der Erfolg hat es so wichtig gemacht, weit über Erwarten hinaus. Man wird sagen dürfen: dieser Zwischenfall hat der französischen Kriegspolitik weit eher und weit stärker gedient als der preussischen.

Denn Frankreich packte ihn mit beiden Händen. Spanien hatte sich nun doch noch nicht gebunden, man konnte ihm diese Wahl verbieten, ohne allzu tyrannisch in fremde nationale Rechte hineinzugreifen. Frankreich konnte auf die schwäbischen Hohenzollern und auf Madrid drücken und so die Candidatur ersticken,

ohne Norddeutschland auch nur anzurühren: eine Niederlage Norddeutschlands, ein umgekehrtes Luxemburg, war es dann doch, und Bismarck konnte nichts dagegen tun. Frankreich ist diesen Umweg nicht gegangen; es hat sich lediglich auf Norddeutschland geworfen: es wollte den verhassten Gegner diesesmal fassen und schütteln; und wehrte er sich, so schien dieser außerdeutsche Streitgegenstand wundervoll geeignet, ihn der Heeresfolge Süddeutschlands zu berauben und ihn zu isolieren. Allerdings, die Kriegsgefahr lag auf diesem Wege: Frankreich hat sie gern aufgenommen. Es hatte Ursache, sich über dieses spanische Geheimnis zu entrüsten; es hat sich seiner Feindseligkeit aber mit einer Schroffheit hingegen, die den Krieg erzwang.

Die Erklärung des Ministeriums an die Pariser Kammer am 6. Juli war tatsächlich eine laute und beleidigende Kriegsdrohung an Norddeutschland. Bismarck war betroffen und überrascht; er war jedoch imstande, sich auch aus dieser Lage herauszuziehen. Sie war unbequem, sein älterer Plan war gescheitert, Spanien ließ ihn völlig im Stich, er selber war bloßgestellt, ein Rückzug, wenn Frankreich vorsichtig handelte, schwer zu vermeiden. Aber Bismarcks Genius war Schwierigkeiten dieser Art gewachsen. Er saß, leidend, in Barzin; er begann sofort einen Feldzug in der deutschen Presse; daß er durch die neuen Nöte, auch die französische Beleidigung, hindurchkommen würde, war gewiß. Die norddeutsche Diplomatie, auf die Frankreich seinen Angriff eröffnete, erklärte sich an der spanischen Sache unbeteiligt. Er selber blieb vorerst in seiner Ungreifbarkeit in Pommern.

Da störte ihm sein König das Spiel. Wilhelm I. hatte die Kandidatur stets ungern gesehen; jetzt drohte sie den Krieg; er wünschte sie aus der Welt zu schaffen. Er hat ehrlich und folgerichtig das Seine dazu getan, die Hohenzollern zum Rücktritt zu veranlassen. Er tat es in voller Klarheit darüber, daß es nicht als seine, nicht als Preußens offizielle Einwirkung, daß der Rücktritt nur als rein privater Entschluß der Hohenzollern erscheinen durfte: andernfalls war ja die Niederlage

seiner Diplomatie, seines Staates durch das drohende Frankreich offensichtlich. Er hat seinem Staate einen guten Dienst geleistet, indem er seinen Verwandten zur Abdankung trieb und damit die Kandidatur ausschaltete, die Norddeutschlands deutsche und europäische Stellung, wie die Dinge sich nun geschoben hatten, erschwerte und gefährdete. Er glaubte, es ohne Belastung seines königlichen Namens und seines Reiches getan zu haben: die Rücktrittsmeldung kam später nach Ems, wo er weilte, als nach Paris. Indessen: er hatte den französischen Botschafter Benedetti tagelang in Ems empfangen. Er hatte die Deckung, hinter der Bismarck seinen Staat gesichert zu haben meinte, eben hierdurch umgeworfen; er war seinem und seiner Gemahlin Friedensbedürfnisse weiter entgegengekommen, als die Staatsräson ertrug. Als nun der Hohenzoller sein Ja zurücknahm, war die Mitwirkung des Königs trotz jener Formen vor aller Welt deutlich, auf die Beleidigung vom 6. Juli war keine andere Antwort erfolgt, als die der königlichen Empfänge Benedettis und des Rücktrittes Leopolds; die Niederlage war nun doch unverkennbar. So stand es am 12. Juli 1870.

Bismarck hatte die Dinge nach jener Rede des französischen Ministers nicht sofort zur Krise treiben wollen; stufenweise erst erhob sich sein Kampf in der Presse; aber den Gegenstoß — wie immer er ihn in jenen, noch vielverhüllten Tagen zu führen gedacht haben mag — hielt er sich frei. Er war durch die Entfernung, durch die Langsamkeit der Verbindungen, durch die Raschheit des französischen Vorgehens behindert; erst am 12. durfte er Barzin verlassen, um zu seinem Herrscher zu reisen, bei dem ihn inzwischen sein Rat Abkufen, unvollkommen immerhin, vertrat. Der Krieg schwebte seit dem 6. über den beiden Reichen: Bismarck fühlte sich auf der Fahrt zur Tat.

Da erreichte ihn in Berlin am Abend des 12. die Nachricht des Sigmaringer Verzichts. Seiner Erinnerung blieb es die Nachricht von einer Niederlage. In der Tat, der König mochte jenen Rücktritt noch so unsichtbar eingefädelt haben, die Welt

sah seine Hand doch. Frankreich hatte offen gedroht, Preußen sich offen gefügt. Und es war, auch diesmal, noch nicht das Preußen von 1871: das Reich stand noch nicht da; der Eindruck dieser Unterwerfung mußte für den reichsgründenden Staat und seine Führer verhängnisvoll sein, ein Schlag sondergleichen für die Einheit, für die Nation. Da half nur der schärfste Gegenschlag. Frankreichs Angriff mußte zurückgeschlagen werden, und wenn der Krieg daraus wurde, so mußte Bismarck den Krieg jetzt wünschen und wählen. Aber konnte er ihn noch bekommen? War, nach jenem Rücktritt und jenen Empfangen, eine Woche nach Gramonts Rede, der Gegenschlag noch möglich? Sein Zorn richtete sich auf seinen Herrn. Er selber hatte diese Angelegenheit gefördert, sie war entgleist, aber diese neueste schlimmste Wendung legte er der Eigenmächtigkeit des Königs zur Last, der, im besten Glauben und Willen, die Kreise der Staatspolitik gestört, unheilbar gestört zu haben schien. Der Löwe richtete sich auf; aber war der Feind noch zu treffen? Es ist durchaus glaublich und natürlich, daß sein Groll in dieser Nacht hoch aufgeschäumt ist, daß er diese Demütigung nicht mitmachen wollte, daß er den Gedanken der eigenen Abdankung in heißer Seele wälzte. Nach Ems konnte und wollte er nicht mehr gehen; er schickte den Minister Eulenburg; er protestierte gegen jeden weiteren Empfang Benedettis; er mag in jener Nacht gescholten und gerungen haben, wie seine Art war. Aber schwerlich hielt diese Stimmung an — oder höchstens als Stimmung, sicherlich nicht als Entschluß. Er war doch für die Hergänge in ihrer Entstehung verantwortlich; er konnte das Werk seines Lebens nicht als ein Besiegter im Stiche lassen und in Stücke gehen lassen. Er nahm den Kampf auf, bei König Wilhelm, in der Presse, in der europäischen Diplomatie. Er traf zu Berlin den Russen Gortschakoff und wird das nicht vergeblich getan haben. Er meldete am 13. dem Engländer Loftus den Gegenschlag gegen die Franzosen an: die Hohenzollern haben sich zurückgezogen, und Frankreich plant dennoch neue Bedrückungen Deutschlands; es rüstet und es will

etwas: Deutschland wird einer Garantie gegen diese Drohungen bedürfen, oder Aufklärung heischen müssen.

Dieser 13. Juli 1870 hat, wie man weiß, aus der Gefahr des 12. den Sieg hervorgehen sehen. Gramont half seinem deutschen Gegner. Der Franzose will anstatt des Rücktritts des Hohenzollern in aller Form die unmittelbare Niederlage Preußens; die Doppelforderung des Entschuldigungsbriefes, den König Wilhelm an Napoleon richten sollte, und der Garantie, die er dafür leisten sollte, daß die spanische Kandidatur niemals wieder aufgenommen werden würde, bedeutete den Schlag in das Gesicht, die offene europäische Demütigung. Es war die Fortsetzung der Droharede vom 6.: Preußen sollte vor aller Welt getroffen werden, und Gramont wollte über allem den Krieg. Er hat damit die Sympathie Süddeutschlands und des Zaren auf die Seite Preußens getrieben.

König Wilhelm erkannte die Beleidigung sofort bei Benedettis berühmtem Morgenantrage vom 13. Juli; er wies die Zumutung jener dauernden Garantie sofort sehr ernsthaft zurück. Und Abeken und Eulenburg, die beide Bismarck vertraten, verschärften den Eindruck und Entschluß des Königs. Er hatte Benedetti zugesagt, ihn in Kenntnis zu setzen, sobald er aus Sigmaringen die Rücktrittsnachricht direkt erhalte — denn er betonte auch jetzt auf das absichtlichste, daß er sie noch nicht habe, also an dem Rückzuge unbeteiligt sei. Als die Nachricht kam, schickte er sie, auf den Vortrag der beiden Staatsmänner hin, dem Franzosen nur durch den Adjutanten zu und ließ ihm bestellen, daß ihre Verhandlung damit zu Ende sei. Er ließ dem Kanzler durch Abeken die Hergänge vermelden; er habe beschlossen, Benedetti nicht mehr zu empfangen; er stellte Bismarck anheim, Benedettis Forderung und ihre Zurückweisung sogleich der Presse und den norddeutschen Gesandten mitzuteilen. Das war außerordentlich viel; es war nicht nur die Abwehr des Gramontschen Stoßes, es war, durch deren Bekanntgabe, der öffentliche Gegenstoß. Schon an diesen Entschlüssen war Bismarck durch

jene beiden unzweifelhaft beteiligt. Aber gingen sie weit genug? Man befand sich mit Frankreich seit einer Woche im Kampfe; jetzt gab Gramonts Antrag die Möglichkeit zu einem entscheidenden Angriffe, der alle Mißerfolge dieser Tage mit eins wettmachen konnte. Der König hat ihn nicht beabsichtigt; er wollte abwehren, er wahrte seine Ehre vollauf, aber er wollte Frankreich nicht einfach vor den Bruch stellen. Er gab dem Rücktritte Leopolds in zweimaliger Erklärung an Benedetti seine Billigung, er behielt weitere Verhandlungen zwischen diesem und Bismarck vor. Bismarck hat in unvergeßlichem Bilde geschildert, wie Abefens Telegramm in Berlin Moltke und Roon bei ihm antrifft; wie er selber noch in Abdanfungsreden beharrt, und wie auch das Telegramm die beiden Generale nur noch tiefer niederdrückt. Sie müssen eben die letzte entscheidende Ausnutzung der französischen Kränkung in ihm vermißt haben — und sie trafen, alle drei, die Meinung ihres greisen Königs, dessen Friedfertigkeit sie kannten, damit ganz genau. Zur unmißdeutbaren und unwiderruflichen Tat, zum schneidenden Gegenschlage hat erst Bismarcks Redaktion die Vorlage umgestaltet: ohne irgendwelche Änderung, kürzend und dadurch verschärfend bis zur Tödllichkeit. Er führte den Auftrag seines Königs aus, und dieser Auftrag war nicht auf eine Abschrift, sondern auf eine politische Handlung gegangen. Von Fälschung kann gar nicht die Rede sein, Bismarcks Verfahren war völlig korrekt. Aber wenn schon in Abefens Depesche ein Einschuß Bismarckschen Blutes war, diese neue Emser Depesche war ganz Bismarcks Tat: sie machte aus der Zurückverweisung Benedettis nach Berlin den Abbruch jeder Verhandlung mit ihm, aus der bloßen Abwehr Gramonts den vollen Bruch; aus der „Schamade“, die in Ems noch immer mitgeklungen hatte, war wirklich erst hier die rückhaltlose „Fanfare“ geworden. Er durfte seinen beiden Gästen sagen, daß diese Depesche den gallischen Stier zum letzten offensten Angriff treiben werde — man weiß, wie sie auflebten, da sie ihren Tag nun aufdämmern sahen.

Bismarck hat damit Frankreich vor die Wahl zwischen Demütigung und Krieg gestellt, die Frankreich an diesem Tage dem Könige hatte stellen wollen. Und ich wiederhole es: er hätte recht gehabt, wenn er seit Monaten durch die Kandidatur diesen notwendig gewordenen Krieg hätte herbeiführen wollen; er hatte jetzt unbedingt recht, da er es tat. Er mußte nach dem Gange, den diese Woche genommen hatte, die Frage zur Entscheidung treiben. Es war die klarste, einfachste, gewaltigste staatsmännische Pflichterfüllung, die einfach-größte Einzelleistung seines Lebens. Er hatte, in blitzschneller Erfassung der ersten und wohl letzten Möglichkeit, dem offenen Gegner die Waffe aus der Hand gewunden, mit der jener Deutschland schlagen wollte: es gibt in aller Geschichte keine stärkere, besonnenere und heilvollere politische Tat. Den Erfolg teilte sein Vorgehen mit dem seines Königs: er hat Wilhelms I. Handlungen weitergeführt: aber zu seinen eigenen Zielen. Frankreich hat nunmehr den Krieg beschließen und beginnen müssen, und Süddeutschland wie Rußland traten, nach dieser Klarstellung des eigentlichen Sachverhaltes, auf die Seite des Beleidigten und Angegriffenen von Ems — der nach der inneren Wahrheit der Dinge der Angegriffene gewesen war von Anfang an: seit jenem 5. Juli 1866, seit Frankreichs Einspruch gegen die deutsche Einigung.

In der That: der 12. und 13. Juli hatten aus der hohenzollerisch-spanischen die deutsche Frage herausgehoben: Nation stand wider Nation. In Österreich drang die Kriegspartei nicht durch, hier wie in Italien wartete man ab, und Napoleon ist allein geblieben. In Rußland überwog die Sympathie des Zaren und die Aussicht auf politischen Gewinn im Schwarzen Meere über die Beziehungen zu Frankreich, und Rußland band Österreich. Die deutschen Waffen konnten ungestört an ihre Arbeit gehen. Aber erst sie haben die Freunde Napoleons dauernd zur Ruhe verwiesen. Denn nun begann für Deutsch-

land die Zeit der unvergeßlich großen Erfüllung. Die glühenden Kräfte, denen Bismarcks Hand den Zapfen ausgestoßen hatte, fluteten hinaus und die Siege drängten einander. Ein Monat nach den ersten Gefechten, und die Heere zogen von Sedan gegen Paris. Heerkönig Wilhelm, mit seinem großen Feldherrn zusammen, und das deutsche Volksheer vollbrachten ihr schönstes Werk. Die nächste der Aufgaben fiel ihnen zu; Bismarcks Aufgaben standen dahinter, unablässig mahnend auch sie; und als der erste Sturm des Krieges verbraucht war, traten sie und ihr Meister wieder in die erste Reihe. Er hatte in den Wochen, ehe man Paris erreichte, und in den Monaten, in denen man in Ferrières und Versailles lag, drei große Dinge zu tun: das Reich zu errichten, den Frieden zu verhandeln und Europa draußen zu halten. Und auch für ihn erfüllten diese Zeiten des Sieges sich wieder mit heftigstem Kampfe.

Merkwürdig: es war zum einen Teile ein Kampf des Ministers mit den Militärs. Kein Band ist in Bismarcks Leben im Grunde so fest gewesen, wie seit den vierziger Jahren das zwischen ihm und dem preußischen Heere. Er war Edelmann und Offizier, die Art seiner Staatsgesinnung hatte am Heere den verwandtesten und sichersten Rückhalt, das Treuegefühl gegen den Herrscher ebenso wie der Ehrgeiz für sein Land, und in den inneren Kämpfen war die Stärke des Heeres seit 1850 und vollends seit 1862 der Gegenstand und zugleich das Machtmittel seiner Politik. Jetzt hatte er diesem Heere zum dritten Male die Bahn der Thaten aufgebrochen. In der Geschichte bleibt er von Moltke so unzertrennlich wie von Roon; schon die Gegenwart empfand die Einheit und die sagenhafte Größe des alten Königs und seiner drei Paladine. Im Gange der Geschäfte aber stießen sich Kanzler und Generalstab oft, und am härtesten in diesem Kriege, der für beide der Gipfel ihres Daseins war. Schon 1866 hatte Bismarck in die Operationen hineingesprochen und beim Friedensschluß eine Militärgruppe gegen sich gehabt. 1870 hatte er sein militärisches Urteil für sich; er glaubte, daß die Offiziere den Ernst

des Volkskrieges nicht genügend würdigten, er mißbilligte die Festlegung der Truppen vor Paris. Ob er darin recht hatte, mag man bezweifeln, und diese Abweichung blieb wohl ohne spürbare Folgen. Das Bezeichnende ist, daß seine Herrschernatur überhaupt auch auf dieses Gebiet hinüberdrängte: er wäre zum Könige geboren gewesen, und seine Stellung beschränkte ihn auf die eine Hälfte des Herrschergebiets. Die Offiziere aber waren entschlossen, keinen Übergriß auf die andere zu dulden. Kein Zweifel, der Generalstab hat den Bundeskanzler nicht nur vom Einfluß auf militärische Maßregeln, sondern von der Kenntnis der militärischen Vorgänge abzuschließen gesucht, und darin die Grenze, die das staatliche Bedürfnis setzte, überschritten. Bismarck hat diese Einseitigkeit des „Refforts“ früh empfunden und beklagt; den „guten und klugen alten Moltke“ nahm er noch im November von seinem Tadel aus, dessen jüngere Mitarbeiter traf er um so entschiedener, und bald kam es auch zwischen dem Generalstabschef und ihm zu Gegensätzen von persönlicher Schärfe. Der Streit um die Beschießung von Paris kann hier nicht entwickelt werden. Die großen Führer unserer Heere waren keine Artilleristen, und es scheint sicher, daß auf diesem Felde eine Schwäche ihrer Führung lag. Sachlich-technische gute Gründe und persönliche Versäumnisse haben zusammengewirkt, die Beschießung der Forts länger hinauszuzögern, als sachlich und moralisch nützlich war. Blumenthal hielt zurück, Roon und Bismarck drängten, Moltke sperrte sich, der König war innerlich stets auf der Seite der „Schieser“, und mit ihm eine ganze Reihe hervorragender Offiziere, keineswegs nur von der Artillerie. Der Streit wurde leidenschaftlich und bitter. Bismarck hat sicher unrecht gehabt, den Widerstand der Generalstäbe auf unsachliche, weiblich-englische Einflüsse zurückzuführen, deren Bestand so unzweifelhaft ist wie ihre Bedeutungslosigkeit für den König und für Moltke. Bismarck sah in der Stockung vor Paris eine Gefahr nicht nur für das Gefühl der Truppen, sondern zumal für Deutschlands europäische Stellung,

eine Ermutigung unserer Gegner zur Einmischung; und sachlich hatte er keineswegs unrecht. Der König griff, von seinen beiden Ministern gemahnt, durch und erzwang die Beschießung, ihr Erfolg war nicht gering, aber um den Ausschlag zu geben, war sie zu spät begonnen worden. Diese Wolke lag lange Wochen hindurch störend und quälend über Versailles, und ihre vergiftende Wirkung erfüllte die Atmosphäre noch weiterhin; auch in den Fragen der Friedensverhandlung stießen sich die oberste politische und militärische Leitung hart. Große Dinge erwachsen nur im Kampf, und die persönlichen Kräfte, die über Frankreich siegten, waren so stark und standen in Versailles so dicht beisammen, ihre Kreise waren so wenig genau zu trennen, daß unvermeidlicherweise ihr Schaffensdrang und ihre innere Gewaltigkeit sie zu Reibungen, zum Kampfe auch untereinander trieb. Es war die Folge ihrer Größe; die nervöse und ungeduldige Spannung dieser Monate verbitterte diese Gegensätze. Zu verhüllen ist nichts daran, es gilt, sie zu begreifen, nicht mit den Augen des Kammerdieners, der überall nur das persönlich Kleine sieht, sondern des Historikers, der den Zusammenhang zwischen diesen Schmerzen und Ärgernissen und der Stärke der Leistungen und der Willensmächte durchschaut. König Wilhelm hat damals sein Ehrwürdigstes und Unersehlisches gewirkt, indem er diese starken Menschen zusammen- und auseinanderhielt, schließlich doch einem jeden sein Wirkungsgebiet freimachte, ihre Konflikte ertrug und in seiner eigenen Persönlichkeit die oberste Einheit der Entscheidung wahrte. Daß das über ganz Frankreich hin, und daß es in Versailles selber gelang, das ist der höchste Klang, der diese Zeiten durchtönt, und die Laute von Groll und Anklage, die aus dem Munde der Schaffenden und Ringenden kamen, gehören zulezt in das große Orchester hinein, aus dessen Dissonanzen jene Einheit der Gesamtleistung eine erhabene Harmonie gestaltet.

Über den militärischen Streitigkeiten standen für Bismarck die politischen. Das deutsche Heer verkörperte die deutsche

Einheit. Von diesem Heere, als Volksheer, sprach auch der große Zürner, wenn er den Generälen grollte, mit tiefer und warmer Liebe. Aus den Taten und aus den Äußerungen der Truppen klang es in die Heimat zurück: dieser Krieg muß uns das Reich bringen. Darin lag ja seine unvergleichliche seelische Größe. In der Heimat empfand man es ebenso, und in Parteien und Einzelkreisen, in der Presse und im politischen Gedanken drängte es los auf die Einheit. Auch die Konservativen sahen ihre Notwendigkeit, die Liberalen stürmten freudig dem alten obersten Ziele zu, der Widerstand wich zurück. Indessen, es galt den Süden durch Vorschläge und Nachgiebigkeiten wirklich einzufügen; Baden wollte mit, Württemberg ging mit, in Baiern wehrte sich das Selbstgefühl der Eigenmacht. Würde die Form des Norddeutschen Bundes elastisch genug sein, um diesen neuen Inhalt aufzunehmen? würde sie gesprengt, durch eine lockere ersetzt werden müssen? die altbairische Gruppe hätte am liebsten Baiern nur *n e b e n* den Bund gestellt. Die Arbeit im Lande, Arbeit der Staatsmänner, Arbeit der Parteimänner, begann mit den ersten Siegen.

Im Lager pflanzten sich diese Gegensätze fort. Die Erweiterung der Macht wollten auch der König und Roon; sie scheuten sich vor einer Lockerung des Heeresgefüges durch die Erweiterung der Verfassung; und eigentlich deutsch dachten sie weniger, als altpreussisch, großpreussisch. Der König mußte dieses Altpreussentum, das seine Größe war, in sich überwinden, um deutsch zu werden: gerade die hohe Lebendigkeit dieses Alten in ihm und in diesem Kriege wehrte sich gegen eine leichte Übergabe. Vor allem die Kaiseridee widerstrebte ihm: er wünschte König von Preußen zu bleiben, die Vergangenheit sträubte sich, aus tiefer Seele heraus, gegen die Zukunft, die sie selber herbeigeführt hatte. Es waren nicht Stimmungen, sondern Lebenskräfte, die da gegeneinander rangen. Das Neue vertrat, aus der Empfindung der 1848 Junggewesenen heraus, mit starkem dynastisch-persönlichem Stolge, aber zugleich mit dem

Idealismus des liberalen Geschlechtes, der Kronprinz Friedrich Wilhelm; er wollte Kaisertum und Einheit, und wollte keinen Widerstand zulassen, auch keine weite Nachgiebigkeit gegen die süddeutschen Kampfgenossen. Er forderte, und sei es durch Druck und Zwang, eine lebensfähige Einheit, in deren Blute doch auch ein starker großpreussischer Beisatz kreiste.

Auf Bismarck drangen alle diese Bewegungen ein, heimische und nahe, alte und neue. Er wollte sein Werk vollenden, und er glied sie alle in sich und seinem staatsmännischen Handeln aus; er blieb auf seiner Bahn.

Wir sehen ihn in seinem Hause zu Versailles, arbeitend, plaudernd im Kreise seiner Beamten. Die Lichter stecken wohl in Champagnerflaschen, sein Gespräch umfaßt, zwanglos, heiter, sprühend, blitzend die ganze Welt, den Kampf des Tages, die Erfahrungen seines Lebens, die Empfindungen seiner Seele; er grollt über die Fesselung seines besseren Wissens und Wollens durch alle die Gewalten ringsum; er bindet sein Pflichtgefühl, das ihn in allen Argernissen beim Dienste festhalte, an das höchste, das göttliche Gebot allein: und auf dem Betttischchen des Zürners und Kämpfers findet Busch das Andachts- und Gebetbuch der Brüdergemeinde. Er bewegt sich furchtlos im feindlichen Lande; ein französischer Besucher fühlt in ihm den Genius von zerbrechender Kraft und zugleich die nie versagende einfache Vornehmheit des großen Herrn. Seine Briefe aus dem Feldzuge spiegeln Großes und Kleines: das Gespräch mit dem gefangenen Napoleon, das Aufschäumen seines „mitternächtigen Bornes“ gegen Fürsten und Generalstab, Sehnsucht, Liebe und Groll, wie sie in seinem bewegten Herzen allezeit durcheinander gingen. Der Fünfundfünfzigjährige stand auf der Höhe seines weltgeschichtlichen wie seines persönlichen Lebens — breit, schwer, wuchtig in der Erscheinung: und die Deutschen pflegten und nährten ihren Kanzler fast allzu gut. Er genoß das als der Landedelmann, der er blieb; er gab dem Verwalter von Barzin so eingehende Weisungen, als gebe es kein

deutsches Reich zu gründen. Er lebte in den Seinigen, in seinen Söhnen, den beiden Gardedragonern, und rastete über das Schlachtfeld des 16. August, in stürmischer väterlicher Angst, bis er den verwundeten Herbert fand; er fühlte mit ihnen, mit den Freunden, die das Los der Trauer traf. Er warf jede Regung auf das Papier, die derbe wie die feinste; er ritt in Versailles einsam „in der weiten stillen Herbstluft durch Louis' XIV. lange grade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei“, und „hing dem Heimweh nach, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorene Hecken, die nicht mehr sind“. Er fühlte sich im Dezember „politisch und gemütlich vereinsamt“, ohne Austausch, und fühlte, nach acht Jahren des Amtes und der Erfolge, „deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt. Kurz, mich friert, geistig, und ich sehne mich, bei Dir zu sein“. Jedoch, er hatte seine Arbeit, er klagte über den steigenden Tintenstrom, er wußte, daß sein Werk ihn bei seinem Herrscher festhielt. Wie immer bei ihm: in der Mitte eines weichen und glühenden, wogenden seelischen Lebens der stählerne Kern von Sammlung, Wille und Tat.

Er schuf in Versailles das Reich. Er benutzte die Parteien, die einzelnen Regierungen, seine Beziehung zu den einzelnen Fürsten, aber die entscheidende Anregung gab immer er. Er tastete früh in Baiern und ließ sofort merken, daß er Baierns Anschluß forderte. Er ließ dann Ende September durch Delbrück in München die bairischen Minister auf den Boden des Eintrittes in den Nordbund herüberlocken und ließ sie ihre Sonderwünsche entwickeln, erfüllbare und unerfüllbare. Er zog im Oktober die Verhandlungen nach Versailles und leitete sie dort, in geduldiger Sicherheit, bis zum 23. November zum Ende. Sein Verfahren war, wie stets, eine Mischung von großer Einfachheit des letzten Zieles und undurchsichtiger, geschmeidiger Geschicklichkeit des

Einzelzuges. Er war entschlossen, die Stunde nicht verrinnen zu lassen. Baden und Württemberg, vollends Hessen, waren ihm sicher, Baden ging mit warmer Hingabe voran. Baiern außen zu lassen, war unmöglich. Zwang auf den Verbündeten auszuüben, wollte er vermeiden, solche Ratschläge des Kronprinzen lehnte er mit Schärfe ab; er wollte den freiwilligen Eintritt der Südstaaten in seinen Staat. Aber den Eintritt; er hat weder die lockende Umbildung der norddeutschen Verfassung, noch die lockere Angliederung Baierns in einem weiteren Bunde zugegeben. Baiern selbst konnte eine Isolierung gar nicht ertragen. Er war bereit, ihm weitere Einzelrechte zuzugestehen, aber keine Nebenstellung; er ließ die Volksstimmung, die Presse, die Parteien spielen, er verzichtete keineswegs auf nachhelfendes Drängen, aber in der eigentlichen Hauptsache hat er es mit vollendeter Meisterschaft fertig gebracht, die bairischen Minister selber wollen zu machen, was er wollte. Er verhandelte mit den Einzelstaaten gesondert, weil er Baiern weiter entgegenkommen mußte als den anderen, und deshalb deren Einspruch vermeiden wollte; aber er ließ auch einmal den Druck der anderen auf Baiern wirken. Seine Karten waren die stärkeren. Der bairische Ministerpräsident Graf Bray, von seinem jüngeren und lebensvolleren Genossen Luz ergänzt und wohl auch getrieben, mußte selber einen positiven Abschluß wünschen. Es gelang ihm nicht, Bismarck zu irgend einem Zwange herauszulocken, auch neue Einräumungen hat er nicht erreicht, Bismarck gewährte an Sonderrechten nur, was im Rahmen der Bundesverfassung erträglich war, weder ein Veto gegen Verfassungsänderungen, noch eine Erhöhung der bairischen Bundesratsstimmen, noch eine die Heerezeinheit sprengende Selbständigkeit des Budgetrechts; die Zugeständnisse auf diplomatischem Gebiete, die er darbrachte, waren ungefährlich. Auch eigenen Landerwerb gewann keiner der Südstaaten. Die beiden Königreiche wurden freilich durch allerlei Sonderrechte gedeckt, die den Unitariern bedrohlich schienen. Aber Bray gestand

seufzend den Eintritt in den Bund selber zu und nahm von dem alten Baiern mit derselben schmerzlichen Selbstbescheidung Abschied wie König Wilhelm von dem alten Preußen. Bismarck hat geopfert, was er durfte und konnte; er wußte wohl, die Herstellung des Zusammenlebens selbst war die Hauptsache. Er atmete an jenem 23. November tief auf. Wie hatte er die Ungeduld seines Temperamentes, die Sehnsucht, endlich einmal jagen zu dürfen: so wird es!, niedergehalten; er sagte sich sehr wohl, daß man ihn tadeln würde, weil er zurückgewichen sei und ausgeglichen habe, anstatt zu zwingen. Aber er sah sein Werk ohne Bruch und Wunde bewilligt, alles Notwendige gesichert, „das Reich gemacht, und den Kaiser auch!“ Die Regierungen und der Reichstag des Norddeutschen Bundes folgten im Dezemberbeginne, trotz manchen Bedauerns über die Weite der süddeutschen Vorrechte, der Notwendigkeit nach, und aus ihren Tagungen erhob sich das Kaisertum.

Auch dieses hatte Bismarck mit Bary im voraus vereinbart und nicht durch Zugeständnisse erkaufte. Er hielt den übergeordneten Titel, den Kaiser über den Königen, mit all seinem volkstümlichen, seelischen Inhalte für sachlich unentbehrlich und wog das Unwägbare mit seinem klaren Wirklichkeitssinne innerlich ab; er setzte den Kaisernamen durch, vor allem bei seinem eigenen Herrn. Man weiß, dessen Preußentum bäumte sich noch einmal leidenschaftlich auf. Eigenmächtig hat der Kanzler sich, durch Graf Holnstein, an den bairischen König gewandt, und dessen Suberänitätsbewußtsein wie seinen dynastisch-historischen Stolz für den Kaiserantrag gewonnen; er hat den Brief geschrieben, den König Ludwig II. sich dann zu eigen machte, und der die Annahme des Kaisertitels durch den König von Preußen forderte, dessen Reichshauptchaft als deutscher Kaiser den übrigen Königen leichter ertragbar sein würde, als wenn er selber nur preußischer König bliebe. Er hat in diesem letzten Akte der Reichsgründung all seine überlegene Kühnheit und Menschenbehandlung glanzvoll bewährt. Der Vortritt der Fürsten bei diesem Angebote der

Krone blieb gewahrt, anders als 1849; der Reichstag folgte, König Wilhelm fügte sich und ging dann selber, von der Größe des Neuen ergriffen, nach seiner Art würdevoll und tapfer mit. Er mußte noch einmal allen aufsteigenden Kummer niederringen, als die Proklamation vom 18. Januar 1871 herankam; er hat mit seinem Kanzler über diesen Abschied von Altpreußen gehadert, an die vermeintlich würdelose Titelfassung des „deutschen Kaisers“, der nicht „Kaiser von Deutschland“ heißen durfte, schloß sich noch einmal alles innere Unbehagen der Fürsten im Versailler Hauptquartiere an, und Bismarck mußte diese Fassung, die er Baiern versprochen hatte, im Unfrieden mit seinem Herrscher durchzwingen. Der 18. Januar wurde ihm persönlich so zu einem Tage des Großen: sonderbar zuckten die Stimmungen der Einzelnen, in denen große historische Mächte ihren sterbenden Widerstand entluden, in den erhabenen historischen Vorgang hinein. Kaiser Wilhelm hat seinem größten Helfer, dem Schöpfer des Reiches, an dessen Geburtstage die Hand verweigert. Auch dieser Sieg wollte mit Schmerzen erkauft sein, hier wie dort: aber er ist eingegangen in das Leben und die Zukunft.

Die französischen Geschütze donnerten in die Geburtstagsfeier hinein. Noch stand der Abschluß des ganzen Dramas, der Friede, bevor. Wir empfinden heute, daß er verhältnismäßig einfache Aufgaben stellte; denn Deutschland hatte es nur mit dem einen Feinde zu tun, und sein Sieg war unzweifelhaft. Wie lange Mühen aber hat Bismarck aufgewandt, bis er die französischen Machthaber fand und erreichte, die imstande waren, einen gültigen Frieden zu schließen! Lastende Vorarbeit wurde seit dem September geleistet, und innere Schwierigkeiten waren auch dabei, inmitten der deutschen Leitung selber, zu überwinden. Das sachliche Problem betraf die Deckung der Westgrenze. Von den ersten Siegen an forderte die deutsche öffentliche Meinung laut den Rückgewinn des deutschen Gebietes, das die Bourbonen dem Reiche einst abgerissen hatten. Auch Bis-

marck kannte diese Stimme des Blutes von Jugend her: er verstand die deutsche Sehnsucht nach Straßburg. Gehandelt hat er in kühler Erwägung der Notwendigkeit; er wollte die militärisch-politische Sicherung, mehr nicht; er folgte den Offizieren. Er hat weiterreichende Ansprüche einfach verworfen; er nahm Lothringen nur, weil es sein mußte, und ging dabei doch noch weiter, als er innerlich gewünscht hätte. Moltke entschied für die Wahl von Metz, die Aufgabe Belforts; in diesen Dingen gaben sich Feldherr und Staatsmann in letzter Stunde wieder einig die Hand. Das rückgewonnene Land aber hat Bismarck weder als Pufferstaat zwischen die beiden Nationen gestellt — diesen phantastischen Traum strich er kurzerhand durch; noch hat er es für Preußen erobern wollen. Der Gesamtkrieg der Deutschen führte zum Gesamtbesitz des Reichslandes; das ging aus den Rücksichten auf den Süden beim Aufbau des neuen Reiches hervor: es sollte kein Gewinn sein, um den die deutschen Staaten miteinander haderten, sondern der sie verbände. Der Zwitterstaat, der so geschaffen worden ist, gehörte zum Kaufpreise für das Reich.

Das waren Sorgen bereits der früheren Monate. Den ganzen Krieg begleitete, anfangs schärfer, seit dem Dezember fast gelöst, die Sorge um Europa. Es war ein großes Stück von Bismarcks Meisterleistung, daß er die Neutralen ganz fernzuhalten gewußt hat. Im Herbst erhoben sich doch allerlei Wolken von Osten her; Rußland blieb, trotz einiger Wallungen, treu, und Rußland erhielt seinen Lohn, die Freigabe des Schwarzen Meeres; die übrigen haben nichts dagegen und nichts gegen Deutschlands Sieg vermocht. Im September zog Viktor Emanuel in Rom ein: dank diesem Siege. Im Dezember streckte Deutschlands zähester Feind, Graf Beust in Wien, die Waffen, und Österreich schritt der Versöhnung mit dem neuen Reiche zu. Wir wissen, daß der Gedanke an die „Europäer“ dem Kanzler Nöte in Fülle verursacht hat; wie hoch auf diesem Felde die Spannung und das Verdienst seiner Leistung gewesen ist,

können wir noch nicht ermessen. Aber sein Sieg war auch hier vollkommen.

Die letzten Verhandlungen mit den Franzosen umstrahlte die Glorie dieses Sieges. Der kluge Badener Julius Jolly hatte alle politische Arbeit dieses Versailler Winters miterlebt; der stolze freie Süddeutsche begann mit mancherlei Bedenklichkeiten gegen den großen preussischen Junker, und endete jetzt in rückhaltloser Bewunderung des Werkes und des Meisters. Er fand ihn in den Schlussschlachten mit Thiers, den Bismarck gern hatte und ehrte, „von großartiger Liebenswürdigkeit und von liebenswürdiger Größe“. Seine Überlegenheit gerade damals war riesengroß. Er umgab sich mit dem Stabe der süddeutschen Minister, der die neue Einheit darstellte — „wir haben sie gemacht“, grollte Thiers, und Bismarck antwortete: vielleicht! Er selber führte auch hier alles durch, mit geschäftsmäßig diplomatischer Überforderung und diplomatischer Nachgiebigkeit; aber was er wollte, errang er ganz, ritterlich und erdrückend, wie es der Augenblick erlaubte oder gebot. Zum ersten Male diesem Feinde aus Jahrhunderten gegenüber siegte Deutschland nicht nur mit dem Schwerte, sondern mit dem politischen Willen und der Feder zugleich. Alles an unserer Zeitung war, wo immer die Entscheidung in Frage stand, über allen inneren Wettstreit hinweg, von vollendeter Einheit. Der König und seine drei Großen hatten ihr Werk in wunderbarer Gemeinsamkeit vollbracht: und mit ihnen das deutsche Heer und das deutsche Volk. Diese Einheit aber sammelte sich zu allerhöchst in dem, der diesen Krieg heraufgeführt hatte und ihn nun abschloß, in Bismarck; und sie leuchtet in die Geschichte hinein in dem stärksten Ergebnisse seines Lebens: in seinem Reiche.

Der November hatte es geschaffen, die Parlamente in Nord und Süd haben es, bis zum Januar, bestätigt, und die Schwierigkeiten, die das in Baiern machte, gaben Bismarcks weiser Schonung der bairischen Freiwilligkeit dreifach Recht. Der erste Deutsche Reichstag nahm dann, im März-April 1871, die

Verfassung an; was aus Verträgen entstanden war, wurde wieder zum vollen Gesetz. Es war in den Grundzügen der Bau von 1867, nur noch föderalistischer gestaltet: die Sonderrechte der zwei Südstaaten waren in ihn eingebaut, und die Teilnahme des Südens gab der preußischen Schwere ein stärkeres Gegengewicht. Im übrigen blieb es bei Bundesrat und Reichstag; Reichsminister und Oberhaus hatte Bismarck auch dieses Mal abgewehrt. Preußens Macht blieb der Grundpfeiler, aus dem preußischen Präsidium aber war das Kaisertum geworden. Es war an die preußische Krone gebunden und stand doch künftig auch über Preußen. Deutsche Ideale, die höchsten Kräfte von 1848, waren in die Verfassung hineingeslutet; gestaltet war und beherrscht wurde das Neue durch die Wirkung der großen Preußen im verfloßenen Jahrzehnt. Bismarcks Wirklichkeitsgeist erfüllte es nun ganz: auch in der Vollendung von 1871 band er Einheit und Vielheit, alle lebendigen Kräfte des deutschen Daseins, mit unsystematisch schaffender, feinsten und einfachster Kunst zusammen. Der Segen der Vielheit blieb Deutschland, in Staat und Kultur, erhalten; der Segen der Einheit war ihm errungen und wuchs durch das treibende Leben fort, von Jahr zu Jahr; der Segen der Macht und die Führung durch die Monarchie, das eigentlichst Bismarckische an dem neuen Gebilde, stand über allen Formen, die so schwer juristisch konstruierbar blieben und am Lichte des neuen Tages so selbstverständlich frisch erschienen. Geist und Wirtschaft und Staat hatten daran gebaut und überlegene Einzelkraft die Entscheidung gefällt und ihr eigenstes Wesen hineingebildet. Es war das Endergebnis der Zersetzung des alten Reiches und des Aufstieges der territorialen Staaten aus ihm, der größte dieser Staaten hatte das neue Reich um sich herum geformt, der größte der territorialen Staatsmänner war sein Vollender. Aber Bismarck selber war über der Arbeit zum Deutschen geworden; sein Werk war kleindeutsch und mußte es sein: nur ein kleindeutscher Staat konnte Deutschland neuschaffen; allein seit Königgrätz

und vollends seit dem Dezember 1870 streckte er die Hand aus, um sein Kleindeutschland durch den alten Bund mit Österreich verstärkend wieder zu ergänzen. Sein Leben aber und seine Arbeit wendeten sich, immer den Blick nach außen und in die Weite gefehrt, vor allem dem inneren Ausbau des Reiches zu, das seine Wesenszüge trug.

Achter Abschnitt

Der Ausbau des Reichs in den liberalen Jahren (1871 – 1878)

Der Sturm war vorüber, aber noch lange flutete das deutsche Leben in breiter majestätischer Dünung dahin, und Bismarck war der Mann, auf diesem Meere zu fahren. Wieder ritt Kaiser Wilhelm mit seinen Paladinen durch das Brandenburger Tor in seine jubelnde Hauptstadt ein: Moltke vor allem der Offizier, Moen voller Sorge vor diesem neuen, weiten, demokratischeren Deutschland, der Kaiser ihm innerlich verwandt und doch voll schlichter Sicherheit, auch in diese neue Welt herrschend hineinzuwachsen; der Steuermann der kommenden Fahrt aber konnte nur Bismarck sein.

Die ersten sieben Jahre des neuen Reiches setzen die vier des Norddeutschen Bundes fort. Wieder waren, nach dem Einigungskriege mit doppelter Deutlichkeit, die Monarchie und das gesamtdeutsche Bürgertum die leitenden Mächte. Und wieder galt es dem Schöpfer des Neuen, dieses Neue außen und innen zu befestigen. Nach außen hin durch die Wiederherstellung der alten Grundlage des ost- und mitteleuropäischen Staatensystems von 1815: das Deutsche Reich, das sie durchbrochen und verwandelt hatte, gewann nun doch wieder die Rückendeckung durch seinen russischen Verbündeten und seinen zurückgebrängten österreichischen Nebenbuhler, es vermittelte zwischen beiden, schob ihre inneren Gegensätze zurück, trat 1872, in der Dreikaisererbegegnung zu Berlin, sichtbar an ihrer Spitze vor Europa hin. England blieb daneben, Frankreich blieb aus-

geschaltet, sich gegen Frankreich zu decken, ihm jeden möglichen Bundesgenossen gegen Deutschland zu nehmen war Bismarcks eigentliches Ziel. Von Österreich trennte ihn jetzt kein unausgetragener Streit mehr; es fragte sich, ob Österreichs Verzicht dauern, ob Rußlands französische Neigung angesichts eines unbequem groß gewordenen Deutschlands nicht wieder erwachen, ob die Rivalität der beiden östlichen Kaiserreiche gegeneinander nicht wieder hervorbrechen würde. Der Kanzler beobachtete diese Gefahren in unablässiger Spannung. Er setzte ihnen, von innen her, die Einheitlichkeit seines eigenen Volkes als stärkstes Mittel entgegen, und deren Konsolidierung gehörte seine tägliche Arbeit. Wie 1867, fand er da in der Macht und der Hilfe der großen nationalliberalen Partei seinen natürlichen Hebel. Sie verkörperte die neue Einheit, das allgemeine Stimmrecht gab ihr bei den drei Wahlen von 1871 bis 1877 gewaltige Zahlen, mit ihren nächsten Nachbarn von links oder rechts zusammen eine sichere Mehrheit. Jetzt erblühten die größten Tage dieser bürgerlichen Partei, wieder gehört ihr und dem Kanzler zusammen der Ruhm und die Leistung der Epoche. Der Schwung der Siege, der Vollauf ihres eigensten Ideals durch diese, und ihre Gleichsetzung mit dem gewaltigen Staatsmanne, der der Ihre geworden zu sein schien und der ihr Ideal jetzt vor allem trug, die mächtige Woge des bürgerlichen Zeitalters, die sie, wirtschaftlich und politisch, gerade damals, vor ihrem Umbruche, am höchsten hob: alles erfüllte sie damals mit stolzem Selbstgeföhle und Zukunftsvertrauen und schien sie gleichberechtigt neben die Monarchie und deren gewaltigen Vorkämpfer zu stellen. Der Schwung des liberalen Gedankens blieb unverringert; die große Partei wollte nicht nur dienen, sondern mit herrschen, und in ihrer Tiefe wirkten die parlamentarischen Ansprüche der Vorzeit immer kräftig nach. Der linke Flügel, mit Laszker, Stauffenberg, auch Jordanbeck, war ganz von ihnen durchdrungen und führte gegen Bismarck, bei allem Zusammengehen, doch immer zugleich den stillen und lauten Kampf um den Vorrang von Krone oder

Parlament, der Bismarck aufstachelte und erbitterte. Es war unvermeidlich, daß zwischen den zwei lebendigen Mächten die Grenzen flüchtig blieben; auch die Führer des rechten, des Hauptflügels und der Gesamtpartei, wie Rudolf von Bennigsen, standen neben Bismarck als Macht neben der Macht. Bismarck aber blieb wie zuvor der geborene Herrscher und war nicht geneigt, weder die Krone noch sich selber zu unterwerfen; jener Grenzkampf ging unablässig fort. Über den Militärfragen brachen die Gegensätze wieder kassend hervor: 1874 führte das Gegeneinander der Ansprüche auf Alljährlichkeit oder auf dauernde sichernde Einmaligkeit der grundlegenden Bewilligung für das Heer wie 1867 von neuem zu heftiger Erregung auf beiden Seiten und dicht bis an den Konflikt heran; die Volksbewegung kam Bismarck zu Hilfe und Bennigsen vereinbarte mit ihm den Mittelweg des Septennats. Bismarck blieb hier, wie überall, zuletzt der Bestimmende; aber er empfand das stete Ringen um die Macht, um die Selbstständigkeit mit Ungeduld. Dennoch war es jetzt so deutlich wie vor 1870: das gemeinsame Werk band die zwei Streitgenossen aneinander und lohnte und krönte ihren Bund. Gerade der linke Nationalliberalismus war hieran lebhaft beteiligt. Die anfangs so bescheidenen und leeren Formen der Reichsverwaltung füllten sich, dank dem bürgerlichen Wirtschaftsleben, das das Reich vereinhaltend zu durchströmen fortfuhr und in die Gesetzgebung einflutete, mit immer breiterem Inhalte. Münzreform und Bankgesetz führten die Arbeit des Zollvereins und des Norddeutschen Bundes weiter, die Justizgesetzgebung überwand den Partikularismus und eroberte sich das Reich, sie setzte seit 1876 die Prozeßordnungen und das Gerichtsverfassungsgesetz durch, das 1879 ins Leben trat und dem Reiche über dem einheitlichen Aufbau der Instanzen seinen obersten Gerichtshof im Reichsgerichte verlieh, sie fügte neben das gemeinschaftliche Strafgesetz die beginnende Vorarbeit für das Bürgerliche Gesetzbuch. Der steigende Inhalt dehnte und sprengte die engen Räume des Reichskanzler-

amts, brachte neue Behörden mit oder machte die Abteilungen des alten Amtes zu selbständigen Reichsämtern. Arbeitswachstum und Arbeitsteilung schufen eine neue bundesstaatliche Welt, weit über die ersten Pläne auch des Reichsgründers von 1866 hinaus. Auch Bismarck wollte dieses Wachstum seiner Schöpfung; wieder aber verteidigte er die Oberstellung des Reichskanzlers, d. h. seiner selbst, über diesen werdenden Ministerien. Reichsminister wies er ab wie 1867 und 1870; nach Kämpfen, in denen sich die grundsätzliche Verfassungsfrage und Machtfrage mit persönlichen Bedürfnissen und Gegensätzen mischte, kam es zu dem Stellvertretungsgeetze vom März 1878, das dem Kanzler im Vizekanzler einen Gesamtstellvertreter und in den Vorständen der Reichsbehörden Einzelstellvertreter zur Seite gab und doch die Verantwortung und die ausschlaggebende politische Macht in seinen Händen ließ. Das Ergebnis war, daß sich, eins nach dem anderen, die großen Reichsämter des Äußeren, des Inneren, des Schatzes, der Justiz, der Marine, der Post herausbildeten; das preußische Kriegsministerium blieb neben ihnen, der Wirkung nach ein Reichsamt wie sie. Die Reichsverwaltung erhob sich über alle Landesministerien, auch über die preußischen, mit denen sie freilich, so hat Bismarck gern betont, zusammengehen muß und deren Gewicht auf das Reich unvermeidlich zurückwirkt; ein kunstvoll eigener Aufbau, einheitlich gipfelnd in der Sonderstellung des Reichskanzlers allein, die Bismarck eifersüchtig wahrte und die seine Nachfolger festgehalten haben: sie entsprach der unvergleichlichen Sonderstellung seiner Person und seiner Wirkung.

Dieser Ernte im Reiche durfte er froh sein, über manches Ärgernis der Hergänge hinweg. In Preußen ging parallel damit die Weiterbildung der Selbstverwaltung, die der Minister des Inneren unbedingt forderte, als selbst Bismarck und vollends als der König und Noen es im Grunde wünschten; es kam 1872 zu heftigen Reibungen mit den preußischen Konservativen, zu Kämpfen, in deren Verlauf der Kanzler ein Jahr

lang (Dezember 1872 bis November 1873) das Ministerpräsidium an Roon überließ, bis dann die innere Verwachsenheit der beiden leitenden Ämter ihn doch zwang, es wieder auf die eigenen Schultern zu laden. Er setzte, ebenso wie der König, die liberalen Reformen durch, sie behaupteten die Gleichartigkeit der Regierungspolitik für Reich und Preußen durchaus, und ihre Folgerichtigkeit zudem. Bedeutsam waren für Bismarcks Stellung von Preußen her die Schwierigkeiten, die ihm hier, bei einem auf Gleichordnung begründeten Kabinett, die Ministerkollegen machten: er hat nach 1871 ein Jahrzehnt lang danach gerungen, ein Ministerium Bismarck, das er fest in seiner Hand hätte, zu erreichen. Und bedeutsam war ihm der Bruch mit seiner alten Partei, der sich ebenfalls auf preußischem Boden vollzog: von dem liberal gewordenen Staatsmanne schwenkten, der ersten Entfremdung von 1868 folgend, die Konservativen seit 1872 immer entschiedener ab. Seine Partei unter ihnen war im freikonservativen Lager versammelt; seine alten Kampfes- und Standesgenossen machten gegen ihn Front, und er hat bezeugt, wie tief gerade dieser Bruch in seine Gefühle hineingriff. Nicht nur weil er zu ungeheuerlichen Verleumdungen seiner persönlich-geschäftlichen Ehre entartete, die den stolzen Mann bis aufs Blut empörten; die Entfremdung selber riß ihn aus seiner eigensten Welt heraus und schmerzte ihn tief. Er nahm den Handschuh leidenschaftlich auf und erwiderte Schlag durch Schlag; bis dann, 1876, die Konservativen zu ihm zurücklenkten: sie witterten damals bereits Morgenluft.

Das Zerwürfniß stand mit dem Kulturkampfe im Zusammenhang: in diesem gipfelte Bismarcks Bündnis mit den Liberalen; in diesem auch, obgleich er unmittelbar vorwiegend preußisch war, die nationale Kampfesrichtung dieser Jahre. Bismarck unternahm es, den katholischen Widerstand gegen sein Reich Hand in Hand mit dem Liberalismus zu zerschmettern. Das Ziel war deutsch; das Ende war die Trennung von den Liberalen und der Mißerfolg des Kampfes selbst. Es war Bismarcks erster

Mißerfolg, und man ist allzu geneigt, an ihm nur dies und nur die Fehler zu betonen, die ihn zum Mißerfolg gemacht haben. Der Historiker hat den Beruf, neben der Kritik und über ihr, den innerlichen Grund, die allgemeinen Zusammenhänge des Streites herauszuheben. Es sei in dieser Biographie wenigstens darauf hingewiesen, daß dieser Zusammenstoß der Weltkirche und des deutschen Staates keinem Zufall und keiner Willkür entsprang; daß die katholische Kirche seit der französischen Revolution in einem inneren und zugleich politischen Aufstiege begriffen war, der sie mit allen Elementen des neuen Zeitalters, den konservativen, den liberalen, den demokratischen der Reihe nach in stärkende Berührung und Durchdringung brachte und der ihre universale Gewalt den nationalen und staatlichen Gewalten der europäischen Welt immer mächtiger gegenüberstellte. Sie hatte auch das deutsche Volksleben mit ungeahnten neuen Banden an sich gefesselt; sie hatte auch in Deutschland politische und soziale Mächte mit ihrer ideellen Macht verknüpft, sie war in Deutschland der kleindeutschen Entwicklung, dem Siege des überwiegend protestantischen Preußens, der Hinausdrängung des katholischen Österreichs Jahrzehnte hindurch entgegengetreten. Sie war 1866 mit geschlagen worden und es war begreiflich genug, daß ihre politische Gefolgschaft in Preußen und im Reiche sich seitdem rüstete, im neuen Staate Katholizismus, Kirche, Sonderwesen, den Widerstand und die Selbständigkeit der katholischeren Einzelstaaten, die föderativen Bestrebungen im Gegensatz zu den zentralistischen, mit den Mitteln politischer Machtentfaltung wahrzunehmen. Die katholische Partei lebte in diesen Jahren überall zu neuer Bewegung auf; sie wurzelte im überdeutschen, universalen, und im unterdeutschen, partikularstaatlichen Boden; sie nahm wie Polen und Elßässer so die Anhänger der vertriebenen Welfen in ihren Schutz. Sie erschien der siegreichen Nationalbewegung und der Reichsgründung Bismarcks als wesensfeindlich, als letzte, gefährlichste Betätigung der im vergangenen Jahrzehnte nieder-

geworfenen Gegenkräfte, als eine Verneinung des alle vorwärtstreibenden deutschen Ideals. Und daß im Jahre der deutschen Einigung die Weltkirche im Vatikanischen Konzil ihren Zusammenschluß und ihre Kämpferstellung gegen die neue Zeit so monumental vollendet hatte, das gab dem Kampfe eine Art von Notwendigkeit: die Kirche, im Streite mit dem nationalen und liberalen Strome ringsum, hatte sich zur äußersten Gegenwehr, zum eigenen Angriffe aufgerafft; der Staat traute sich zu, diese fremdartige Gewalt von seinem eben geeinten Boden ausschließen zu können. Wie zwei Naturmächte stießen sie, beide aufsteigend, vorwärtsdrängend, aufeinander.

Kein Zweifel: Bismarck hat das nicht gewünscht. Auf dem Konzile hat er sich jeder Forderung zu staatlichem Einspruche versagt. Er wollte abwarten, ob der päpstliche universale Absolutismus, der in der Unfehlbarkeit zu liegen schien, den norddeutschen Staat angreifen werde; für diesen Fall glaubte er Norddeutschland durch Parlament und Gesinnung ausreichend gedeckt. Ja, Pius IX. war ihm damals — als Hindernis einer Verständigung zwischen Napoleon und Viktor Emanuel — und noch während des Kriegswinters diplomatisch eine mögliche Stütze gegenüber Frankreich. Jedoch, diese Hoffnungen zerrannen, und in Deutschland hoben die Wahlen des Winters das Zentrum empor. Es war eine Heerschar gegen ihn, er empfand: eine Kriegserklärung. Er war der Vertreter von Reich und Staat und Preußentum; er war im Siegeslaufe; er hoffte auch dieser alten Gegenströmung Herr zu werden und so sein nationales Werk zu vollenden. Er hatte den Gegner in seiner Frankfurter Zeit im Kampfe gegen Preußen gesehen; er verstand ihn kaum jemals von innen heraus. Sein eigenes Empfinden, das so stark religiös war, war durchaus protestantisch, ganz persönlich, fast ganz unfirchlich; er hat ja geistreich von „protestantischer“ Staatsmannschaft als einer solchen gesprochen, die nur von sich selber, niemals von irgendeiner anderen Autorität, sei es Herrscher oder Parlament, eine Entlastung ihres Gewissens

entgegennehmen könne. Die inneren Klammern, die starken seelischen Kräfte der kirchlichen Organisation des Katholizismus waren ihm fremd. Der Schwung von 1871 hat wohl auch ihn einmal auf einen Sieg hoffen lassen, der das Nationale im deutschen Katholizismus entbände und von seinen internationalen Grundlagen losrisse. Die Hauptsache war ihm, wie er war, wohl noch über diesem nationalen Beweggrunde der staatliche; er hätte sich zu einem Angriffe nicht entschlossen, er sah den Angriff in der Bildung der Zentrumsparthei vollzogen, er sah den Kampf gegeben und eröffnet: nun hielt er es für angezeigt, die Stellung des Staates gegen die Kirche, die in Preußen zumal, dank der Verfassung Friedrich Wilhelms IV., allzu ungedeckt sei, zu festigen, das Verhältnis sicherer und einheitlicher zu regeln. Und es ist kein Zweifel, daß auch die auswärtige Politik vom ersten Augenblick an und durch die ganze Dauer des heftigsten Kampfes hindurch in Bismarcks Erwägungen einen großen Platz eingenommen hat. Nicht nur seine Erinnerungen betonen, auch die Akten seiner Diplomatie beweisen es, daß ihn bis über die Mitte des Jahrzehnts hinaus die Sorge vor einer katholischen Weltparthei nicht losgelassen hat, die Sorge vor einer weitausgreifenden Bewegung, die er in Polen zumal, aber auch in Oesterreich, in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Belgien zu spüren meinte und von der er die Zusammenballung eines umfassenden Bündnisses gegen Deutschland befürchtete. Auf Wien und Paris hat er da immer wieder seinen gespannten Blick gelenkt; seine auswärtigen Freunde hat er immer wieder in seinem eigenen Kampf mitzuziehen gesucht. Wie weit diese Besorgnisse des Diplomaten den Ausgangspunkt seines Kirchenkampfes bildeten, wie weit sie mehr dazukamen, als Folgen, und wie sich Deutsches und Europäisches da in ihm durchdrang — das abzumessen ist heute noch schwierig. Daß diese Ängste mitwirkten, steht außer Frage; und daß der Kampf um die Macht, der eigentlich Bismarcksche Zug, in ihm diesen Kampf wie jeden seines Lebens trug und leitete, ist ebenso gewiß. Er

hatte ihn nicht gesucht; als er ihn aufnahm, geschah es freilich, auch in der Seele des großen Realisten, mit Überschätzung der geistigen Kräfte, die hinter dem Staate und der Nation standen, und mit Unterschätzung der kirchlichen.

Die ersten Schwertschläge tönten, gleich im Frühling 1871, im Reichstage; das Reich kam späterhin den süddeutschen Bundesstaaten durch einige Maßregeln zu Hilfe und sicherte den bürgerlichen Rechtsboden durch die Zivillehre; Preußen aber tat die Hauptsache. Es hob die katholische Abteilung des Kultusministeriums auf, in der Bismarck ein Bollwerk der Kirche mitten im Herzen der staatlichen Festung sah; es nahm den uralten Streit um die Schule auf; es erließ von 1873—1875 die Reihen seiner Maigesetze. Es waren Zwangsgesetze, Strafgesetze, Kampfgesetze; sie griffen in die Erziehung der Geistlichen, in die Verwaltung der Bistümer hinein, sie hoben zuletzt die kirchlichen Paragraphen der preussischen Verfassung auf. Der Staat verlangte Gehorsam gegen seine Gebote und suchte ihn durch Strafen, Geldstrafen, weitgehende Sperrung der kirchlichen Einkünfte, durch Haft, durch Absetzung zu erzwingen. Es war ein einheitlich aufgebautes System, von der Regierung errichtet, von den Kammern noch verstärkt; der Gegner verweigerte ihm grundsätzlich die Anerkennung, gutgläubig und ausschließlich standen sich staatlicher Anspruch — die Gültigkeit seines Gesetzes! — und kirchlicher — der Gottesgehorsam über dem Menschengehorsam! — gegenüber. Die Bischofsstühle, viele Hunderte von Pfarreien verwaisten, die Seelsorge stockte. Es war eine Art Krieg, von beiden Seiten her; er sprang über die notwendige Gemeinsamkeit des inneren staatlichen Lebens rücksichtslos hinweg und zerriß unzerreißbare Bände. Die tiefen Trennungen, die unser Volk seit dem 16. Jahrhundert zerteilten, traten grell an das Tageslicht, in den Wahlbezirken des kämpfenden Katholizismus standen, oft bis ins kleinste hinab, die alten Landesgrenzen längst aufgehobener katholischer Staaten wieder auf, die ungeheure Erziehung, die die Volks-

genossen wider einander trieb, war wie eine Ausstrahlung unterirdisch fortglühender, uralte geschichtlicher Gewalten. Und Gewalten, die sich stets reiben und stoßen, die voneinander geistig verschieden sind und einander nie ohne Rest grundsätzlich anerkennen werden, standen sich ja, in Kirche und Staat, gegenüber; immer werden sie ihre Grenzen in Kampf oder Vertrag zu regeln haben; ihr Aufeinanderprall in jenen Jahren war elementar. Die persönliche Verantwortung wird durch diese Voraussetzungen, die man menschlich-ewig nennen mag, nicht aufgehoben. Beide Teile haben ihre Schranken überschritten; der Staat schob seine Vorwerke mitten in das Gebiet der Kirche hinein; er wandte die äußersten seiner Zwangsmittel an: vergeblich; er störte den Lauf des nationalen Lebens und setzte sich dennoch nicht durch. Ob er ein Recht zu so unbedingter Kriegsführung hatte, wird man immer umstreiten; das aber ist zweifellos, daß er mehr erstrebte, als er erreichen konnte. Hätte er warten können? Es erwies sich, daß er das nicht vermochte. Er war zu weit vorgegangen und mußte zurück.

Wer hatte den Fehler begangen? Bismarck hat ihn von sich abgewälzt und ihn seinen Verbündeten, den Liberalen und den Juristen, zugeschoben. Er habe um die Macht gekämpft, den ewigen Machtkampf zwischen Königtum und Priestertum; jene um die Durchsetzung einer Doktrin, um formelle Rechte des Staates, mit grundsätzlichen Ansprüchen und Feindseligkeiten, die ihm fremd gewesen seien. Er habe die in das Innere der Kirche hineinfassenden Gesetze nur als Kriegsmittel angesehen, die als Druck zum Frieden wirken sollten, niemals als Grundsatz und als dauerndes Werk. Er schied zwischen Vorübergehendem und Festzuhaltendem. Er hat das schon während der Kampfesjahre selber getan; er hat stets an den Frieden gedacht. Es bleibt ein Unterschied zwischen dem Staatsmanne und den Juristen, zwischen dem Staatsmanne und den Kirchenfeinden aus Weltanschauung: es war ein Bündnis, das beide Teile einmal sprengen würden. Auch im Kampfe hat er manche der Übertreibungen

wohl mit Unbehagen gewähren lassen. Dennoch ist es wohl unzweifelhaft: er hat den Kampf Jahre hindurch mit heißer Leidenschaft gewollt, mit geführt, und seine schärfsten politischen Maßregeln — wenn auch mit innerlich anderer Schlußabsicht als die Genossen — mit gewollt und selber mit veranlaßt. Daran ist nichts zu verschleiern: es ist die Wahrheit, und es ist etwas historisch nicht nur Begreifliches, sondern — man vergißt das zu leicht — historisch Großes. Es kamen in diesem Kampfe der Geister doch lebendige Kräfte einer starken Zeit zu ihrer Wirkung; auch hinter dem Liberalismus standen sie, zeitliche und zeitlose zugleich; und in Bismarcks Reden lebte die Größe dieser Gegensätze und die Größe des Mannes. Paßendere hat er nie gehalten. Sie begannen maßvoll: er suche den Frieden; sie prägten dann die Gedanken seines Kampfes mächtig aus: den staatlichen, den nationalen, den weltpolitischen. Sie steigerten sich zu immer gewaltsamerer Schärfe; aber da traf Hieb auf Hieb, die Leidenschaft focht auf beiden Seiten, und der Kampfesgrimme des Gewaltigen entlud sich in den Formen des großen Dramas, in heißer persönlicher Klage und Anklage, in blitzenden Streitworten, in großartigen Lösungsworten. Es war, bei allen Ausschreitungen, doch ein Aufeinanderprall lebendiger, aus der Tiefe des Menschenwesens aufsteigender Gesinnungen, voll Kraft und Geist und Glut, hier wie dort. Auch wer die Ausschreitung feststellt und sie bedauert, soll die historische Erscheinung endlich zugleich in ihrer inneren Notwendigkeit und ihrer Stärke begreifen. Auch dieser Kampf gehört der Geschichte unseres Volkes an.

Aber das ist gewiß: die unwägbaren Kräfte, die in der Schale des Gegners lagen, hatte Bismarck nicht richtig gewertet: über die Macht von Kirche und Priestertum erstaunte er. Und den Schwung der nationalen Gesinnung hatte er überschätzt. Seine Parteien blieben nicht hinter ihm, die Radikalen fielen ab, weil sie im Grunde anderes wollten als er und weil seine Zwangsmittel doch auch ihnen nicht behagten, die Konservativen

kündigten ihm früh die Heeresfolge, weil ihnen der Kampf mit der Kirche innerlich bedenklich war; daneben stiegen neue staatliche Aufgaben auf, für die er des Zentrums bedurfte. Daß er zurück mußte, hat er mit verschuldet, und der Verlust ist unbestreitbar. An der Größe und an der Schuld, an beidem war Bismarck als Stärkster beteiligt. Er hatte sein Werk vollenden wollen, und statt der Einheit war die Zwiespältigkeit gewachsen.

Seit 1878 hat Bismarck umzuwenden getrachtet. Seinen Mitarbeiter Falk opferte er 1879, ungern, aber doch aus dem inneren Zwange dieser Wendung heraus; er hat von da ab mit Zentrum und Kurie verhandelt und die maßgebenden staatlichen Entschlüsse dennoch autonom zu vollziehen gesucht. Er brach von den Kampfgesetzen ab, was er für entbehrlich hielt, stets mit dem Wunsche, dafür Gegengaben zu erreichen, und doch nie unter Aufgabe seiner Selbständigkeit. Er gewann bis 1886 schrittweise den Frieden mit dem Papsttum. Die Grundsätzlichkeit der staatlichen Selbstbehauptung von 1872 wurde freilich geopfert und die innerliche Einbuße war schmerzlich — von Bismarcks Standpunkte aus immerhin nicht so sehr, wie von dem seiner Bundesgenossen. Die katholische Partei war durch den Kampf nur tiefer und breiter eingewurzelt. Er mußte die Tatsache hinnehmen und mit ihr rechnen; er mußte weiter-schreiten und das Lebendige anerkennen und gestalten. Er hätte das Zentrum wohl gerne aufgelöst, das hat er nicht erreicht; er hat es auch nicht, durch unmittelbare Verständigung mit Rom, auszuschalten vermocht. Er mußte von Fall zu Fall mit seinem klugen Widersacher Windthorst um Freundschaft oder Feindschaft handeln und um die Macht ringen. Zwei Dinge sind auch dabei nicht zu vergessen: so unbequem die Stärke der Partei ihm blieb, er hat doch die gegen ihn gegründete allmählich in seine Kreise hinübergezogen und ohne zu starke Zugeständnisse, ohne Abhängigkeit, ihre Mitarbeit für dasselbe Reich gewonnen, dessen Gründung sie 1870 als Gegnerin, als Gegengewicht zum mindesten, auf den Plan gerufen hatte. Das war ein Gewinn

für Reich und Nation, für die innerliche Herübergewöhnung des katholischen Volksteiles in das neue Haus. Und auch die Bollwerke des Staates, des preussischen zumal, blieben noch 1886 fester als sie vor 1871 gewesen waren. Der moralische Verlust war wohl unleugbar; dieser politische Gewinn darf über ihm nicht einfach übersehen werden.

Der Abbruch des Kirchenstreites bewies, daß dem Siegeslaufe der national-staatlichen Kräfte in Deutschland historische Schranken gesetzt waren und daß manche innerliche Gegenwirkung nicht überrannt, sondern höchstens still und allmählich ausgeglichen werden könnte; auch Bismarck hatte seine Mittel dabei überspannt und vergriffen. Er hat seinen Irrtum berichtigt und, mag er auch hierbei geistige Dinge nach seiner Art allzu opportunistisch-staatsmännisch angefaßt haben, er hat in jedem Falle sein Reich mit neuen Klammern verstärkt. Der Abbruch von 1878 bewies zugleich, daß sein Bündnis mit dem Liberalismus im innersten Grunde doch unfest war. Bismarck, wir sahen es, war niemals liberal gewesen. Jener Bund hat unersehbliche Leistungen und Erfolge gezeitigt, aber im tiefsten befriedigt hat er den großen Staatsmann der Macht doch nie. Sein liberales Jahrzehnt behielt bis an sein Ende für Bismarck die gleichen Züge: schmerzliche Reibungen mit der Partei selber, mit den Konservativen und dem Hofe überdies, und eine Gärung innerlichen Ungenügens dazu.

Dem Kaiser behagte die liberale Politik nie ganz, der Kaiserin die Kirchenpolitik gar nicht; Frankreich und seinen Parteien standen beide im Herzen anders gegenüber als der Kanzler, der allen Legitimus auch diesmal wie einst in Frankfurt und in Petersburg vorbehaltlos hinter das Interesse der deutschen Macht zurückschob. Die französischen Monarchisten, die Frankreich für das katholische und monarchische Europa bündnisfähig machen konnten, waren ihm die Feinde; mit ihrem Botschafter in Berlin, mit seinem eigenen Botschafter in Paris, dem Grafen Harry Arnim, geriet er darüber in jahrelangen Zwist, und

höfische und persönliche Nebenbuhlerschaften und Feindschaften vergifteten diesen Zwist auf das schwerste. Er zertrat Arnim und lebte mit der Kaiserin im steten Kriege: zwischen der hohen Frau und ihm stand ein breiter Gegensatz der Weltanschauung, und ihr Einfluß hat ihm, obgleich er zuletzt immer Sieger blieb, offenbar Jahrzehnte hindurch schwer zu schaffen gemacht. Bollends über diesen Jahren lag eine immer schwülere Luft. „Kanzlerkrisen“ wiederholten sich, auf jenes Jahr des Rückzuges vom preußischen Ministerpräsidium folgten die allgemeinen Rücktrittsgesuche von 1875 und 1877. Bismarcks Stimmung gegen seinen Herrn wogte auf und ab. Schöner Zeugnisse eines großartig freien Verkehrs zwischen Fürst und Minister als die Briefe dieser beiden gibt es nicht; in ehrwürdiger Klarheit erkannte der Kaiser die Taten und die Unentbehrlichkeit Bismarcks an, mit hochehobener Stirn, kurburgundischer Basall und selbständig deutscher Patriot zugleich, huldigte Bismarck in Wilhelm der Vereinigung von Herrschertum und Vaterland. Er schalt dazwischen auf den Kaiser, um den er immer wieder mühsam ringen müsse, und bei seinen Rücktrittsgesuchen ging mit dem taktischen Wunsche, einen Zwang zu üben und Hindernisse und Gegner wegzustoßen, aufrichtige Erbitterung Hand in Hand. Auch Kaiser Wilhelm brauste dabei auf, aber er hielt seinen großen Diener unbedingt und schloß jede dieser Krisen mit warmen herzlichen Worten ab. Sie fanden sich immer von neuem in Eintracht, und keiner konnte des anderen entraten. Auch in diesen Jahren wirkte auf Bismarcks Zorn, neben der natürlichen Schwierigkeit seiner Stellung in dem verwickelsten Getriebe von Hof, Ministerium, Parlamenten, Preußen und Deutschland, neben den persönlichen und sachlichen Bedürfnissen, die er durchsetzen mußte, die Gesundheit ein. Er war stark geworden, fühlte sich krank und fand nicht den richtigen Arzt. Er glaubte sich verbraucht. Die Reizbarkeit seiner Nerven war ererbt und jeder neue große Kampf hatte sie gesteigert: 1870 hatte auch darin das Werk von 1866 fortgeführt. Es war nicht

eine Nervosität, die der Umwelt entstammte und die sich auf zeitgeschichtliche Schlagworte, auf kulturelle Allgemeinersehnungen der Epoche abziehen ließe; es war im tiefsten Grunde die ganz individuelle Nervenfeinheit jedes großen Menschen, der Preis der Leiden, mit dem der Genius sein Dasein und seine Taten innerlich zu jeglicher Zeit bezahlt. Der Kirchenstreit, der Zwiespalt auch mit der evangelischen Orthodogie, der aus ihm folgte, der Riß zwischen ihm und dem ostdeutschen Adel und auch den frommen Freunden seiner Jugend hat diese Bitternis wohl noch verschärft: es hat sich wohl damals in ihm ein gesteigertes Mißtrauen gegen positive Kirchlichkeit entwickelt und seinen religiösen Trieb weiter als zuvor ins Innerste zurückgedrängt. Mißtrauen und Haß bewegten den leidenschaftlichen und vielgequälten Mann angesichts seiner Gegner überhaupt um so mehr, je mehr er die Leichtigkeit früherer Tage verlor. Und doch hatte er bei jedem dieser Kämpfe zugleich ein großes Stück Recht dazu, den Angriff, der ihn traf, als Angriff auf sein Werk, auf Staat und Reich zu empfinden. Er setzte sich nach der Art großer Menschen mit der Sache gleich, und er war bereits das Reich. Es war kein Einziger, der sich so mit Deutschland deckte, der alle Gefahren und alle Wünsche für seine Schöpfung, für die Gesamtheit so glühend in tiefer Seele spürte wie er: das war hinter seinem Borne eine stets rege, ihn stets durchdringende und über alle emporhebende sittliche Kraft. Viele ärgerten sich an ihm; daß französische und englische Staatsmänner, daß die Liberalen um Gladstone und ein Konservativer wie Disraeli an ihm Anstoß nahmen und hinter ihm dunkle Pläne witterten, das war kein schlechtes Zeichen für ihn; daß die alten Freunde wie Roon und Moritz Blandenburg mit kopfschüttelnder Sorge auf die neuen Bahnen des „verwegenen Steuermannes“ blickten, daß auch die Verbündeten, wie Bennigsen, seinem dämonischen Gange mit banger und skeptischer Frage folgten, war unvermeidlich. Ein großer Herr wie der süddeutsche Fürst Chlodwig Hohenlohe beobachtete mit Entsetzen das Elementare, das Riesen-

hafte in Bismarcks Natur und in seinem Auftreten bis zur Mischung seiner Speisefarte hinab. Aber der Genius nahm auch ihn bald ganz gefangen und zwang ihn auf seine Seite und in seinen Dienst. Und so ging es seinen Mitarbeitern allen. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn Bismarck nach der Aufrichtung des Reiches weggerissen worden wäre? Hätte es selbständiger politisch zu gehen gelernt, als es im Schatten des Titanen gelernt hat? Oder wäre an die Stelle des Großen und der Größe nur die Menge der Mittleren und Kleinen und die Versumpfung getreten, wie in Italien nach dem Tode Cavour's? Das eine, was wir wissen, ist: die Größe blieb, und sie war an ihn gebunden. Daß er nicht gehen dürfe, das sah mit dem Verständnis des Helden für den Helden, des Ringenden für den Ringenden, auch Noon in seinem Ruhestande, so unbefriedigt den alten Christen und Konservativen diese Jahre ließen: Bismarck muß weiterkämpfen, wenn auch in Schmerzen, „man nascht nicht ungestraft vom Baume der Unsterblichkeit“. Der Prometheus, der das Feuer herniedergeholt hat, dulde nun auch die Fesseln und den Geier.

Das deutsche Volk hörte ihn wohl zürnen und sah ihn fechten. Ihm war er jetzt ganz, was er wirklich war: der Held, umstritten, gehaßt, befehdet und unendlich bewundert und geliebt. Er war 1871 durch seines Kaisers Gnade wider den eigenen Wunsch Fürst geworden und hatte zu Varzin das Geschenk des Sachsenwaldes hinzubekommen. Abwechselnd zog er sich fortan in die Hügel Pommerns und unter die Wipfel von Friedrichsruh zurück; er arbeitete dort in geheimnisvoller Einsamkeit, und aus der verhüllenden Wolke zuckten zwischendurch die Strahlen seiner Taten und seiner Reden im Parlament. Alles rätselte an seinem Wesen und seinen Absichten herum und unerschöpflich schien er den Zeitgenossen auch damals. Er wurde ein Sechziger; er bewegte neue Dinge in seiner rastlosen Seele. Er rang seit der Mitte des Jahrzehnts mit sich und den Aufgaben, die ihm blieben. Das Reich war gegründet und bis zu einem gewissen

Maße gefestigt; der gegenwärtige Weg war nicht ganz der seine: er suchte noch weiter zu kommen. Er wandte sich zu anderem, altem und neuem, er ging noch einmal an ein gewaltiges Werk. Das Jahr 1878 bezeichnet in der deutschen Staats- und Sozialgeschichte einen Einschnitt, für Bismarck den Beginn einer letzten schöpferischen Lebensstrecke, man darf sagen: zugleich seiner Spätzeit und einer zweiten staatsmännischen Jugend.

Drittes Buch
Die Spätzeit (1878 – 1898)



Neunter Abschnitt

Wendung im Innern und Äußern (1878 – 1881)

Bismarck und das deutsche liberale Bürgertum haben, vom Ende der dreißiger Jahre an, die Wege ihres politischen Aufstieges bis zur Höhe der siebziger in verwandten Abschnitten nebeneinander her durchschritten, das Geschlecht und der Werkmeister der Reichsgründung, lange als Gegner — während der Zeiten ihrer Vorbereitung und ihres ersten Durchbruches, in stiller Annäherung während des Jahrzehnts zurückgezogener Arbeit, in offenstem Streite während der Geburtszeit des neuen Staates, Hand in Hand seitdem. Von 1867 bis 1878 fanden wir den Liberalismus auf dem Gipfel: den Liberalismus, wenn man es in verkürzender und übertreibender Form, wie diese Skizze sie fordert, ausdrücken will, der mittleren und höheren bürgerlichen Schichten. Er beherrschte damals, mit seinem Freiheitsideale, Verfassungs- und Wirtschafts- und Geistespolitik. Es war überall die individuelle Freiheit, die er durchzuführen strebte; wirtschaftlich hatte er sie, von 1860 ab, als Freihandel, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit immer rüchhaltloser verwirklicht. Das Wirtschaftsleben flutete ebenso mächtig wie das politische der siebziger Jahre einher; es hatte die Ausschreitungen der Gründerzeit hervorgetrieben, es entfaltete sich ungefesselt in Börse und Industrie. Jenes Geschlecht war selbstbewußt und siegreich; es stand auf der Höhe einer hundertjährigen Entwicklung, die den bürgerlichen und persönlichen Geist von Westeuropa aus durch Mitteleuropa hin von Erfolg zu Erfolg geführt hatte; und die Leiden und Leistungen des deutschen und

preußischen Bürgertums machten es jetzt, in den Tagen staatlicher und sozialer Erfüllung, sicher und stolz: es blieb nicht aus, daß das System sich nach allen Seiten hin übertrieb. Der Stand und die starken Einzelnen, die Träger und Helden jener Erfolge, hatten die Gängelung durch den Staat auch in Deutschland abgestreift, die Freiheit der Bewegung und der Betätigung der Kraft war alles geworden. Weltanschauung und Klassen-vorteil wirkten zusammen.

Gegen diese Einseitigkeit kam, von links und von rechts her, der Gegenstoß. Die Massen des vierten Standes, die sich im Gefolge der Industrie unter dem dritten gehäuft hatten, schlossen sich in einer neuen Partei zusammen: die Sozialdemokratie vereinigte die politischen Ideale der geschlagenen deutschen Demokratie, den republikanisch gesteigerten Gegensatz zu dem starken monarchischen Staate, mit den Forderungen der neuen Klasse, die ihre soziale und wirtschaftliche Lage, ungedeckt wie sie bisher war, durch Organisation, Kampf und Staatsschutz verbessern wollte. Sie überwand in sich selber die nationalere und realistischere Richtung Lassalles und Schweizers und stellte sich ganz unter das Banner der Radikalsten und der Internationale; sie wendete sich, frisch gereizt durch die Ausschreitungen der Gründerzeit, durch die vollendete Einseitigkeit der bürgerlichen Wirtschaftspolitik, durch alle eigenen Nöte und durch die Stärke des nationalen Sieges, rücksichtslos gegen dies neue Deutschland, das seiner selber gerade froh geworden war, und erfüllte es, der eigenen Schranken noch unbewußt, mit dem Lärme einer lauten, drohenden, zuchtlos revolutionären Agitation. Staat, Nation, Bürgertum, soeben siegreich, sahen ihr Daseinsrecht bestritten und schranken auf. Abwehr und Kampf waren unvermeidlich. Daneben kam eine Reformbewegung, aus den Kreisen der Politik und der Bildung, den sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnissen des leidenden Arbeitertums entgegen und verlangte eine Umkehr der Wirtschaftspolitik, den Bruch mit dem individualistischen Liberalismus.

Von rechts her widerstrebte diesem die Kirche beider Bekenntnisse, der alte, selbständige Staat, der sich nicht allzuweit enteignen lassen mochte und der in den großen Institutionen der Verwaltung und des Heeres seine eigenen Organe und Bollwerke und in der starken Überlieferung des preußischen Staatsgeistes eine ungeheure innere Macht besaß. Dahinter standen die konservativen Schichten, die große Mehrzahl der Landbevölkerung unter der Führung des Gutsbesitzes, Kleinbürgerliche städtische Gruppen, denen die neue Wirtschaft den Boden beschränkte, soziale Ansprüche, die sich auch hier mit geistigen Überlieferungen innig durchdrangen. Ein Neues trat dazu: die deutsche Landwirtschaft war, zumal seit zwei Menschenaltern, freihändlerisch; sie blieb es, solange sie exportierte. Die siebziger Jahre brachten den Umschwung: die Überflutung Deutschlands durch ausländisches Getreide begann und drohte die Grundbedingungen des ländlichen Wohlstandes umzustürzen. Ein Bedürfnis nach Staatsschutz, nach Zollschutz regte sich.

Ehedem hatten wichtige Teile der deutschen Industrie den Zollschutz verlangt und im Zollvereine, der Hauptsache nach, auf ihn verzichten müssen. Der Freihandel brach gerade jetzt die letzten Reste dieses Schutzes ab; die nordwestdeutsche Eisenindustrie litt darunter und wendete sich zu verstärkten schutzzöllnerischen Forderungen zurück — früher und kräftiger als die Landwirtschaft. Nationalliberale und Zentrum wurzelten in diesen Gegenden. Schutzzoll bedeutete Verstärkung der Staatstätigkeit, Abbruch desjenigen Systems, das der individualistische Liberalismus zuletzt, wie in England, so auf dem Festlande, dogmatisiert hatte. Wie würden sich die Parteien zu diesen neuen Forderungen von links und von rechts, insbesondere zu diesen von rechts her, die aus dem eigenen Lager aufstiegen, stellen?

Und wie würde Bismarck sich dazu stellen?

Für ihn gab es noch einen anderen Ausgangspunkt. Das Reich bedurfte finanzieller Sicherung. Es war im besten Ausbau

seiner Befugnisse und seiner Organe begriffen, aber seine Finanzen, deren Ansprüche ebendadurch wuchsen, auszubauen gelang seinem Baumeister nicht. Er wollte es von den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten unabhängig machen und auf eigene Einnahmen stellen. Er versuchte seit 1875, Bestimmungen der Verfassung nachgehend, die Eisenbahnen für das Reich zu erwerben, und scheiterte alsbald an dem kurzfristigen Widerstande der Einzelregierungen; er mußte es aufgeben und erwarb statt dessen, von 1879 ab, die preußischen Eisenbahnen für den preußischen Staat. Er suchte für das Reich Ersatz in Reichssteuern und Zöllen. Direkten Steuern war er von Jugend an minder geneigt und zudem erschienen sie ihm allzu unitarisch, er überließ sie grundsätzlich den Bundesstaaten. Aber indirekte und Zölle erstrebte er für das Reich. Er begann mit dem Streben nach Finanzzöllen, nach Zöllen auf ausländische Erzeugnisse, die im Inlande nicht hervorgebracht wurden, und nach Steuern auf den Luxusverbrauch, wie Tabak, Bier, Wein. Er begegnete im Reichstage dem Widerstande des eingelebten Freihandels, dem Widerstande der Machtrivalität der Parteien gegen die Regierung. Hier aber lag für ihn die Daseinsfrage. Das Reich mußte leben; wie, wenn er die Interessen der einheimischen Produktion, die an bloßen Finanzzöllen unbeteiligt war, für sein Bedürfnis nutzbar machte, wenn er seine Einkünfte durch Schutzzölle steigerte und damit die schutzzöllnerischen Gruppen in sein Gefolge zöge? Diese Gruppen umwarben die Regierung, ihre Wünsche drangen auch persönlich auf Kaiser und Kanzler ein. Konnte er sie nicht für seine Ziele verwerten?

Nur verwerten? Oder waren ihre Ziele am Ende seine eigenen? Der Schutzzoll enthielt ja eben in sich selber eine Erhöhung des Staates: dieselbe Erhöhung, die Bismarcks Eisenbahnpolitik erstrebte. Er wollte dem Reiche neue Mittel zuführen; aber die Eisenbahnen in der Hand des Reiches oder überhaupt des Staates bedeuteten außerdem einen gewaltigen Zuwachs an Staatsmacht gegenüber der Macht des großen Kapitals,

das als Herr der Verkehrsanstalten der Allgemeinheit über den Kopf zu wachsen, ihr Herr zu werden drohte und sie in anderen Ländern in der Tat und schwer geschädigt hat. Wenn Bismarck dieses Riesenwerkzeug für die Gesamtheit zurückgewann, so war dies schon in sich ein Bruch mit dem individualistischen Liberalismus und ein großes Stück Staatspolitik. Schutzzoll aber lag auf genau demselben Wege. Auch er bedeutete den Eingriff des Staates in die Wirtschaft, die Erhöhung der staatlichen Wirksamkeit und Macht. Die Schutzzollbewegung erfüllte die Länder rings um Deutschland herum; im Zusammenhange der auswärtigen Politik bereits drang das Problem auf den Kanzler ein. Sollte Deutschland auf diese Waffe der Zölle verzichten? Sollte es, im Wirtschaftlichen, auf die Deckung seiner Produktion verzichten? Sollte es, innerpolitisch, auf den Zusammenhalt verzichten, den die Verstärkung des Zollgürtels für das neue Reich als solches darstellen konnte, auf diese neue Kraft der Einigung, auf diese Verstärkung, ich wiederhole es, auch von Regierungsmacht und Staatsidee? Bismarck war im freihändlerischen Altpreußen aufgewachsen und hatte gegen Österreich den Freihandel ehemals als Kampfmittel benutzt, er hatte die Macht des schutzzöllnerischen Nebenbuhlers vom Zollvereine fernhalten müssen, er hatte durch den Handelsvertrag mit Frankreich Österreich auch diplomatisch bekriegt, er hatte in Rudolf Delbrück den Staatsmann des Zollvereins und des Freihandels zum nützlichsten Mitarbeiter für die Reichsgründung gewonnen. Darin war er mit dem Liberalismus stets Hand in Hand gegangen. Aber das war Politik und nicht Doktrin. Jetzt konnte vielmehr der Schutzzoll zur Vollendung der Reichseinheit dienen: zum Abschluß nach außen, zum Zusammenschluß innen, zur Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte, zur Befreiung des Reiches von den Sonderstaaten und von der finanziellen Not. Seiner Staatsmannschaft war das neue Mittel grundsätzlich verwandt und lochend.

Damit verband sich unabtrennbar der andere neue Antrieb

dieser Jahre. Wie konnte sich Bismarck den sozialen Problemen gegenüberstellen? Der Sozialdemokratie als demokratischer, republikanischer, internationaler, revolutionärer Partei war er entgegen, das verstand sich bei dem Manne des Staates, der Monarchie, der Nation, dem geborenen Konservativen und Regierer von selbst; da hier ein Angriff nahte, war es ihm natürlich, ihn abzuwehren durch eigenen Angriff. Indessen, das konnte nicht alles sein. Die Entwicklung, deren Ergebnis das sozialdemokratische Fieber war, konnte er nicht einfach laufen lassen; auch sie rief nach dem Staate. Und hier bedurfte es für Bismarck nicht einmal, wie bei der Zollpolitik, einer innerlichen Wendung. Er hatte als Abgeordneter die Sozialpolitik der Kreuzzeitung mit vertreten, den Gegensatz gegen das liberale Kapital, die Organisierung und Unterstützung der konservativen Kräfte in Land und Stadt, den Gedanken christlicher Sozialreform. Auch diese Gedanken waren dem handelnden Staatsmanne ferner gerückt, aber als er mit dem Bürgertume im Konflikt lebte, hatte er gelegentlich zu den Arbeitern als Bundesgenossen hinübergewinkt, er hatte Vassalle empfangen, er hatte das allgemeine Stimmrecht den Liberalen auferlegt, und die Einseitigkeit und Unlebendigkeit der unbedingten Enthaltung des Staates in allen Dingen der Sozialpolitik war ihm längst aufgegangen. Er drängte den Handelsminister Frenzlitz früh zum Einschreiten, gegen die Allmacht des Unternehmers, zugunsten des Arbeiters. Das Beamtentum war liberal erzogen, Bismarcks Mahnungen trugen wenig Frucht, und noch war er mit anderen Aufgaben vollauf beschäftigt gewesen. Jetzt drängte die neue sich gebieterisch auf. Alte Genossen, wie Hermann Wagener, der erste Herausgeber der Kreuzzeitung, der zum Geheimrate geworden war, mochten die Reformforderung von frischem an sein Ohr bringen; dem Verein für Sozialpolitik, dem Organe der neuen Reformbewegung, zeigte er Sympathie; vor allem, die Sozialdemokratie zwang ihm die politische Frage auf. Er wurzelte als Edelmann im patriarchalischen Boden, aber, was

die Hauptsache war, er war der Reichsgründer geworden: und diese Wunde hier fraß am Körper der Nation. Er war verantwortlich für die Gesundheit des Ganzen, im Sinne der Weltstellung seines Reiches ebensowohl wie im Sinne der inneren Sicherheit von Gesellschaft und Verfassung; er hatte die Monarchie, er hatte auch die Gesundheit der breiten neuen Unterklasse selber zu schirmen. Er arbeitete an der Konsolidierung von Reich und Nation, er stand für alles, und wollte alles regieren. Auch in der Sozialpolitik handelte es sich um Wiedererhöhung der Wirksamkeit und der Macht des Staates; insofern griff sie mit der Zollpolitik in dieselben Speichen. Neue Pflichten und neue Macht riefen den Kanzler auch da.

Jedoch, und das schließt die Kette dieser auf ihn einwirkenden Erwägungen, da stieß er, deutlicher noch als bei Zoll und Finanzen, auf die Parteien. Er hatte mit den Liberalen regiert; würden sie ihm die neuen Mittel gewähren? würden sie ihm eine neue Sozialpolitik erlauben, die das Bürgertum einschränken mußte und die dem Individualismus den Staat entgegenwarf? Es war zugleich eine Frage der Grundsätze, und der Macht. Die Konservativen nahmen wieder zu, und näherten sich ihm 1876. Das Zentrum konnte den neuen Aufgaben entgegenkommen. War er an die Nationalliberalen gebunden? Er hatte als Parteimann begonnen; seit Frankfurt hatte er sich von allen Parteien grundsätzlich gelöst und hatte, indem er das Reich gründete, mit allen Parteien zu ringen gehabt. Er war der Mann der Regierung: von Wesens wegen stets, in seiner Wirksamkeit nun auch schon seit langen Jahren. Er neigte dazu, die Stärke der innerlichen Gegensätze, wie schon 1861, zu unterschätzen, die innerliche Notwendigkeit der Parteien zu verkennen. Aber gerade hier, ich wiederhole es, war der Ausgangspunkt auch seiner sittlichen Stärke und seiner inneren wie äußeren Überlegenheit: er wollte regieren, aber er sah wirklich in seinem Willen die Gesamtheit verkörpert. Er sah weiter als irgendeine der Parteien; er stand, seinen Zielen und seiner Erkenntnis nach, hoch über ihnen

allen. Weil er der Mann der Gesamtheit war, gegenüber Europa und als Wahrer der Einheit, war er mit den Nationalliberalen zusammengegangen: nicht weil er nationalliberal gewesen wäre. Er hatte das Wichtigste, was ihm dieses Bündnis gewähren konnte, bis 1878 erreicht. Sollte er an die Partei gefesselt bleiben? innerlich war er es nicht. Wir sahen, er lebte zugleich in häuslichem Streite mit ihr, abhängig wollte er nicht sein; sein Streben war, sie von sich abhängig zu machen. Sein Wunsch ist doch wohl, in allen diesen Jahren, vornehmlich darauf gerichtet gewesen, mit den Nationalliberalen zusammenzubleiben, und keineswegs auf den Bruch mit ihnen oder auf ihre Zertrümmerung. Er wußte doch wohl zu gut, daß dieser Bruch ihn selber schädigen mußte. Allerdings, den linken Flügel, Lascher und die Seinen, liebte er nicht; Lascher reizte ihn auch persönlich; diesen Flügel, mit seinen stärkeren parlamentarischen Machtansprüchen, mit seinen schärferen liberalen Doktrinen in Verfassung und Wirtschaft, zu unterwerfen oder abzusprengen, das hat er gewünscht. Mit dem Reste wollte er verbunden bleiben, und da dieser Rest unter aufrechten Männern wie Bennigsen stand, bedeutete das zugleich die Bereitschaft zu Opfern; Bismarck wollte sie bringen, aber führen wollte er. Das hieß des weiteren, daß er überhaupt eine breitere Unterlage im Parlament brauchte. Schon bisher reichten die Nationalliberalen allein nicht aus, aber sie gaben als Hauptgruppe den Ausschlag. Bereits stiegen die anderen, Konservative, Katholiken, und eine Absprengung Laschers mußte die Partei verkleinern. Bismarck hatte nie das Wirtschaften mit Einer Partei erstrebt, er war ja nicht der Mann des Parlaments; bei den deutschen Parteiverhältnissen war es ohnehin gar nicht auf die Dauer möglich. Der deutsche Staatsmann, der von der Monarchie ausging, kam ganz von selber auf ein Regiment zwischen und über den Parteien. Bismarck empfand in jeder Partei die Selbstsucht der Gruppe; er kannte die Wirklichkeit des Fraktionsgeistes und neigte dazu, alle Menschlichkeit sehr kritisch anzuschauen. Programme imponierten ihm nicht. Er

war dazu geboren, mit diesen Sondermächten zu spielen, und da er sich einer von ihnen dauernd weder anschließen konnte noch wollte, so war nur zweifelhaft, wie er sein Spiel mischen mußte. Am liebsten mit den alten Genossen als Mittelgruppe; er konnte sie, wechselnd, von links oder rechts her ergänzen. Aber möglich war auch, daß er auf sie als Hauptgruppe verzichtete und seine Mehrheit auf Rechte und Zentrum baute, auch dies mit stetem Wechsel im Einzelfall.

Konnten die Nationalliberalen ihm folgen, wenn er jetzt Wirtschafts- und Sozialpolitik herumwarf? Es war ja ein völlig neues System, das ihm, von Sozialdemokratie und Landwirtschaft und Großindustrie, von Schutzzoll und Finanzbedürfnissen her zuwuchs; ein System neuer Inhalte und neuen Geistes, gesteigerter Staatsgewalt, gesteigerter Staatspflicht. Überallher reiften die neuen Forderungen heran; sie fanden in ihm den Schnitter. Er faßte sie, in jahrelanger eigener innerer Entwicklung, die schrittweise vorwärts ging, allgemach zusammen; er nahm Einflüsse auf und verarbeitete sie; er lebte und dachte sich in das Neue hinein. Als er 1877 sein gewichtigstes Rücktrittsgesuch einreichte, das der Kaiser mit seinem Niemals! beantwortete, da wußte Kaiser Wilhelm, daß diese Ablehnung die Vollmacht zu neuen großen Bestrebungen in sich schloß, die er selber teilte. Durchgearbeitet, zu einem Ganzen, zu einem Lebendigen gestaltet hat der Kanzler dieses Neue; es war die große schöpferische innere Leistung seiner Spätzeit. Der lange Urlaub, den er sich im April 1877 erwirkte, gab ihm dazu Raum. Er mußte alles in neue Formen gießen: vornehmlich den Inhalt seines Willens selber; daneben die Parteipolitik und das Ministerium.

Er hat noch 1877 den Versuch gemacht, Rudolf von Bennigsen mitzuziehen. Er wollte den Aufbau der Reichsverwaltung durch jenes Stellvertretungsgesetz, das dann 1878 zustande gekommen ist, aber ohne Reichsminister; er wollte eine Finanzreform; er bot Bennigsen das preußische Ministerium des Innern an. Bennigsen war im Dezember in Varzin; sächlich schien man sich

einigen zu können, aber Bennigsen hatte den Parteauftrag, den Eintritt dreier Nationalliberaler in das Ministerium zu fordern, neben ihm sollten es Jordanbeck und Stauffenberg sein, die links von ihm standen. Bismarck wollte die Partei bei sich halten, aber sie in seinem Sinne reinigen, und sie leiten. Die Partei forderte die Auslieferung des Ministeriums, eine Art Parlamentarisierung; der alte Streit um die Macht trat in den Vordergrund. Tatsächlich an diesem Zwiespalt ist die Verständigung gescheitert. Man versteht Bennigsen sehr wohl. In Bismarcks Kreise eintreten, hieß sich einem Scheitern aussetzen; der Kanzler wäre auch dem Mitminister ein gefährlicher Partner gewesen, es konnte ein Spiel um Bennigsens politisches Dasein werden. Und Bennigsen fürchtete zudem, in seiner Partei ein Offizier ohne Soldaten zu werden, wenn er, und er allein, das Ministerium annähme. Denkbar, daß seine Partei darüber zerbrochen wäre. Freilich, 1874 hatte die Stimmung im Volke die Führer zum Kompromisse mit Bismarck, in der Heeresfrage, gezwungen. Es war doch, trotz allem, immer zugleich der Name Bismarck, der diese Partei gestaltet hatte und groß erhielt. Auseinandergebrochen ist sie, nach dem Nein Bennigsens, erst recht; sie ist an dem Bruche mit Bismarck verblutet, nicht an dem Gehorsam gegen Bismarck. Wäre der vornehme und zurückhaltende hannöberische Edelmann ein Staatsmann großen Willens, ein Führer der Menschen und Dinge gewesen, er hätte doch wohl den Schritt wagen müssen. Bismarck wünschte das Bündnis zu behalten; er hätte auf diesen Mann und seine Gefolgschaft Rücksicht nehmen wollen und müssen. Für die Partei hing alles von diesem Entschlusse ab; Bennigsen hätte sich in die Schanze schlagen, den Augenblick fassen und der Zukunft auf alle Gefahr hin abzugewinnen suchen müssen, was sie gewähren konnte. Der Augenblick des Schicksals ging vorbei; das Schiff der Regierung hatte am Landungsplatze gewartet, ob der neue Steuermann hineinspringen würde, nun lenkte es unvermeidlich zum Zentrum hinüber. Auch der Kaiser

redete dem Reichskanzler unwirsch in die Verhandlung mit dem Liberalen hinein; man wird wohl vermuten dürfen, daß Bismarck diesen Einspruch, so bitter er ihn erregte, abzubiegen verstanden haben würde, wenn er selber noch gewollt hätte. Er hielt die Dinge noch ein Weilchen in der Schwebe. Es ist falsch, den gesamten Übergang seiner Politik in die neuen Geleise aus der Absicht einer Selbstbefreiung aus nationalliberalen Banden, aus einer bloßen inneren Machtpolitik, aus der Parteipolitik ableiten zu wollen. Bismarck hatte die Nationalliberalen zu halten gewünscht, er brach auch jetzt nicht mit ihnen; aber das Steuer warf er herum. In Rom ein neuer, friedlicherer Papst; in der europäischen Politik Gegensätze, die auch eine kräftige innere Wendung nahelegen mochten; im Frühjahr und Sommer 1878 vollzog Bismarck seinen Übergang in die neue Zeit.

Im Mai schoß Hödel auf Kaiser Wilhelm; das rasch, nicht ohne Überstürzung vorgelegte Ausnahmegesetz gegen die Sozialisten lehnte der Reichstag ab. Am 2. Juni folgte das zweite, Nobilingsche Attentat. Als Bismarck in Friedrichsruh die Nachricht empfing, war sein erstes Wort: jetzt lösen wir den Reichstag auf. So lebte er bereits in diesem Kampfe. Die zweite Frage erst galt seinem kaiserlichen Herrn: und doch hat dann der Anblick des verwundeten Greises sein Herz in Trauer und in Liebe auf das tiefste erschüttert. Der alte Reichstag wurde aufgelöst, im neuen hielten sich Konservative, Zentrum und Liberale ungefähr die Wage, der Entscheid blieb der Regierung. Jetzt wurde das Sozialistengesetz, in verbesserter Form, angenommen und damit die Wendung nach rechts gezeigt; im Winter 1878 legte der Kanzler seine Zollreform — Finanz- und Schutzzölle — dem Bundesrate vor, 1879 verhandelte sie der Reichstag, im Juli nahm er den neuen Tarif an. Die Nationalliberalen hatten sich gespalten, auch Bennigsen vermochte dem Kanzler nicht Stimmen genug zuzuführen, Bismarck mußte mit Windthorst abschließen, der längst auf diesen Zerfall des bisher herrschenden Systems gewartet hatte und dessen Partei die neuen Wege mitzugehen

bereit war. Freilich mit einem großen partikularistischen Vorbehalte: die Zolleinnahmen durften kraft der Frankenstein'schen Klausel nur bis zu einem gewissen Betrage dem Reiche zufließen, was darüber hinausging, den Einzelstaaten — Reich und Regierung sollten nicht zu unabhängig werden. So begann auch die neue Gemeinschaft mit der Erklärung eines deutlichen inneren Gegensatzes. Aber immerhin, das Reich war vorerst gespeist; die neuen Einnahmen und der Grundsatz des Zollabschlusses selbst festigten es ungemein, das Werk der Konsolidierung wurde, in verwandelter, der bisherigen entgegengesetzter Richtung fortgeführt. Im Parlamente und im Parteileben sicherte Bismarck der neuen Wirtschaftspolitik die breite Grundlage eines Bündnisses zwischen der führenden Industrie und der vorerst noch nachfolgenden Landwirtschaft zum „Schutze der nationalen Arbeit“. Im Bundesrate pflegte er die Freundschaft mit den wichtigsten Bundesstaaten, den süddeutschen zumal; am feinsten und wirksamsten durch den unmittelbaren Briefverkehr mit König Ludwig von Baiern selbst. Er hatte das Reich dereinst am stärksten durch den Reichstag zusammenzuschließen gedacht: die neue Epoche führte ihn den Regierungen und den Dynastien immer näher und machte sie zu seinen immer unbedingteren Helfern. Er hat gerade beim Eintritte in dieses neue Jahrzehnt das schwerste Hindernis mühsam, aber erfolgreich überwunden, das der Sonderstaat seiner verschärften Einheitspolitik entgegengesetzt hat: er zwang einen dieser Sonderstaaten, Sonderrechte aufzugeben, die jener zuerst behalten wollte, und vermied doch den Verfassungskonflikt. Er zog die Hansestädte in den nationalen Zollverein hinein: weder zollpolitisch noch auch nationalpolitisch fand er ihr Draußenbleiben erträglich. In Hamburg sträubte sich eine Mehrheit, Bismarck drückte mit gewaltfamer Schroffheit nach und warf seine ganze Willensmacht, drohend und trotzig, in diesen Kampf hinein, den Widerstand des bairischen Bundesratsbevollmächtigten brüskierte er rücksichtslos, der kluge und mutige Vertreter der Elbestadt hatte es schwer, würdige Selbst-

behauptung gegen den Gewaltigen in Berlin und die Durchsetzung besonnener Nachgiebigkeit in Hamburg miteinander zu vereinen. Sobald der Kanzler die dargereichte Hand sah, griff er frei und freudig zu, er brachte Hamburg für die Durchführung des Zollanschlusses, für die Schaffung und Verwaltung seines Freihafens jedes weitherzige Verständnis und jede bereitwillige Hilfe entgegen, und dem Reiche wie seiner größten Handelsstadt hat sich der Zwang, den der große Junker auf ihrem eigensten Lebensgebiete auf die widerstrebenden unter ihren Handelsherren ausgeübt hat, wundervoll gelohnt.

Das war im Jahre 1881: es fügte in Bismarcks Wirtschaftsreform den Schlußstein ein. Er schien in raschem Anlaufe gesiegt, die große Umkehr völlig vollzogen zu haben; alle Gebiete der Reichspolitik waren mit neuem, greifbarem Leben erfüllt; auch für die Sozialpolitik hatte er neben den Kampf die Reform zu stellen begonnen. Die politische Wendung wies nach rechts, die Konservativen in Staat, Gesellschaft, Kirche traten wieder neben ihren alten Genossen, Kaiser Wilhelm konnte wieder mit ganzem Herzen mitgehen, der sterbende Noon beruhigt an die Zukunft seines Landes denken. Die Masse der Liberalen opponierte. Bismarck erkannte die älteren Gegensätze nicht mehr als lebendig an; er wollte den Streit um die Formen des staatlichen Lebens durch neues Ringen um dessen materiellen Inhalt verdrängen. Er sah die nationalliberale Partei durch diesen neuen Inhalt gesprengt: erst brach der rechte, dann der linke Flügel von ihr ab, nur eine Kumpfpartei blieb übrig. Für seine Machtpolitik konnte diese Zertrümmerung der ehemals stärksten parlamentarischen Macht ein Gewinn sein, aber sie verkleinerte doch zugleich den Anhang, auf den er rechnen konnte, und verdüsterte die parlamentarische Zukunft. Das Bürgertum in seiner Mehrheit blickte gekränkt, verwirrt, verblüfft auf die große Wandlung, auf die politische Reaktion, auf den Abbruch des Kirchenkampfes, auf die neuen, unerhörten Pläne in Wirtschaft und Gesellschaft; der Sezession aus dem nationalliberalen Lager und dem Fort-

Schritt, der radikaleren Gruppe Eugen Richters, strömten die Tausende der Erschreckten und Beleidigten zu, die Neuwahlen vom Oktober 1881 ergaben eine feindselige Mehrheit. Dem sechsundsechzigjährigen Bismarck erwuchs ein neuer Kampf: aber er war im Zuge, selber von seinen neuen Aufgaben erfüllt, befriedigter als im verflossenen Jahrzehnt, wohl leidenschaftlich erregt, aber einer großen Sache sicher: alle seine Muskeln spannten sich auf neuen Sieg.

Der inneren Wendung lief eine äußere zur Seite. Auch die auswärtige Politik ist seit 1876 schrittweise, 1878—1879 endgültig in andere Bahnen gelenkt worden und hat sich bis etwa 1881 in diesen befestigt.

Von Deutschland her gesehen mag man, für die deutsche Politik, die Welt in drei konzentrische Kreise gliedern: den inner-europäischen, den äußereuropäischen, der die Randländer des Mittelmeeres, insbesondere den näheren Orient, mit einschließt, und den universalen, den zu Bismarcks Zeiten der englisch-russische Weltgegensatz mit jenem zweiten verknüpfte. In den siebziger Jahren bewegte sich die deutsche Politik bis etwa 1875 innerhalb des engsten, von da ab bis 1881 innerhalb des mittleren Kreises; den weitesten ergriff sie im ersten Jahrzehnt der achtziger.

Bismarck hatte Rußland und Österreich miteinander versöhnt. Das Dreikaiserbündnis war Deutschlands Deckung. Sein eigenes Ziel war, Europa an die ungeheure Neuerung, an den Eintritt eines starken Deutschlands in seiner Mitte, zu gewöhnen, dessen Friedfertigkeit zu erweisen und so auch die auswärtige Lage seines Reiches zu konsolidieren. Erobern wollte er nicht, er wollte nur noch sichern. Seine Sorge war, daß die alten Gewalten sich, wie einst 1756, gegen die neue vereinigen könnten; bis 1879 hat er gefürchtet, daß sie es unter katholischem Banner tun würden, sein Kirchenkampf war auch gegen diese Möglichkeit

gerichtet. Sie betraf außer Frankreich Österreich; das Bindemittel mochten die Polen, den Antrieb in Wien der habsburgische Ehrgeiz und daneben die Besorgnis Habsburgs vor der Anziehungskraft des neuen Reiches auf die Deutschösterreicher bilden. Aber nicht geringer war die russische Gefahr; in Gortschakoff verkörperte sich die natürliche Eifersucht des Zarenstaates gegen das unter russischer Deckung emporgestiegene Reich der europäischen Mitte; schon in den ersten Jahren nach 1872 regte sich mancherlei Mißverständnis zwischen den beiden Kanzlern, ebenso wie zwischen Petersburg und Wien, und auch Rußland stand in der Versuchung, sich nach Paris hinüberzuwenden. Noch überstrahlte der Glanz der jungen Erfolge alle diese Schatten: Bismarcks sorgender und umschauender Blick übersah sie nie. Es ist sein oberster Zielpunkt und sein Werk gewesen, daß er dem neuen Reiche den Frieden, dessen es bedurfte, erhielt und seinen festen Platz in der Staatengesellschaft gewann, aber leicht hat er das nicht erreicht; die Zeitgenossen hatten den Eindruck einer deutschen Hegemonie: davon kann man nur mit starker Beschränkung sprechen. Deutschlands Einfluß war groß und der seines dämonischen Veters noch größer, die Spitze der europäischen Staatenwelt blieb er diese zwanzig Jahre hindurch; aber seine Arbeit war mühselig und immer defensiv, nur eine kurze Zeit hindurch hat er darüber hinausgreifen können. Geleistet aber hat er auch da stets das jeweils höchste Mögliche.

Die Gefahren, die er kannte, enthüllte der Sommer 1875. Frankreich war dabei, seine Rüstung zu verstärken, in Deutschland wünschten manche Gruppen, einen für unausweichlich gehaltenen Krieg von Deutschland her anzusetzen, also den Vorbeugungskrieg zu günstiger Stunde. Es scheint über allem Zweifel zu stehen, daß Bismarck ihn nicht gewollt hat; aber es kam zu mancherlei Druck auf die Franzosen, eine Einschüchterung wird versucht worden sein, und sie wandten sich, vielleicht selber mit bewußter Übertreibung ihrer Sorge, um Hilfe nach Petersburg und London. Weder Rußland noch das längst mißtrauisch

auf Deutschlands neue Größe blickende Inselreich wollten eine Verdrückung, ja auch nur eine Beugung Frankreichs zulassen. England mahnte in Berlin; Gortschakoff ergriff die Gelegenheit eines Zarenbesuches, um von der deutschen Hauptstadt aus die Nachricht in die Lande gehen zu lassen, der Friede sei nunmehr gesichert. Das war ein Stoß gegen seinen deutschen Nebenbuhler und, soweit wir irgend urteilen können, ein sachlich unnötiger; es war die unfreundliche Behauptung eines diplomatischen Sieges. Von da an war das deutsch-russische Verhältnis innerlich zerstört; der Ring eines Weltbundes gegen Deutschland hatte aus dem Dunkel einen Augenblick lang aufgeleuchtet, nur Österreich-Ungarn hatte sich jedem Eingriffe versagt. Der Mittelpunkt Europas war bis dahin und in dieser Krise für Deutschland die elsass-lothringische Frage.

Daselbe Jahr noch erweiterte die Kreise: die Balkanfrage wurde entscheidend, und von ihr aus verschob sich die europäische Lage und zerbrach der Dreikaiserbund vollends. Die Balkanvölker rüsteten sich zu neuem Sturme auf die wankende türkische Herrschaft; das „orientalische“ Problem rief die beiden Nebenbuhler des über jenen Völkern wirkenden Rußlands auf, den maritimen Schützer der Türkei, England, den kontinentalen Mitbewerber Rußlands im slawischen Völkerkreise, Österreich-Ungarn, das seit dem Rückgange des älteren, türkischen Feindes im Lebensgegensatze gegen den neu aufsteigenden, russischen stand. England wollte Konstantinopel und den Eingang in das Mittelmeer und damit sein Asien decken, Österreich seine eigene Existenz und mindestens seinen Einfluß in der Westhälfte der Balkanhalbinsel. Die Mächte mühten sich, unter der Führung Andrassys, den Brand am Balkan durch Reformen zu ersticken; Rußland wurde durch die panslawistische Leidenschaft und durch den Ehrgeiz seines alten Eroberungstriebes vorgestoßen, der Krieg rückte unaufhaltsam heran.

Deutschland war an den Balkanländern und an der Türkei noch ganz unbeteiligt. Für Deutschland lag die Gefahr in dem

kommenden Zusammenstoße seiner beiden östlichen Verbündeten: der drohte nicht nur das Dreikaiserbündnis zu zerstören, sondern Deutschland zur Wahl zwischen Österreich und Rußland, zu einer einseitigen politischen und vielleicht militärischen Entscheidung zu zwingen. Im Herbst 1876 kam von Livadia her die Schicksalsfrage Gortschaoffs: wird das Reich bei einem russisch-österreichischen Kriege neutral bleiben? Bismarck suchte der Antwort auszuweichen, zuletzt mußte er sie doch erteilen: er wünsche den Frieden und werde bei Krieg neutral bleiben, aber die volle Niederlage des einen oder des anderen Nachbarn werde er nicht dulden können. Das war, in freundlicher Form, die Erklärung für Österreich, und „das Gewitter verzog sich von Galizien zum Balkan“. Rußland verständigte sich mit Österreich und gewann von ihm, gegen die Aussicht auf den Erwerb Bosniens und auf die Mitwirkung Österreichs beim Friedensschlusse, die Zusage der österreichischen Neutralität: so brach es (im Frühjahr 1877) gegen den Sultan los.

Bismarck wußte genau, wonach man ihn gefragt hatte. Es war die Aufteilung Österreichs. Und es ist gar kein Zweifel: er hat sie niemals für eine Frage der praktischen Politik und ganz gewiß niemals für wünschenswert gehalten. Er wollte kein zwischen Frankreich und Rußland einzeln dastehendes, das heißt von Rußland abhängiges Deutschland, er stellte sich mit seiner vollen Wucht vor die Donaumonarchie; sie an Deutschland wieder heranzuziehen war ja seit 1866 sein Entschluß. Er wünschte, Rußland darüber nicht zu verlieren: auch das ist unzweifelhaft, das Gegenteil wäre Selbstmord gewesen. Krieg mit Rußland hat er nie gewollt, nicht nur um der Überlieferung seiner eigenen Politik willen von 1848 und 1854 an, sondern weil Rußland ein natürlicher Faktor seiner Welt, und, wie er glaubte, kein geborener Gegner Deutschlands war. Er sah die natürliche Eifersucht des Großstaates gegen den neuen Großstaat; er sah diese sachlichen, elementaren Antriebe wohl manchmal durch das Glas von Gortschaoffs kleiner persönlicher Rivalität hindurch, und

er zahlte seinem Feinde von 1875 in Stimmung und That die damalige Beleidigung gern heim — aber er handelte nicht von diesem persönlichen Standpunkte aus, und urtheilte auch über Rußland und die Grundlagen seiner Unfreundlichkeit sachlich. Aber da sah er freilich den russischen Machttrieb, den gefährlichen Völkerhunger, das panslawistische Fieber am Werke; er verkannte niemals die Gefahr, daß Rußland dadurch zum Angriff getrieben werden könnte, auch gegen das Reich. Er erkannte ein inneres politisches Recht, eine politische Nothwendigkeit solchen Krieges nicht an und richtete lebenslang seine Arbeit darauf, ihn zu verhindern. Ob das, bei so elementarem Drange des anderen, möglich sein würde, war die Frage; unfraglich, daß Bismarck es gewünscht und bei seinen Zeiten es erreicht hat. Die Stützen, die er dabei gegen Rußland verwerten konnte, brauchte er nicht erst zu schaffen, weder die Notwehr Österreichs — es stand unter Julius Andrássy vorsichtig, aber verhältnismäßig entschlossen da, und nur die gefährlichste Vereinzelnung hätte vermocht, es auf Rußlands Seite zu führen; noch auch die Gegenwehr Englands, das unter Disraelis ehrgeizig-großmächtlicher Leitung zum Eingriffe völlig bereit war. Die Weltlage bildete sich selbst; es ist eine politisch und psychologisch gleich falsche Konstruktion, sie der dämonischen Kunst des deutschen Kanzlers, einer planmäßigen Hetz- und Verwirrungsarbeit des Zauberers von Warzin zuzuschreiben. Ganz gewiß war seine Diplomatie dieses Mal in ihren Wendungen und Berechnungen so wenig einfach wie stets und hielt sie auch jetzt vielerlei Eisen im europäischen Feuer. Wollte Rußland durchaus nicht Ruhe halten, so konnte es in Deutschlands Vorteil liegen, seine Unruhe vom Westen auf den Süden hin abzulenken und ihr den türkischen Krieg als Entladung und Abkühlung sogar zu wünschen. Und ging Rußland in diese Abenteuer hinein, so war es selbstverständlich, daß Bismarck nicht unbetheiligt bleiben konnte; er mußte mitspielen, nicht um seine Eitelkeit zu befriedigen, wie eine lächerliche Mißdeutung kleiner Beurtheiler gelegentlich gemeint

hat, auch nicht, um einen großen Brand anzublasen, der, wie Disraeli argwöhnte, ihm vielleicht die Gelegenheit freimachen sollte, Frankreich ins Haus zu fallen. Er mußte die Dinge mit in der Hand behalten, aus dem Triebe der Großmacht, wenn man will, die sich gar nicht aus solchen Wirren heraushalten kann, ohne auf den Charakter der Großmacht zu verzichten; ins Praktische übersezt hieß das aber einfach: er mußte sein Land gegen die möglichen Gefahren eines Weltkriegs decken. Er hat, so wird die Grundlage sein, diese Weltkrise nicht gewünscht und keineswegs angelegt — das tat Rußland; er hat einen Krieg an sich nicht gewollt — mußte er kommen, so sollte er wenigstens Deutschland in Frieden lassen. Das war sein Ziel: Deckung und nur Deckung Deutschlands und des Weltfriedens, dessen Deutschlands Entwicklung und Deutschlands Weltstellung bedurfte. Gegen Rußland hat er nicht handeln wollen: am liebsten im bleibenden Einvernehmen mit Rußland. Da aber Rußland den Frieden und auch ihn bedrohte, so hat er sich natürlich auch gegen Rußland zu wahren gehabt. Es ist gewiß richtig, er hielt dem alten Verbündeten eine freundliche Neutralität — natürlich nur bis zu der Grenze, die Deutschlands Lebensinteressen steckten; er trieb deutsche Politik, nicht antirussische, aber noch weniger russische; und wollte Rußland sich in seinem wirren Drange durchaus die Finger verbrennen, so wird Bismarck darin kein Unglück gesehen haben; die Brandwunden mochten es zur Besinnung bringen — nur daß die Funken nicht auf sein Haus hinübersprühten! Den Krieg hat er eingedämmt; ein russisches Übergewicht wollte er nicht; Rußland zu schaden, war — trotz Gortschakoffs! — nicht sein Ausgangs- und nicht sein Zielpunkt. Er wahrte Deutschlands Unabhängigkeit: am liebsten in Freundschaft mit Rußland, deren Verlust war ein Verlust für ihn; aber wenn Rußland es erzwang, so warf er sich auf die Seite Österreichs, und Österreich aufrecht zu erhalten, erschien ihm als eigenes Lebensgebot.

Das war, im größten, eine einfache, nach Bismarcks Art im

Grunde selbstverständliche Politik. Ihr Verfahren, ihre Mittel im einzelnen festzustellen, fehlt es uns noch am Stoff, und soweit wir es können, ist es ein Spiel nach allen Seiten, diplomatisch verwickelt: auch das ist selbstverständlich, und defensiv war es auch dieses Mal.

Der Krieg hat die Russen erst nach vielen Fehlern und vielen Rückschlägen zu Anfang 1878 vor Konstantinopel geführt. Der Vorfriede von S. Stefano (3. März) verdrängte die Türkei fast aus Europa und setzte ihr ein weit nach Westen und Süden ausgreifendes Bulgarien, als russischen Vasallenstaat gedacht, in den Rücken. Österreich fand die Vorbesprechungen von 1876—1877 unerfüllt, sich selber von Rußlands Zukunftsstellung umklammert, England die Türkei beinahe vernichtet; den erschöpften Russen erhob sich die Gefahr eines Doppelkrieges, einer Umfassung ihres weit vorgeschobenen Heeres, sie riefen Bismarck um Vermittlung an. Sein russischer Freund Peter Schuwaloff brachte ihm die Bitte, die Leitung des Kongresses in Berlin selber zu führen. Er wußte, was dem Vermittler droht; er konnte das Spiel aber nicht aus der Hand geben, wenn er den Frieden wahren und in Deutschlands Sinne beeinflussen wollte; er schlug ein und hatte Inhalt und Form des Programmes nach seiner Art sofort fertig. Er hatte sich im voraus bereit erklärt, als ehrlicher Makler das Geschäft zustande zu bringen. Man wird doch sagen müssen, daß er so und nur so gehandelt hat. England und Rußland bereiteten ihre Verständigung vor, auf dieser Grundlage tagte unter Bismarck vom 13. Juni bis 13. Juli 1878 der Berliner Kongreß. Er eröffnete ihn, so wurde beobachtet, nicht ohne Nervosität; er leitete ihn „militärisch“ straff, Breiten abschneidend, Ausbrüchen vorbeugend. Er hatte ihn erst möglich gemacht, er setzte seine volle Kraft, die Wucht, den Eifer, die bestrickende Kunst seiner Liebenswürdigkeit ein, um die noch starken Gegensätze auszugleichen, Englands Stimmung und Forderungen zu mildern; an Disraelis Krankenbett setzte er das Entscheidende durch. Er führte Europa; auch äußerlich ragte

die Riesengestalt des Reichskanzlers, hoch und breit, über die internationale Welt dieser Wochen mächtig hinweg. Bulgarien wurde eingeschränkt, Rußland in Armenien zum Teil entschädigt, Österreich gewann den Auftrag, Bosnien und die Herzegowina in seine Hände zu nehmen. Bismarck hat sich stets gerühmt, sich in Berlin um Rußland wohlverdient gemacht zu haben, und hat den Umschlag in der Dankesstimmung Alexanders II. auf persönliche Ränke und persönliche Fehler zurückgeführt. Seine Politik blieb unverändert: daß Rußland hatte weichen müssen, kann ihm nicht unerwünscht gewesen sein; was er in Rußlands Bedrängnis für Rußland gütlich gewinnen konnte, hat er doch offenbar geleistet, und anderes durfte von dem Leiter deutscher Politik kein Gerechter verlangen. Aber es ist begreiflich, daß Rußland nicht gerecht war. Es hatte sich vor Europa zurückziehen müssen; es hätte dabei ein russisches, nicht ein deutsches Deutschland an seiner Seite zu haben gewünscht, es glaubte um den Lohn für 1866 und 1870 betrogen worden zu sein. Die Leidenschaften, die es zuvor entflammten, kehrten sich gegen den angeblich abtrünnigen und undankbaren Freund: der Vermittler heimste den Haß ein. Der Friede war gelungen; man hat später gezweifelt, ob es für Deutschland nicht besser gewesen wäre, es hätte dem Weltkriege, der Abrechnung zwischen England und Rußland, freien Lauf gelassen; in Bismarcks Sinne liegt dieses Urteil nicht. Er wollte den Frieden für sein junges Reich, und der Weltkrieg, der Krieg der zwei Ostmächte, hätte auch Deutschland nah, vielleicht verhängnisvoll mit betroffen. Aber den Preis mußte er nun zahlen. Rußland zürnte; die Nachverhandlungen brachten neue Unfreundlichkeiten; ein Brief des Zaren an seinen kaiserlichen Oheim im August 1879 klagte bitter und schritt bis zur Drohung fort. Bismarck erhielt ihn in Gastein; dort besuchte ihn Graf Julius Andrássy, und Bismarck vollzog zwischen den beiden Kaisermächten die Wahl, gegen die er sich so lange gesträubt hatte. Er wollte nicht allein stehen; er erfuhr von russischer Werbung um Frankreich, die Frankreich freilich

noch nicht anzunehmen wagte. Der Abdruck der Bündnisse legte sich wieder auf seine Brust. Wenn er Österreich nicht stützte und festhielt, so konnte auch Österreich zu Rußland übergehen, und dann war Frankreichs Entschluß gewiß und die Koalition von 1756 war fertig. Wohin sonst auch Österreich ausweichen mochte, für Deutschland ging es verloren. Schon hatte Andrassy auf sein Amt verzichtet, eine konservativ-slavisch-klerikale Regierung stieg auf; war das der Beginn des Überganges zu Frankreich? Aber Andrassy ergriff freudig und rückhaltlos Bismarcks Hand. Er blieb im Amte, bis er den deutschen Vertrag abgeschlossen hätte, auch sein Kaiser wünschte sich nichts Besseres als diesen Abschluß. Zu Gastein wurde der Grund gelegt. Dann aber erhob sich ein Widerstand, der Bismarck lange Wochen hindurch den Weg bitter erschwerte: Kaiser Wilhelm wollte kein Bündnis gegen seinen russischen Freund. Er hielt den Zwist für ein Mißverständnis, für einen Streit der beiden feindlichen Kanzler, er verhandelte auf eigene Hand mit dem Zaren, er besuchte ihn, er ließ sich völlig durch ihn beruhigen. Bismarck sah die Gefahr größer und dauernder, von Rußland her sowohl wie in Österreich; er hielt die Stunde für entscheidungsvoll und setzte die ganze Wucht seines Willens daran, sie rechtzeitig zu nutzen. Nur die tiefste Überzeugung von ihrer Notwendigkeit kann ihn zu dieser Beschränkung auf den einen der beiden alten Bundesgenossen getrieben haben. Er errang mit Mühe die Erlaubnis zur Weiterverhandlung in Wien, aber sein Kaiser forderte einen Vertrag von allgemeiner Tragweite, nicht gegen Rußland allein und ausdrücklich; einen bloßen Defensivvertrag ferner, und die Mitteilung an Rußland. Sein Minister hat diese Forderungen in Wien bei Franz Joseph und Andrassy vertreten. Ob er es wirklich nur widerwillig und gegen seine eigene Überzeugung getan hat, ob er gern doch auch seinerseits dieses unbedingte Bündnis erreicht hätte; was sein anderer Wunsch, das Bündnis durch die Parlamente bestätigen und in das innerste Leben der beiden Reiche gesetzlich und dauernd aufnehmen zu

lassen, in sich enthielt: über alle diese Fragen ist heute noch nicht das letzte Wort zu sprechen. Ob Bismarck, wie es dann wieder heißt, seine ganze dämonische Wucht in den Dienst jener weitergehenden Forderungen gestellt hat, in beinah drohendem Ernste, und nur vor dem unbedingten Nein des Ungarn zurückgewichen ist, das läßt sich ebenfalls noch nicht und vielleicht niemals ausmachen. Jedenfalls: Franz Joseph und Andrássy blieben fest, sie begrenzten den Vertrag auf Rußland, rein defensiv wollten auch sie ihn. Ein russischer Angriff auf Oesterreich sollte Deutschland, auf Deutschland Oesterreich zur Waffenhilfe verpflichten; wohlwollende Neutralität sicherte man sich überdies für den Fall eines Angriffes von dritter Seite, Hilfe dann zu, wenn ein solcher Rußland mit auf den Plan rief. So blieb man (24. September) auf der ursprünglichen Grundlage von Gastein. Kaiser Wilhelm hielt seinen Einspruch auch jetzt fest; nur mit Aufgebot aller Hilfskräfte, des Kronprinzen, Moltkes, Hohenlohes, des gesamten Staatsministeriums, mit ernster Abschiedsforderung hat der Kanzler diesen letzten großen Widerstreit mit seinem Herrn überwunden. Eine nachträgliche Mitteilung des Geschehenen an den Zaren wurde dem Kaiser zugestanden: so wurde im Oktober die Ratifikation, im November jene Anzeige an Alexander vollzogen.

Bismarck durfte aufatmen. Er besaß jetzt eine feste Anlehnung und hatte jeder großen Koalition im voraus das Herzstück ausgebrochen. Er hatte erreicht, was er seit Königgrätz wünschte, die Wiederherstellung des Länderschwergewichts vom Deutschen Bunde, vom alten deutschen Reiche; die notwendige Loslösung, die man 1848 begonnen, die er selber seit 1862 durchgeführt hatte, war jetzt, wenigstens für die auswärtige Politik, ausgeglichen und ausgeheilt. Innerhalb Deutschlands war dieses Bündnis populär, Staaten und Dynastien, in Baiern etwa und Sachsen, stimmten ihm freudig zu; es war eine Art Strebpfeiler, der die durch so viele Einzelfenster durchbrochene Wand des Reiches von außen her stützte. Das Bündnis war Bismarck

somit nebenher auch innerpolitisch von Wert. Für Österreich galt das gleiche; es konnte sich nun der Sorge vor dem neuen Reiche ent schlagen und brauchte in seiner Nationalitätenpolitik auf dessen mögliche Gegnerschaft keine Rücksicht mehr zu nehmen, es brauchte seine Deutschen nicht mehr zu hegen und zu schonen. So haben die Deutschösterreicher die Kosten für diesen Bund mit Deutschland innerlich tragen müssen: die Wiener Regierung wurde, unter der neuen Deckung, erst völlig slavisch und klerikal. Dennoch wurde das Bündnis auch diesen Deutschen zu einem Stammesbesitze, den sie hochhielten; die deutsche Kultur ist, von beiden Seiten der schwarzgelben Grenzpfähle her, unter seinem Schutze immer vollkommener ineinengewachsen. Bismarck seinstheils konnte jetzt in Österreich eine klerikale Regierung sehen, ohne Sorge für sein Reich: er war vor ihrem Abfalle zu Frankreich gesichert; und irgend ein Zusammenhang hat zwischen dem neuen Bündnis, zwischen dieser Veränderung der europäischen Lage, und dem Abbruch von Bismarcks Kirchenkriege doch wohl auch bestanden.

Hauptsächlich aber war es ihm eine Maßregel reiner auswärtiger Politik, das Ende langer Ungewißheit, und zwar eine Maßregel von unbedingt friedlicher Absicht. Und in Europa war es die Grundlage der deutschen Stellung für eine lange Zukunft: auch für den Rest Seines Lebens. Wenige Jahre, und aus dem Zweibunde wurde der Dreibund; die Anlehnung Englands an diesen Friedensbund gegen Rußland lag in den Dingen. Freilich, auch der Zweibund der Gegner war für die Zukunft sofort mitbegründet.

Der Verzicht auf Rußland war für Bismarck ein Opfer: er konnte seinem Kaiser wahrheitsgemäß sagen, daß er es nur auf Zeit zu bringen wünsche. Er wolle den Krieg mit Rußland eben durch dieses Bündnis vermeiden: sobald dieser Druck Rußlands Angriffslust gebrochen habe, könne man sich wieder mit ihm vertragen, und nur so. Das war seine wirkliche Meinung, und er hat sie vollstreckt. Auch an Österreich wollte er

sich nicht ausliefern; daß dort Gegenkräfte wirksam blieben, die später irgendeinmal wieder hervorbrechen könnten, hat er mit Ernst betont; sein Reich sollte immer nur auf seinen eigenen Füßen stehen. Wenn Andrassy froh war, den großen Partner von Rußland weggerissen zu haben, so traf er damit Bismarcks Absicht nicht. Der Reichskanzler war willens, auch auf dem nun gesicherten Boden eine autonome Politik zu treiben. Zunächst mußte man durch eine Krise russischen Grolles hindurch; dann lebte sich das Bündnis ruhig ein, und auch Rußland kam wieder zur Ruhe und suchte wieder Anschluß. 1881 etwa ging diese Epoche der Neuorientierung neben und gegen Rußland zu Ende und begann eine Zeit erweiterten staatsmännischen Schaffens. Es war im Inneren und Äußeren dasselbe Bild: nach den Mühen eines tiefgreifenden Überganges, auf den Höhen der achtziger Jahre eine große einheitliche Entfaltung.

Zehnter Abschnitt

Die achtziger Jahre (1881 – 1888)

Im November 1881 trat Bismarck vor einen Reichstag, dessen Mehrheit gegen ihn gewählt war; die Mittelparteien zusammengeschmolzen, an der Spitze von mehr als hundert Abgeordneten die Verkörperung aller Gegnerschaft, Eugen Richter, der kenntnisreiche, charaktervolle, aufrichtige und beschränkte Führer der radikalen Linken, der Träger des alten mißtrauischen Oppositionsgeistes des kleineren Bürgertums gegen die Macht der Regierung und des Staates, der rechte Mann des Verfassungskonfliktes, beredt, grimmig und grob, für den Kanzler auch persönlich eine Aufreizung zum Zorne, jetzt getragen von allem Widerstande des Handels und der Gefinnungen gegen die Wirtschaftspolitik, von allem Argwohn aller Liberalen gegen den Staatssozialismus sowohl in ihr wie in der Sozialreform. Im Machtgegensatze zu Bismarck stand auch das Zentrum; er selber kam in heller Kampfesstimmung. Kaiser Wilhelm träumte nicht ohne Beklemmung von Zusammenstößen wie einst vor zwanzig Jahren; aber das Ministerium blieb fest im Sattel. Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 warf der Mehrheit das Programm der sozialen Reformen in großartiger Fassung entgegen; der Beamtenersaß vom 4. Januar 1882 verkündete mit Schärfe die Pflicht der politischen Beamten, die Regierung zu unterstützen, und Bismarck bekräftigte ihn in einer leidenschaftlichen Rede. Er stürzte sich in diesen Zeiten feuriger und zorniger als seit langem in das parlamentarische Handgemenge, es kam zu Auftritten von shakespeareischer Ur-

Impetuosität und Hitze, sachlicher Widerspruch und persönliche Feindseligkeit, der Kampf um neue gewaltige Ziele und die Selbstdurchsetzung des grimmigen Genius fielen zusammen, und die Erschütterung ging in starken Wellen durch die Hauptstadt, die Universitäten, das Land. Mit verhaltenem Atem sahen die Zwanzigjährigen zu, wie dieser eine Gewaltige, der das Reich errichtet hatte und darstellte, im Streite gegen die Überzahl aller schöpferischen und aller kriegerischen Kräfte seines Wesens blitzend entlud, mit einem Zuge von Verachtung und doch voll Klage, siegesicher und bitter zugleich, überströmend von Gedanken und von Mahnungen, gefesselt und unbezwinglich. Er sprach zu diesem Reichstage wie Oliver Cromwell zu seinen Parlamenten, in Monologen, in denen elementarer denn je die Erregung aus den Tiefen seines Herzens wirbelnd aufschäumte, und in denen die neuen Ideen breit und mächtig dahinsluteten, der Zukunft entgegen, über die Gegenwehr der Überlieferung hinweg. Der Inhalt dieser Jahre ist gewesen, daß diese Ideen und die Gewalt ihres Trägers vordrangen: aber gegen wieviel Hemmnisse! Das was ihn praktisch am nächsten berührte, eine dauernde Gewähr für die finanzielle Sicherung des Reiches, eine dauernde Deckung für dessen immer steigende äußere und innere Aufgaben und Ausgaben, eine Ausschaltung der Frankenstein'schen Klausel: das gelang ihm nicht. Er sammelte da alle Kräfte in seinem Vorschlage des Tabaksmonopols, aber die betroffenen Erwerbskreise und die Gegner einer gefürchteten Staatsallgewalt brachten es 1882 — sicherlich zum Unsegen des Reiches — zu Falle: Bismarck hat das nie verwunden und für die Zukunft nie auf diesen Quell verzichtet. Er stieß hier auf bestimmte Widerstände, die sich nicht brechen ließen; der Hauptkampf ging dann innerlich um die sozialen Probleme; der Anblick blieb bis 1887 der gleiche: Gefechte, Vorwürfe, feindliche Mehrheiten; in den Dingen selber steigende Erfolge. Der Kanzler klagte über den Bund aller Gegner von Regierung und Einheit: Freisinn und

Sozialdemokratie, Zentrum, Elsäßer, Polen rechnete er dann zusammen. In der Zollpolitik gewann er dennoch starke Mehrheiten, freilich wuchs auch der Kornzoll im zweiten Reichstage des Jahrzehntes auf das Drei-, im dritten auf das Fünffache des neunundsiebzigigen Betrags; auch in der Sozialpolitik drang er durch. Für jede Gruppe von Aufgaben mußte er seine Gefolgschaft anders zusammensetzen: für das Sozialistengesetz, für die Heereskosten, für den Abbruch des Kulturkampfes, für den fortdauernden Machtkampf mit dem Zentrum. Er rang immer mit Windthorst um die Führung; er konnte das Zentrum nicht zerschlagen noch unterwerfen, befahlerte es stetig und zog es stetig heran. Das Ergebnis war zuletzt doch, daß er seine Politik in allen Hauptfachen durchsetzte. Die Vorbereitung zur Reichstagswahl von 1884 einigte alle Linksliberalen im Deutschfreisinn unter Richter, aber sie gab auch der nationalliberalen Mittelpartei unter Miquel ein neues, positives, sozialpolitisch bestimmtes Programm, das den Sieg der Bismarckschen Idee in ihr bedeutete; die Wahlen selbst erhöhten die Ziffern der Rechten, verringerten die der Linken, sie veränderten das Gesamtaussehen der Gruppen und Mehrheiten nicht eigentlich, aber die Flut, die sein Schiff trug, begann augenscheinlich wieder zu steigen. Er empfing den neuen Reichstag kampflustig wie zuvor; er stritt weiter, er verwertete jede Unfreundlichkeit der Opposition, die ihn persönlich treffen wollte, mit Zorn und Geschick zu deren Bloßstellung vor dem Lande; er warf Kolonial- und Ostmarkenpolitik in die Bewegung hinein, seinen siebenzigsten Geburtstag feierte die Nation in dem Bewußtsein, daß sie den Helden der Zeit an ihrer Spitze hatte, und seine Woge schwellte weiter an. Den letzten Sieg verließ ihm die auswärtige Lage. Sie drohte 1886 die Vereinigung von Frankreich und Rußland gegen Deutschland an; Bismarck brachte im November ein neues Wehrgesetz ein, eine erhöhte Heeresziffer, wie 1874 und 1880 auf sieben Jahre. Zentrum und Freisinn widerstanden und suchten doch einen Konflikt zu vermeiden, im Januar 1887

bewilligte die Mehrheit zuletzt die neuen Ziffern, nicht auf sieben, aber auf drei Jahre. Trotzdem löste Bismarck den Reichstag auf, und in den Neuwahlen vom Februar schlug das konservativ-nationalliberale Kartell die Gegner schwer auf das Haupt. In dem heißen Wahlkampfe wich die Geringsfügigkeit jenes Abstandes in der Bewilligungsdauer vollständig hinter das Bewußtsein der wahren Gegensätze zurück: hinter die Frage der nationalen Einmütigkeit gegen das feindliche Ausland, der Militärgesinnung, hinter die Frage der Macht zwischen Regierung und Opposition, hinter den breiten Gegensatz, der die Gesamtheit des neuen Bismarckschen Systems, mit allen nationalen und sozialen Gedanken die es umschloß, von jener Opposition trennte. Den Sieg trug dieses System davon, und Bismarck gewann, wie einst Cromwell, als letzten seiner Reichstage den ersten ihm ganz geneigten seiner Spätzeit. Es war der Sieg seiner Gesamtpolitik seit einem Jahrzehnte, und seiner Persönlichkeit, und damit die Krönung dieses Jahrzehnts. Er hatte dabei Windthorst's Opposition durch den Papst zu lähmen gesucht, vergeblich; aber er hatte den Augenblick, nach seiner Art, rasch und kühn ergriffen, mit erstaunlicher taktischer Überlegenheit, die in der Überlegenheit seiner Gesamtstellung wurzelte. Er vermochte es, mit dem allgemeinen Stimmrecht, mit der öffentlichen Meinung der Nation zu arbeiten. Nun kehrte Bennigsen mit hundert Parteigenossen in den Reichstag zurück, neben ihm hundertzwanzig Konservative. Nun wurde, im März, die Wehrevorlage angenommen und im Februar 1888 durch das neue Landwehr- und Landsturmgesetz ergänzt; nun wurde die Gesetzgebung der achtziger Jahre in Schutzoll-, Steuer-, Sozialpolitik vollendet. Es war ein Sieg, der nur auf Bismarck's Namen ruhte und der zugleich bestimmt sein mochte, ihm persönlich für den Fall eines Thronwechsels eine gesicherte parlamentarische Machtgrundlage zu bieten; es war ein Sieg durch Zusammenspannung zweier Parteien, die vielleicht nicht auf immer zusammenzuhalten waren. Aber es war

doch so: Bismarck hatte in diesem Siege Deutschland sichtbar zum zweiten Male erobert. Er war die Folge und der Erweis gewaltiger, innerlicher und äußerlicher Leistungen des alten Riesen von 1878 ab: das Symbol für die tiefe Durchdringung Deutschlands mit den neuen Bestrebungen seiner Spätzeit. Und dieses sachlich Neue soll, in seinen Ergebnissen und in seiner Bedeutung, nach dem raschen Überblick über die Kämpfe, in denen er es durchgesetzt hatte, hier noch einmal systematisch zusammengefaßt werden.

Was der Schutzzoll da bedeutet, ist oben schon gesagt worden: die Verklammerung des Reiches durch neue Einnahmen und neue Außenwälle, durch Stärkung der deutschen Industrie und Landwirtschaft und ihres inneren Marktes; er bedeutet eine Kreuzung und teilweise Überwindung der alten Parteigegensätze durch neue Spaltungen, die jene durchquerten: Gegensätze zwischen Nord und Süd, zwischen Protestantisch und Katholisch wurden durch diese wirtschaftspolitischen, gesamtdeutschen Gegensätze überschritten und gelegentlich geschlossen. Die wirtschaftliche Wirkung des Schutzzolles für Deutschland ist umstritten; mir scheint unzweifelhaft, daß sie groß und positiv gewesen ist, für die Industrie wie für die Erhaltung einer starken deutschen Landwirtschaft; von seiner späteren Weiterführung ist hier nicht zu reden. Das eine ist außer Zweifel: die Herrschaft dieser wirtschaftlichen Fragen, die Durchtränkung und Neugruppierung der Parteien durch wirtschaftlichen Inhalt, die Erfüllung des Staates mit wirtschaftlichen Aufgaben führte eine neue Epoche des inneren Staatslebens herauf; die Macht des Staates wuchs, und sein realer Inhalt. Die preußische Eisenbahnverstaatlichung durch Bismarck und Maybach wies in dieselbe Richtung. Der Geist der Wirklichkeit, der in Bismarck von jeher der neue und eigene Geist war und dessen Fortschritte in seinem Zeitalter den Fortschritten von Bismarcks Erfolgen gleichliefen und nach-

folgten, dieser Geist seiner Generation, den er längst verkörperte und ausstrahlte, mit dem er die Reichsgründung durchdrungen hatte: er kam erst seit 1878 zu seiner vollen Macht. Und sein Verkünder war der Kanzler, der für ihn warb und der ihn dem alten Geiste der formalen Staats- und Verfassungsgründung, dem Geiste der alten Parteien, mit starker grundsätzlicher Betonung entgegenwarf. Eine notwendige Entwicklung, diese „Konkretisierung“ des deutschen politischen Lebens, kam dadurch auf ihre Höhe. Bismarck aber knüpfte damit an die alte preußische Monarchie an, die ebenso, in umfassender Wirtschaftspolitik, in umfassender Betätigung staatlicher Macht und staatlichen Pflichtbewußtseins, die Wirklichkeit des Lebens unmittelbar zu gestalten und ganz zu umfassen gewohnt gewesen war. Er tat das gleiche in seiner Sozialpolitik.

Wir sahen ihn mit dem Kampf gegen die Sozialdemokratie beginnen und diesem die Reform anschließen. Wir sahen, der Kampf war ihm selbstverständlich. Er hat zuerst Ruhe schaffen wollen und wohl schaffen müssen: er deckte durch das erste Sozialistengesetz von 1878 die aufgestörte Gesellschaft und wies die wild anstürmenden Gegner zurück, er zeigte ihnen, daß der Staat im Deutschen Reiche Herr sei und Herr zu bleiben gedanke. Insofern war ihm das Zwangsgesetz Selbstzweck. Es hat ihm zudem in seinem Parteikampf gedient, es half ihm, die Liberalen zurückzudrängen, die Ängstlichen an sich zu fesseln; und es fettete auch die Unternehmer an ihn und machte sie ihm willfährig — auch für die Reformen, die er ihnen auferlegte. Auch diesen Reformen hat es somit gedient. Aber vornehmlich floß es aus seiner Kämpfennatur. Er hat es dauernd festgehalten und hätte es auch 1890 wiederzugewinnen gesucht. Er hatte von Jugend auf mit der Demokratie die Klingen gekreuzt; diese hier war antimonarchisch und kommunistisch zugleich. Er hat es verschärft, so sehr er konnte: er wünschte diesen Angriff auf sein Werk zu zertrümmern. Es ist bekannt, daß ihm das nicht gelungen ist. Die Parteiorganisation wurde zunächst zerschlagen,

dann wuchs sie wieder zusammen; die Ausweisung der Agitatoren aus den großen Städten trug die Agitation erst recht über ganz Deutschland hin, die verfolgte Partei ging aus ihrer „Hervorenzeit“ gekräftigt hervor, und der Krieg zwischen Polizei und Gericht hier und den anarchistischen Sozialisten dort nahm um die Mitte des Jahrzehntes gelegentlich fast russische Formen an. Der große Kämpfer stieß, hier wie im Kirchenkampfe, an die Grenzen seiner Wirkungsmacht. Jedoch dieser Kampf war das historisch Vorübergehende an Bismarcks Sozialpolitik, und die Reform, für die er zunächst den Boden glätten half, das Dauernde, das eigentlich Neue und Große.

Sie ist das Größte, was er damals erstrebt und erreicht hat. Auch sie kommt bei Bismarck mehr noch vom Boden der Macht als der Humanität her: er wollte die Massen wieder einfügen in seinen Staat, und den Zusammenhalt des Ganzen wieder herstellen. Er wollte das nicht durch Freiheit bewirken, sondern durch Fürsorge von oben her: die übertrug er dem Staate. Er stellte das gewaltige System seiner drei Versicherungen auf und setzte es durch. Er wollte das unsichere Dasein der Arbeiter sichern, sie decken gegen Betriebsunfälle, gegen Krankheit, gegen Invalidität und Alter; er wollte so den berechtigtesten sachlichen Beschwerden des vierten Standes die Quelle abgraben, der Revolution den stärksten sachlichen Antrieb nehmen. Die Gedanken stammten nicht von ihm, Napoleon III. schon war mit ihnen umgegangen, Bismarck selber hatten sie früh berührt, Theoretiker wie Schäffle, Politiker wie Wagener bekannten sie, der aufgeklärte patriarchalische Absolutismus des „Königs Stumm“, des großen Industriellen im Saargebiete, arbeitete ihnen seit 1878 öffentlich vor, eine Reihe von Anregungen flossen zusammen und die genauere Geschichte des neuen Werkes ist noch zu schreiben. Bismarck hat im Winter 1881/82 Schäffles Rat gern gehört; daß er ihn dann nicht wieder berief, stammte doch wohl nicht nur aus Krankheitsgründen. Er ging seinen Weg notgedrungen nach seiner Art. Er genoß die bedeutsame

Mitarbeit hoher Beamter, wie Lohmann und Böttcher, seines Adjutanten Rottenburg, seines Ministers für Sozialpolitik Böttcher, des wichtigsten Gehilfen seiner inneren Tätigkeit dieses letzten Jahrzehntes. Aber ohne jeden Zweifel war er selber der Führer, der eigentliche Träger dieser Reformpolitik, derjenige, der sie zur Tat gemacht, der die Gedanken in mächtigem Ausgreifen vereinigt und verwirklicht und eine neue Epoche innerer staatlicher Arbeit mit ihnen heraufgeführt hat. Er berief sich dabei auf christliche und nationale Antriebe, die alten also und die neuen Elemente seines eigenen Lebens, und auf beide in Aufrichtigkeit; er berief sich auf die preußische Geschichte, die ihn selber von jeher durchdrang, und zwar auch auf die Reform von 1807 — noch stärker auf den alten königlichen Wohlfahrtsstaat, auf Friedrich II.: er war sich bewußt, dessen Sinn und Tätigkeit wieder aufzunehmen. Er stellte das geschlossene monumentale Pathos seiner größten Art in jener kaiserlichen Botschaft in den Dienst seines neuen Bestrebens, Kaiser Wilhelms schlichte Größe ging auch hier mit ihm zusammen und beide brachen sie die Pforten einer Epoche auf. Der Staat drang, deutlicher als in der Zollpolitik, in das Innerste des gesellschaftlichen Lebens ein und erklärte sich dafür haftbar. Neue große Verwaltungen wurden geschaffen, auch dem Reiche wuchs neuer Inhalt und neue Macht zu, die Hauptsache war die soziale Leistung selbst. Bismarck begann 1881 mit der Unfallversicherung und war damit einverstanden, daß ihr Plan durch- und umgebildet wurde; sie schuf die Berufsgenossenschaften der Unternehmer und legte ihnen durch ihren eigenen Nutzen den Zwang auf, für eine bessere Sicherung des Betriebes zu sorgen; den Reichszuschuß, den er gewollt hatte, versagte ihm der Reichstag, um Staat und Reich nicht zu stark werden zu lassen. Vorher noch wurde die Krankenversicherung mit dem Selbstverwaltungssysteme ihrer Ortskrankenkassen Gesetz; zuletzt trat der riesenhafteste Entwurf, die Invaliditäts- und Altersversicherung, hervor und ging, als Abschluß der Epoche, von

zwei wichtigen Reden des Kanzlers unterstützt, noch 1889 durch: ein ungeheures Wagnis, dem dieses Mal wenigstens Reichszuschuß und Beamtenchaft bewilligt wurden. Weder der Aufbau noch die Folgen entsprachen ganz Bismarcks Wünschen; das Werk wuchs über den Schöpfer hinaus, auch in Richtungen, die ihm entgegen waren. Es förderte im „Klebegeetze“ einen Bürokratismus, den er nicht wollte; es machte nicht bei der Industrie halt, es steigerte in den Krankenkassen die Macht der Sozialdemokratie selber, es erzog Stimmungen, seelische Krankheiten in der Arbeiterschaft, die er bekämpft haben würde. Aber es hat doch geleistet, was er gewollt hatte. Es hat das Dasein der neuen Schichten unendlich gefestigt und es in die alte Gesellschaft hineinzubauen geholfen, es hat Beistand und Segen in breiten Fluten, in Zahlungen von Milliarden über die deutsche Arbeiterschaft ausgeströmt, nicht als Geschenk, sondern als Recht, es hat eine neue Zeit eröffnet, materiell wie vor allem grundsätzlich, und ist im Laufe der Jahrzehnte, so wie es in Deutschland immer selbstverständlicher und weiter wurde, auch über die Welt dahingezogen, als Anregung oder Vorbild, ganz ebenso wie in dem Jahrhundert vorher die innerlich verwandte preußisch-deutsche Schöpfung der allgemeinen Wehrpflicht, das Scharnhorst-Bohensche Heeresgesetz.

Die zeitliche Bedeutung in den achtziger Jahren war, daß Bismarck mit dieser gewaltigen ideellen Waffe sich selber durchgefochten und daß er die Parteien für die verblüffende Neuheit dieser Zukunftspläne erobert hat. Nicht durchgesetzt hat er sich bei der Sozialdemokratie. Sie sah an seinen Taten nur die Verfolgung. Dem vierten Stande, dem er Unendliches hinschob, versagte er das, was jener am glühendsten erstrebte: die Freiheit in der Arbeit und im Staat, die Selbständigkeit; den Arbeiterschutz neben der Arbeiterversicherung zu entwickeln, der Industrie, die er so stark belastete, die Arbeitszeit zu verkürzen, weigerte er sich: schwerlich aus theoretischen Gründen, wie man gemeint hat — seine Theorie war ja stets nur formulierte Praxis,

und diente der Praxis; er aber war der Landadelmann, der Vertreter der Autorität von Hause aus. Das Proletariat blieb im Kampfe mit ihm und war nicht geneigt, die wohlthätigen Leistungen des großen Gegners anzuerkennen; eine Einfügung der Massen in seinen Staat gelang ihm nicht, er selber blieb ihnen bei seinen Lebzeiten verhaßt. Diese Gegensätze, Republik und Kaisertum, neue und alte Schichten, Freiheit und Autorität, Weltpartei und Nation, waren allzutief und wollten erst durchgekämpft sein. Bismarck selbst hatte eine rasche Wirkung seiner Reformen nicht zu erwarten gewagt. Es ist menschlich, daß ihn die unmittelbare Erfolglosigkeit dann doch verdroß, daß der Kampf ihn doch hinriß, daß nach der Erreichung der steilen Höhe doch eine Art Ermüdung ihn ergriff, mindestens eine Neigung, nun Schluß zu machen: von etwa 1885 ab hörte er auf, Neues in seiner Sozialpolitik zu wollen. Er führte das Begonnene zu Ende, mehr zu bewilligen wünschte er nicht, und den Ansturm wollte er abschlagen. Die Bewegung ist dann über die Grenzen weitergegangen, die der alte Herrscher ihr setzen wollte; aber der Arbeiterschutß der neunziger Jahre war doch die Fortsetzung seiner Anregungen, seines Durchbruches, obwohl gegen seinen eigenen Willen; und die spätere Entwicklung des deutschen Arbeitertums blieb doch auf das tiefste von der Wirkung der großen Versicherungen gefärbt. Das Jahr 1914 hat den Gründer dieses Werkes und des Reiches auch zu diesen Schichten, mit denen er im Kampfe gelebt hatte und gestorben war, in einem weit stärkeren Zusammenhange gezeigt, als er ahnen mochte: seine soziale Schöpfung hat auch seinem politischen Lebensziele weiterwachsend gedient, sie hat trotz allem mächtig geholfen, Nation und Arbeiterschaft miteinander zu durchdringen.

In jenen Jahren aber hatte Er Alles geleistet. Einer seiner besten geistigen Verbündeten hat erzählt, wie er damals auf die bange Frage, ob denn Bismarck nicht allzu hastig allzu vieles mit einem Male ergriffe, die kundige Antwort erhielt: ohne das drängende stoßende Gewicht dieser einen leidenschaftlichen

Kraft, dieses einen heißen Willens würde überhaupt gar nichts zustande kommen. Kein Zweifel: in die Wirklichkeit zwang nur er die neuen Ideen hinein. Wie er damals arbeitete, davon hat sein Gehilfe Tiedemann manches Lebendige berichtet; das Stärkste verkünden seine eigenen Reden. Er sprach für Wirtschafts- und Sozialpolitik wie einst für Heer und Einheit: mit erstaunlicher Beherrschung des angeschauten Lebens, alle Doktrin in Wirklichkeit umgesetzt; wie greifbar war ihm das Bedürfnis etwa des Landwirts, die Erfahrung und Empfindung des Bauern! Er handhabte die neuen Waffen so dialektisch gewandt wie die alten; er leitete das Feuer seines Temperaments unter der Maschine und trieb sein Fahrzeug stürmisch voran; wenn man ihm vorwarf, er widerspreche seiner Vergangenheit, so rühmte er sich seiner Fähigkeit, vom Leben zu lernen. Er rundete sein nationales System immer voller ab: die Kolonialpolitik wurde ihm zugleich zum Hebel, die nationale Empfindung zu bewegen und seinem inneren Streite dienstbar zu machen. Die Ausweisung der slawischen Wanderarbeiter aus der Landwirtschaft des Ostens (1885) bewies, wie sehr er, auch über seinen Geburtsstand, den Großgrundbesitz, hinweg, vor allem doch der Mann des Staates und des Deutschtums war; der neue Kampf gegen das Polentum (1886) trat ihm, nach außen und innen hin, in dieselbe Gesamtreihe seiner nationalen Politik. Er wies den Einspruch des Reichstages gegen jene Ausweisungsmaßregel als Eingriff in das Recht des Sonderstaates Preußen zurück und rief den preußischen Landtag gegen den Reichstag auf: freilich zugunsten einer nationalen Absicht. Er überlegte und besprach in Zeiten des Zornes über feindselige Mehrheiten im Reichsparlament wohl die Frage, ob das allgemeine Stimmrecht nicht einen Fehler enthalte, ob die Reichsverfassung nicht, vom Sonderstaate und von den Dynastien her, noch verbessert werden müsse: dennoch spielte er in der Reichstagsauflösung vom Winter 1886 auf ebendem Instrumente, das er dereinst gebaut hatte, mit vollendeter und siegreicher Virtuosität. Gedanken

und taktische Einzelhandlungen jener negativeren Art tauchten wohl einmal auf und nieder; die Schatten der eigenen Schöpfung fielen wie jedem Großen auch ihm, da er alterte, dunkel und hart in die Seele hinein. Seine Wirksamkeit blieb, weit hierüber hinweg, im Lichte der nationalen Sonne. Nie hat er stärker für Einheit und Reich geschaffen, nie folgerichtiger in sich selbst. Die Welt wendete sich, überall, auch in den Tiefen der wirtschaftlichen Entwicklung, allgemach von der Einzelfreiheit zu wachsender Organisation, zu immer breiteren, mächtigeren Zusammenfassungen der Kräfte hinüber. Bismarcks Wirtschafts- und Sozialpolitik steuerte eben dahin; er steuerte tatsächlich Staat und Nation nicht rückwärts, sondern vorwärts, in das Massenleben der Gegenwart hinein.

Auch den Parteien wurde er, in diesem selben Sinne, damals zum Schicksal: er war es ja seit 1862 allen Mächten des deutschen Lebens geworden. Jetzt hatte er die Liberalen zurückgedrängt, das Gefüge des Nationalliberalismus verschoben, die Konservativen gefördert: sie griffen von der Landwirtschaft in wachsendem Maße auch in das Kleinbürgertum hinüber und suchten dessen Wünsche auf Bindung der Arbeit zu befriedigen. Das Parteileben gewann von 1878 ab neue Formen; so klar und groß wie in dem vorausgehenden Jahrzehnte waren sie nicht. Man mag sagen, daß Fürst Bismarck die Parteien zerdrückt habe: Zentrum und Sozialdemokratie freilich nicht; dafür lebte er mit diesen im Kampf oder im Wechsel von Freundschaft und Feindschaft. Das Bild war wirrer als ehedem. Aber war das wesentlich Bismarcks Schuld? War das deutsche Parteileben vor ihm jemals fest und weit gewesen? War nicht die nationalliberale Größe von 1867 ab zugleich sein Werk gewesen? Fielen die Verbündeten nicht mindestens ebensosehr von ihm ab wie er von ihnen? Das ist wohl wahr: er war kein bequemer und kein lediglich heilsamer Erzieher der Parteien und Parlamente. Wann wäre seinesgleichen das je gewesen? So große Menschen lasten auf den allgemeinen Institutionen und mögen

immer zugleich Wertvolles zermalmen. Er übertrug seine Kampfesweise, vom Felde der auswärtigen Macht, auf das innere; er wandte wohl auch die Mittel der Diplomatie und des Krieges darauf an; wie er die Publizistik, wie er auch Federn wie die von Moritz Busch dafür verwertete, wäre ein Kapitel für sich. Er spielte auch auf der öffentlichen Meinung mit erdrückender Überlegenheit, und Zorn und Schärfe fehlten auch dabei so wenig wie die Kampfesmittel der List. Er konnte die Macht seiner Person und die Sache, wir sahen es, gar nicht voneinander trennen. Er hat die deutschen Parteien erzogen, auch durch Stöße und durch Gewaltthaten; er dachte dabei weniger an deren Zukunft als an seine Staatsnotwendigkeiten als Regierer. Cromwell und Richelieu, Friedrich und Napoleon, auch Martin Luther, haben es ähnlich gemacht. Da sind Licht und Schatten nahe beieinander, und die alten Schwächen und Langsamkeiten des deutschen Lebens waren an dem Schatten reichlich beteiligt. Erzogen aber hat Bismarck es doch: hastig, treibend, wie es der Genius tut, aber großartig und tief auch in seiner innersten Wirkung. Die neue Zeit gehörte seinem Realismus. Um 1880 war das ein Schritt vorwärts. Deutschland mußte erst ganz in die Welt der greifbaren Wirklichkeiten, der staatlichen und wirtschaftlichen Macht, hineintauchen; es mußte erst diese Entwicklung vollenden, die der Westen Europas längst durchlaufen hatte. Dabei ist Wertvolles verloren gegangen: an geistigen Kräften der früheren und reineren Vergangenheit, der ersten Generation des Jahrhunderts, an Idealismus auch der Verfassungsbestrebungen, der rein politischen Bestrebungen der zweiten. Der Zukunft konnte von diesem Übergewicht der Wirtschaft und der Gesellschaft die Gefahr der Verdampfung entstehen; sie ist nicht ausgeblieben. Aus Bismarcks Erscheinung sind dann auch dieser Zukunft wieder Lebenskräfte zugeströmt: er blieb auch über den materiellen Gewalten, die er nach 1878 entfesselte, doch stets der Genius der deutschen Gesamtheit, der Einheit und des Staatsgefühls; der Schwung,

der in ihm war, brauste mit großartiger Kraft durch diese Zeiten hin: noch war der Fortschritt der Nation bei ihm; und wohin er griff, da war und weckte er selber schöpferisches Leben.

Die auswärtige Politik des Jahrzehntes ruhte auf dem Bunde mit Österreich-Ungarn. Der Gegner war für Österreich im Kerne Rußland, für Deutschland im Kerne Frankreich; zunächst stand die russische Gefahr voran; bis 1881 hatte sie sich einigermaßen an den Mauern des Zweibundes gebrochen. Schon Alexander II., der im März 1881 starb, hatte zuletzt über eine Annäherung der drei Kaiserreiche verhandelt. Sein Sohn, Alexander III., liebte Deutschland nicht, aber er war hochkonservativ und nicht kriegslustig; beides führte auch ihn ziemlich bald auf dieselben Pfade zurück: im Juni 1881 schloß er mit Deutschland und Österreich für den Fall des Angriffes durch eine vierte Macht ein Neutralitätsabkommen, das insbesondere die Lage am Balkan regelte. Gegnerschaft und Zusammenhang: beides machte sich von da an zwischen Berlin und Petersburg geltend. Bismarck hielt an Österreich fest und war entschlossen, dem Bündnisse treu zu bleiben, aber, wie er es stets gewollt, in reiner Defensiv, in wiederhergestellter Unabhängigkeit, mit dem Bestreben, auch Rußland dauernd an sich zu ziehen. Die Lage Deutschlands in der Mitte Europas wirkte zwingend und einengend auf diese seine konservativen Zeiten nach den großen Siegen, wie einst auf die Friedrichs II. nach 1763: stärker und glücklicher als jener, hat er es vermocht, das Verhältnis zu Rußland unabgebrochen zu wahren, eben weil er Österreich fest neben sich hatte — ein erträgliches Verhältnis, jedoch keine Freundschaft. Zwischen den beiden Ostmächten glich er immer wieder aus, insbesondere auf dem Balkan; er arbeitete da für ihren und für seinen Frieden.

Alexander kam ihm entgegen, nicht ohne Mitwirkung monarchistischer Empfindungen, hauptsächlich aber unter dem Drucke

weltpolitischer Notwendigkeit. Für die Jahre etwa von 1881 bis 1885 trat Bismarcks Politik aus dem peripherisch-europäischen Kreise, in dem sie sich seit 1876 bewegt hatte, in den dritten, weiteren, weitesten, den universalen hinaus: der Weltgegensatz zwischen Rußland und England nahm sie auf seine Fittiche und erlaubte ihr selber einen neuen Flug in die Ferne. Seit dem Mißlingen seines vorderasiatisch-europäischen Vorstoßes von 1878 richtete sich Rußland wieder mehr auf Indien: Afghanistan wurde von neuem zum unmittelbaren Streitgegenstande der beiden Weltmächte, 1884/85 drang Rußland dort in den englischen Machtkreis selber ein, der Aufmarsch der beiden Gegner drohte den Krieg herbeizuführen. Das trieb Rußland zu um so festerer Verständigung mit dem Zweibunde an seiner europäischen Grenze: im April 1884 sicherten sich die drei Kaiser-mächte von neuem auf drei Jahre wohlwollende Neutralität zu, bei einem Streit auf der Balkanhalbinsel sollte der dritte, also Deutschland, zwischen den zwei anderen vermitteln. Dieses war so zum Schiedsrichter erhoben worden, Rußland aber hatte sich das, was ihm 1878 gemangelt hatte, dieses Mal gesichert, die Deckung gegen England. Im Herbst bekräftigten die drei Kaiser in persönlicher Zusammenkunft zu Skiernewice vor aller Welt den Vertrag — und die Russen marschierten alsbald gegen Afghanistan.

Wie aber stand Bismarck zu England? In England regierte seit 1880 Gladstone mit seinem Staatssekretär Granville: der große Liberale, der Mann des Friedens, zugleich der Abneigung wie gegen die Türkei so gegen Deutschland und Bismarck. Bismarck zahlte sie ihm heim und schätzte seine Diplomatie sehr gering, vielleicht allzu gering; gleichzeitig zwang seine Macht sich den widerstrebenden britischen Liberalen auf. Vor allem für Ägypten suchten sie seinen Rat und seine wohlwollende, mindestens zulassende Deckung. Ägypten war, neben Zentralasien, der zweite Brennpunkt der Weltpolitik, wie ehemals der Mittelmeerpolitik. Es beherrschte den Weg nach Indien; in den Jahren

der Erklärung des indischen Kaiserreichs hatte Disraeli die Suezkanalaktien gekauft und Cypern erworben. Das Nilland aber war, um seines eigenen Reichtums und um seiner Verkehrsstellung halber, von je der Zankapfel zwischen England und Frankreich; es wurde jetzt von neuem dazu.

Noch brennender wurde zunächst eine zweite nordafrikanische Frage. Tripolis und namentlich Tunis waren für Italien das natürliche Auswanderungs- und Herrschaftsgebiet. Bismarck hatte Tunis den Italienern angeboten, sie glaubten klug zu sein, indem sie es nicht nahmen, und 1878 sagten Deutschland und England es den Franzosen zu, an deren algerisches Reich es sich angeschlossen: England als Gegenwert für das englische Cypern und für das österreichische Bosnien, Deutschland als Ablenkung des französischen Ehrgeizes und Tatendranges von der Vogesen-grenze auf das Mittelmeer. Bismarck ging in allem von dem Hinblick auf Frankreich aus, er hat damals den unruhigen Nachbarn in kolonialpolitischen Kämpfen und Erfolgen festzulegen und zu befriedigen gesucht und hat in dem ersten Jahrfünft der Achtziger zumal mit Ferry, wo immer er konnte, zusammengehandelt. 1881 nahm Frankreich Tunis; nun waren Enttäuschung und Borne in Italien heftig, und Italien, vereinzelt, durch das französische Tunis eingeschnürt und bedroht, suchte und gewann Anschluß bei Deutschland: aus dem Zweibunde wurde 1882 der Dreibund. In Frankreich wechselten die Ministerien und die Stimmungen und lähmte das Mißtrauen gegen Bismarck die Afrikapolitik, aber der Streit um Agypten bestand und blieb. Er führte 1882, bei der Selbstzersehung der ägyptischen Regierung und der treibenden Kraft des englischen Bedürfnisses nach Herrschaft über das Nilland, zur Beschießung Alexandrias und Eroberung des Landes durch die Engländer; Gladstone selber hatte diese Erbschaft Disraelis wider Willen vollstrecken müssen, und England blieb nun in dem umstrittenen Gebiete und wuchs sich dort fest. Frankreich hatte sich aus Agypten tatenlos verdrängen lassen, wie zuvor Italien aus Tunis; um so mehr

stand nun Agypten zwischen ihm und Großbritannien. Dieses aber war in Agypten festgenagelt; der Besitz war ihm wichtig, aber er setzte es auch der Anfeindung, möglicherweise dem Angriffe großer Festlandsmächte aus, Frankreichs, der Türkei, Rußlands, zum mindesten deren Ansprüchen auf Mitregiment am Nil. England war durch diesen Gewinn zugleich faßbar geworden und seine Liberalen klagten über die „Falle Bismarcks“. Insofern mit Unrecht, als keineswegs dessen Lockung sie nach Kairo geführt hatte, sondern das eigenste Lebensinteresse ihres Weltreichs. Aber natürlich, Bismarck war es lieb, daß dieser Besitz England und Frankreich entzweite und beide band; er hätte am Ende Frankreich ebenso gern dort als Herrin gesehen wie England; daß nun dieses dort saß, dort zu paßen war und seines andauernden Wohlwollens bedurfte, war ihm, ohne daß er es eigentlich gemacht hatte, doch ein Erfolg.

So standen sich in Sinterasien Rußland und England, übrigens zudem Frankreich (von Indochina her) und England gegenüber; in Agypten Frankreich und England. Bismarck hatte, dank den Russen, Österreich, dank den Franzosen Italien an seiner Seite, Rußland hatte bei ihm Deckung gegen England gesucht, England suchte bei ihm Rat und Deckung für Agypten gegen Frankreich; aber auch Frankreich unter Ferry, fest antienglisch, wünschte Deutschlands Geneigtheit; und Italien, franzosenfeindlich wie es war, war zugleich Englands Freund und Mitglied des Dreibundes. Bismarck war von keinem unter ihnen allen bedroht, durch Bündnisse gesichert, und alle bedurften sie seiner. Die anderen standen widereinander, Rußland, England, Frankreich; er stand zwischen allen, über allen. Er hatte diese Verhältnisse nicht geschaffen, sie stammten aus den gegebenen Bedürfnissen jeder dieser Mächte, aber er benutzte sie. Er war an der weiten Welt nicht unmittelbar beteiligt. Deutschland hatte noch keinen sehr großen Außenhandel, noch keine Kolonien, noch keine große Flotte. Es war also seinerseits dort draußen noch nicht recht zu fassen, hatte aber auch keine Machtmittel draußen in der

Welt; es wirkte durch kontinentale Hebel, durch seine europäische Macht und seine Diplomatie, und brachte sich so, freilich von einem Bismarck geleitet, überall auf dem Erdrunde zu überraschender Geltung. Der große Künstler in der Wilhelmstraße hielt alle Fäden und bewegte alle Figuren damit, er hielt auch die Gegner Deutschlands im Gleichgewicht und in einer Abhängigkeit, er beseitigte diese Gegnerschaften nicht, aber er beherrschte sie. Nicht um überall die Hände im Spiel zu haben — jetzt so wenig wie zur Zeit des Berliner Kongresses, sondern um den Frieden zu wahren für sein Land, und dessen Macht zu erhöhen. Und in diesem Zeitpunkte erdumspannender Beziehungen und glücklichster Weltstellung griff er über die bloße Friedenspolitik auch einmal zu neuen Zielen hinaus: zu neuem Gewinn für sein Reich. Er benutzte die Weltlage zur Gründung deutscher Kolonien.

Es ist bekannt, daß Bismarck sich lange gegen koloniale Erwerbungen gesträubt hat. Er wollte Deutschlands heimatlliche Stellung befestigen; erst zögernd ist er dem neuen Zuge der übrigen Völker in der Welt, dem Drange auch der deutschen Kolonialbewegung nachgefolgt. Der erste Versuch (Samoa 1880) scheiterte am Reichstage; erst von 1883 ab ließ sich der Kanzler zu neuen tastenden Schritten veranlassen, durch persönliche Einflüsse im Auswärtigen Amte selbst, durch die Rücksicht auf den deutschen Handel, dem seine Zollreform sonst so mannigfach zuwiderlaufen mußte, durch nationale, wirtschaftspolitische und allgemeinpolitische Erwägungen, die ihn nun doch hinauswiesen in die Weite der Erde. Er benutzte die Konstellation; gerade der heftige Widerstand der englischen Kolonien, der hinhaltende der englischen Regierung trieb ihn vorwärts, er deckte die Ansprüche der deutschen Kaufleute, ihre Sicherheit und ihr Recht mit dem Schutze des Reiches, und die Kette der Flaggenhissungen schlang sich von West- nach Ostafrika und in die Südsee hinüber. In England glaubte man an ein Wahlmanöver, an den Gewinn von Helgoland als eigentliches Ziel — mit großem Unrecht, so aufrichtig Bismarck Helgolands Erwerbung seit langem in das

Auge gefaßt hatte; aber jetzt wollte er die Kolonien, und legte sich mit seiner ganzen Wucht in den Streit, den England auführte, hinein. Er selber noch hat sein Volk in die große Welt hinausgeführt; der Widerstand war der alte britische von 1864, der elementare deutsche Trieb in Bismarck warf sich ihm entgegen. Er stellte diesen Kampf in die großen internationalen Gegensätze der Jahre 1884/85 hinein; England war in Afghanistan und Ägypten gebunden, Bismarck drückte auf seine ägyptische Stellung, verlangte innerhalb der ägyptischen Finanzverwaltung Rücksichten auf Frankreich, Zuziehung Deutschlands und Rußlands, er bedrohte die englische Vorherrschaft nicht, aber er forderte Kompensationen. Er erzwang in jenem Winter die Abhaltung der internationalen Kongokonferenz in Berlin und die Sicherung der Kongogesellschaft und der Handelsfreiheit im Kongobeden gegen England: Europa drängte sich unter seiner Führung in Innerefrika ein und bestritt die britische Alleingewalt. Das Ende von alledem war ein scharfer diplomatischer Zweikampf zwischen Granville und Bismarck; jener berief sich, um Deutschland und Frankreich zu entzweien, in offenem Parlamente auf Ratschläge des Reichskanzlers, die England an den Nil geführt hätten; Bismarck wies die Indiskretion im Reichstage schroff zurück, schlug starke Töne deutschen Stolzes an, forderte von England (10. Januar, 2. März 1885) die Anerkennung dieser neuen Wirklichkeit deutscher Weltausdehnung. Er war nicht gesonnen, mit England zu brechen, er wollte es nicht zu Frankreich hinübertreiben, sondern die eigene Stellung auch zwischen diesem Gegnerpaar behaupten, wie zwischen England und Rußland, deren Spannung seinen diplomatischen Feldzug ermöglichte und erklärt; er wollte nur das eigene Dasein und Wachstum durchsetzen. Am Tage nach jener Reichstagsrede, am 3. März, entsendete er seinen Sohn Graf Herbert auf den ihm vertrauten Londoner Boden, damit er die Streitigkeiten persönlich und freundschaftlich ausgleiche. Gladstone selber und die jüngeren Staatsmänner kamen dem Grafen entgegen und Granville

mußte nachgeben. Fürst Bismarck hat in diesem Jahre scharfe Druckmittel der ganz großen Politik anwenden müssen, um nicht eben große Gebiete zu gewinnen; aber er gewann sie einem erbitterten und rücksichtslosen Widerstreben schließlich mit rein diplomatischen Waffen, ohne unmittelbaren Zusammenstoß, ab, und was er gewann, das war der Eintritt Deutschlands in Afrika, in den Stillen Ozean, in die Welt. Der Zwang, den er auf England ausübte, hat den englischen Imperialismus erwecken geholfen, aber auch der Gewinn war epochal.

Gladstone sagte Verständigungen zu, die mit der liberalen und nachher mit der konservativen Regierung, in stattdlicher Folge, dann wirklich getroffen worden sind. Von da ab (1885—1889) stellte Bismarck sein koloniales Vorgehen auf das Zusammengehen mit England, das auch die allgemeine Politik ihm wieder näher legte. Seine Kolonialpolitik stand nie im Mittelpunkt seines Systems, so stark er, nach seiner Art, im entscheidenden Augenblick seine Kraft auch einmal auf diesen Gegenstand gesammelt hatte. Er wollte niemals Weltpolitik in dem Sinne der nachfolgenden Jahrzehnte; er wollte deutsche Rechte sichern und die deutsche Stimme überall zu schuldigem Gehör bringen, aber sein Ziel blieb immer Europa, sein Ausgangs- und Endpunkt immer kontinental. Dennoch war er es, der auch auf diesem Felde der neuen Zeit, fast nebenher, die Bahnen gebrochen hat: sein Deutschland hielt wenigstens mit den neuen Kolonialmächten Schritt, die wachsende deutsche Wirtschaft sollte in die Welt hineinwirken dürfen, er selber ging in diesen Dingen, wenn nicht voran, so doch mit, und die deutschen Kolonien gewonnen hat tatsächlich Fürst Bismarck. Er trieb in diesen Jahren eine die Welt umfassende Diplomatie und erzog so seine Nation auch hierin für die Zukunft. Ihre Feier seines siebenzigsten Geburtstages galt auch dem Stolz auf den großen Diplomaten: den höchsten Gipfel seiner technischen Meisterschaft als Diplomat hat er offenbar in diesem Jahrzehnte erstiegen. Wir wissen durch fundige und anschauliche Schilderungen allerhand von seinem

Auswärtigen Amte: wenige Leute, die mit dem Kanzler arbeiten; er selber schwer zu befriedigen, anspruchsvoll und manchmal nervös; er will mit Kleinigkeiten nicht behelligt sein und verlangt dann doch auch sie zu wissen; große Menschen fordern von ihrer Umgebung viel und sind auch ihren Mitarbeitern gelegentlich so wenig bequem wie etwa den Parteien. Der Fürst zog seinen hingebenden, feurigen und willensstarken Sohn Herbert, nach wundervoller diplomatischer Schulung, zuletzt als Staatssekretär in seinen engsten Kreis, Vater und Sohn haben in den letzten Jahren der Bismarckzeit auf das innigste miteinander gearbeitet, und nur diese Stütze, auf deren Zuberlässigkeit, Verständnis und Treue er sich unbedingt lehnen konnte, ermöglichte dem alten Meister, der so oft der Hauptstadt entflohen, die leichte und sichere Führung der diplomatischen Geschäfte. Den Anteil der beiden an Entschlüssen und Ausführungen wird erst die Zukunft vielleicht zu sondern, die Wirkung auch des Sohnes näher zu bestimmen vermögen: vielleicht werden beide auch ihr untrennbar bleiben, in der Arbeitsleistung wie im persönlichen Bilde: neben dem Genius, wie es ein französischer Botschafter einmal ausdrückte, der andere als Kraft. Ohne Schärpen war begreiflicherweise auch der vielangespannte Jüngere nicht; aber das ganze Amt durchwehte der Geist einer großen festen Führung, das Bewußtsein der Mitarbeit an gewaltigen, klar vollzogenen Taten, unter einem Leiter, der in Europa und der Welt ohnegleichen war, von ungeheurer persönlicher Autorität, von einem überall umfragten, gefürchteten, umworbenen Einflusse, frei von jedem Hauche persönlicher Eitelkeit und persönlicher Laune, ganz sachlich, ganz mächtig, ganz überragend. So hat ihn Franz Lenbach in diesen achtziger Jahren, um die Zeiten jenes siebenzigsten Geburtstages herum, in den klarsten und größten seiner Bildnisse gemalt: als den weltgebieternden Staatsmann, mit einem ruhigen, scharfen Blicke in den löwenhaften Augen, straffaufgerichtet, gesunder als im vorhergegangenen Jahrzehnte — die Aussicht Schweningers hatte ihn

frischer und etwas hagerer gemacht; die Leidenschaft der inneren Kämpfe machte vor diesem Gebiete seiner ursprünglichen Fachmannschaft Halt; hier stand er in sicherer Kraft über den Wolken. Den Scheitel seiner Erfolge bezeichnet das Jahr 1885: Gegenwart und Zukunft, europäische und Weltpolitik, flossen damals für eine Weile ineinander. Dann freilich folgte ein Rückschlag: Bismarcks letztes Jahrzehnt (1885—1890), der vierte Abschnitt seiner Auslandspolitik nach 1870, gehörte nicht mehr dem weitesten, sondern wieder dem mittleren Kreise an: nicht dem universalen, sondern dem peripherisch europäischen. Die Balkanprobleme traten wieder vor und schränkten Bismarcks Freiheit wieder ein.

1885 wurde Ferry gestürzt, Frankreich kehrte sich ab, im gleichen Jahre trat in England der konservative Salisbury auf eine Weile, im nächsten auf lange an Gladstones Stelle, und alsbald wuchs das Gewicht und begann der Gegenstoß Englands gegen Rußland. Und noch 1885 legte der von den Russen abgefallene Alexander von Bulgarien, der Battenberger, den sie eingesetzt hatten damit er ihr Satrap sei, die Hand auf Ost-rumelien, das sich gegen die türkische Herrschaft erhoben hatte: ein Großbulgarien vollendete sich, im Gegensatz zu seinem Schutzherrn, dem Zaren. Dieser zwang im Jahre darauf den Fürsten Alexander zum Rücktritt, aber Bulgarien selber wehrte sich gegen die russische Gewalttat seiner Haut, und hinter dieses neue Bulgarien, das dem Russen den Weg nach Stambul verlegte, traten schützend England und Österreich. Auch Österreich war nicht mit der westlichen Hälfte der Halbinsel als eigenem Einflußgebiete zufrieden: es wollte auch die östliche der russischen Macht nicht ganz unmittelbar überlassen; und die Nebenbuhlerschaft der beiden Kaiserermächte, die Bismarck 1881/84 eben versöhnt hatte, brach auf dem alten Kampfesfelde kassend und kriegsdrohend wieder hervor. Bismarck wünschte nur eines: den Frieden zwischen diesen beiden. Um Bulgarien selber, für das die öffentliche Meinung auch seines Volkes sich teilnahmvoll erhielte,

kümmerte er sich nicht. Die österreichische Politik aber, wie sie Graf Kalnoth damals führte, mißfiel ihm nach ihrem Ziele wie nach ihrem Verfahren gleichermaßen. Er wünschte jene geographische Teilung des Einflusses über die Balkanstaaten, nach der Bulgarien unter Rußland fiel. Er wünschte in Wien eine klare, ruhige, zugleich zurückhaltende und tatbereite Politik; Kalnoths rein defensibe, aber in der Abwehr drohende Haltung, die dennoch Rußland unablässig reizte, fand auch bei Julius Andraßy damals lebhaften Tadel. Bismarck hätte den Russen gern den Marsch auf Konstantinopel erlaubt: Deutschland hatte noch keine Orientinteressen, die Balkanvölker waren zur vollen Selbständigkeit noch nicht durchgerungen, Bulgarien schiedte sich soeben erst an, sie für sich zu verlangen, Bismarck meinte, den Einspruch gegen eine russische Beherrschung des Bosphorus ruhig England überlassen zu können. Österreich möge den Russen seine Forderung stellen, wenn sie vor Konstantinopel stünden: einem bewaffneten Österreich, das ihnen in die Flanke zu stoßen bereit sei, würden sie die Teilung der Halbinsel in eine Ost- und Westsphäre schon zugestehen. Er wollte also klare Verhältnisse, bei deren endgültiger Regelung wohl auch er mitzusprechen, deren Entscheidung er mitzubeherrschen gehabt haben würde. Den dumpfen, schwälenden, ungelösten Gegensatz der beiden Ostmächte aber, der Rußland stets gegen Österreich vorwärtstrieb und so den Frieden auch Deutschlands bedrohte, wollte er nicht: er wollte weniger, d. h. Österreichs volle Zurückhaltung, oder mehr, d. h. die offene, scharfe, aber friedlich zu leitende Lösung der gesamten Krise — ob diese Rußland dann eine dauernde Freude bringen würde, das mochte die Zukunft sehen. Er hat weder das eine noch das andere erreicht und von 1886 ab Jahre einer unsicheren Kriegsgefahr, einer steten diplomatischen Gewitterdrohung durchgemacht. Er hielt auch jetzt an Österreich fest, aber sein Wunsch blieb die Stellung zwischen beiden. Und da begegnete er dem gleichen Wunsche der Russen: das Dreikaiserverhältnis von 1884 freilich war gesprengt; jetzt warb, seit Anfang

1887, Rußland bei ihm um ein russisch-deutsches Neutralitätsabkommen allein. Das entsprach seinem Bestreben, den Frieden zu wahren: ließ er Rußland los, so drängte er den tiefverstimmtten Zaren zu einem Kriegsbunde mit den Franzosen.

Das Zusammenstreben Rußlands und Frankreichs war alt; es war, als Gegenmittel beider gegen deutsche Macht, in der räumlichen Lage begründet; es hatte sich, nach älteren Vorspielen, unter Napoleon III. und Gortschakoff erneut, es hatte 1875 zur Intervention des russischen Kanzlers, 1879 zu seiner Bündniswerbung in Paris geführt, es war jetzt der notwendige Gegenschlag gegen den Dreibund. Frankreich hatte gezaudert; jetzt war es bereit. Das russisch-französische Bündnis wurde jetzt zur Wolke über Deutschland. Im Grunde war jede französische Regierung deutschfeindlich; die Opportunisten, die ihrem Meister Gambetta gefolgt waren, waren es mit Zurückhaltung, mit der Neigung zu zeitweiligem Zusammengehen mit dem Erbfeinde gewesen, die Radikalen von Clemenceaus Richtung, die nach Ferrys Sturze an ihre Stelle drangen, waren es unmittelbar, und ihr Kriegsminister General Boulanger wurde zum Träger aller nationalistischen Hoffnungen von links und rechts zugleich, zum Träger des Rachekrieges; Rußland und Frankreich aber rückten sich in der Stille unverkennbar näher und näher. So bald nach der Höhe von 1885, im folgenden Jahre schon, war also Deutschland zwischen zwei Feuer gerückt, vom Osten langsamer, vom Westen hitziger bedroht. Der Reichskanzler führte seinen Gegenstoß in den Septennatswahlen vom Februar 1887, in der Heeresver Stärkung, die daraus folgte. In den großen Reden, mit denen er die Reichstagsauflösung vorbereitete, richtete er (Januar 1887) seine Batterien offen und mit den schärfsten Worten gegen die französische Gefahr: im Westen war von nun an nichts mehr zu verderben; zu Rußland sprach er über Bulgarien, das ihm Gefuba sei, freundlich, aber Rußland blieb über den Fortgang der bulgarischen inneren Kämpfe in steter Gereiztheit. Bismarck trug, neben und teilweise dank seiner Wehrvorlage, im Februar

die Erneuerung des Dreibundes davon, im April trieb ein Grenzzwischenfall (die Schnäbele-Verhaftung) die Franzosen dicht an den Rand des Krieges, Bismarck legte den Zwischenfall bei, die französische Regierung stieß den Vertreter des Kriegswunsches Boulanger im Mai aus dem Ministerium aus, der Zusammenprall endete so mit einem vollen deutschen Erfolge. Und der Eindruck dieses französischen Rückzuges wird es vor allem gewesen sein, der unmittelbar darauf den Zaren zum Abschlusse der engeren Einigung mit Deutschland veranlaßte: auf Grund der russischen Anregungen vollzogen im Juni 1887 Paul Schurwaloff und Bismarck den berühmten Rückversicherungsvertrag, in dem Deutschland und Rußland einander gegen jeden Angriff wohlwollende Neutralität zusagten.

Ein höchst erstaunlicher Vertrag. Die Weltlage drohte, Frankreich und Deutschland hatten dicht vor dem Kriege gestanden, Rußland und Österreich lagen im Konflikte, Rußland und England waren offenkundige Feinde, Rußland und Frankreich zogen einander an: in diesem Augenblicke reichte Rußland dem Deutschen Kaiser die Hand und deckte ihn gegen französischen Angriff; gegen wen deckten wir Rußland? Einmal gegen England, das damals dem Dreibunde befreundet war; daneben gegen Österreich, unsern nächsten Verbündeten — wenn nämlich dieses den Zaren angriffe. Deutschland war also als Helfer auf Österreichs oder als Freundlich-Neutraler auf Rußlands Seite, je nachdem Rußland oder Österreich zum Angreifer werden würde. Unmittelbar verstieß das nicht gegen den Schutzvertrag des Dreibundes, und das ist sicher, daß Österreich zu einem Angriffe auf Rußland nicht geneigt war. Ob Kaiser Franz Joseph von dem neuen Neutralitätsabkommen sogleich unterrichtet wurde, steht wohl nicht ganz fest; sicher wußte er, daß ein Angriff auf Rußland Deutschland neutral belassen würde, und er wußte auch, daß ein über Bulgarien ausbrechender Krieg bei Deutschland auf unfreundliche Empfindung stoßen würde: über den Kern des Sachverhaltes war er also unzweifelhaft im klaren. Die

Absicht des neuen Vertrages war rein friedlich. Seine Form betraf das Verhalten der beiden Mächte im Kriegsfall, sein Zweck war es, den Kriegsfall durch Bindung Rußlands auszuschalten; er wollte die Degen in der Scheide festhalten: alle! Durch Rußlands Neutralität blieb Frankreich gelähmt — denn die diplomatischen Folgeerscheinungen mußte es ja bei nahendem Ernstfalle spüren; Rußland und Österreich beide hatte Bismarck nun am Bande, mit Rußland und zugleich mit England stand er freundlich. Der Vertrag war nicht von unbedingtem Werte, große Krisen konnten ihn jeden Tag hinwegschwemmen, aber von diplomatischem Werte war er, indem er den Bruch zwischen den beiden Mächten erschwerte, indem er, das war der Kernpunkt, die Beziehung zum Zaren persönlich offen hielt, und der Zar, dem der Abschluß mit dem republikanischen Frankreich sehr wider das Gefühl ging, der vor diesem Anschlusse gerettet zu werden wünschte, gab für die Ereignisse mindestens der Gegenwart und der näheren Zukunft doch praktisch den Ausschlag. Die Deckung für Deutschland war also sehr wertvoll; Bismarck wollte den Frieden auf allen Seiten; sein Verfahren war „kompliziert“, ohne Frage, wie sein gesamtes Spiel zwischen und über den Weltmächten; sein oberstes Ziel aber war auch dieses Mal ganz einfach und allbekannt, und das seine Mittel handhabte er mit überlegener Sicherheit.

Es half ihm, den Weg durch das Wirrsal der Orientnöte freizuhalten; aber allerdings, das Wirrsal blieb auch jetzt groß, und zu Zeiten drohte die Feindseligkeit auch Rußlands dennoch durchzubrechen. Die Wahl des Prinzen Ferdinand von Koburg zum Fürsten von Bulgarien reizte, so wenig sie mit Deutschland zu tun hatte, den Zaren heftig, und gefälschte Briefe schoben Bismarck die Schuld an ihr zu; in persönlicher Begegnung wies der Kanzler Alexander III. die Fälschung nach (November 1887). Aber finanzielle, militärische und diplomatische Kriegsmaßregeln (im Oktober war Crispi in Friedrichsruh) gingen stets neben dieser Arbeit des Ausgleiches her, die Kriegsgefahr des Winters

1887/88 wurde sehr groß. Sie hätte vor Verträgen sicherlich nicht haltzumachen brauchen; auch Bismarcks altes — freilich niemals dogmatisches! — Streben zur Verständigung mit Rußland, auch seine unvergleichliche Meisterschaft haben den elementaren Gegensatz nicht aufzuheben vermocht: aber freilich, er hat ihn doch zurückzuhalten und von dem schicksalsvollen Ausbruche, solange er selber da war, abzuhalten gewußt. Er widersetzte sich dem Vorbeugungskriege, dessen Notwendigkeit der eigene Generalstab anscheinend vertreten hat, auch dieses Mal; aber die Möglichkeit des Krieges nach zwei Fronten faßte er unererschrocken in das Auge. Wenn Rußland loschlug, so war ihm das Mitgehen Frankreichs unzweifelhaft; wenn Frankreich voranging, so konnte der Rückversicherungsvertrag vielleicht doch noch wirken. Aber auch Bismarck richtete sich für den Weltkrieg, wenn er kommen wollte, ein. Auf seiner Seite hätte außer Österreich auch Italien gestanden, und Österreich und zumal Italien hatten Verbindungen nach England hinüber, die es sicher machten, daß auch England in den Kampf im Mittelmeer, in den Kampf gegen die französische Flotte, miteinzugreifen bereit war; es wäre ja der Krieg auch um die englisch-russische Weltgegnerschaft, auch um die englisch-französische Nebenbuhlerschaft in Afrika gewesen. Die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibunde wurde durch diesen englischen Rückhalt als Strebepfeiler gedeckt; der Vatikan neigte, eben Italiens wegen, zur Gegenseite hinüber. Wieder lagen die Fäden weltweiter Zusammenhänge in Bismarcks Hand; wieder half ihm, so vieles zusammenzufassen, gerade seine eigene Freiheit von bindenden Weltinteressen. Er konnte mit England zusammen handeln, in lockerer Annäherung; die große Politik, die sie zueinander führte, zwang ihn damals, die Kolonialpolitik zurückzudrängen und England nicht entgegen zu sein. Einen Bund mit England besaß er nicht; wie weit er je etwa eine unmittelbare Verständigung gewünscht hat, ist noch nicht auszumachen. Jedenfalls, auf dem Wege über Wien und Rom erreichte er auch hier, wessen er bedurfte, und von Großbritannien

abhängig zu werden, vermied er mit wachster Eifersucht. Er ist auch dieses Mal, über allen, der Herr der Lage geblieben.

Am Ende der Spannung hielt er die bedeutendste seiner Reden zur auswärtigen Politik, die Rede für das Landwehr- und Landsturmgesetz, am 6. Februar 1888: eine majestätische Überschau über die Vergangenheit, über die europäischen Krisen des letzten halben Jahrhunderts, über das neue Verhältnis zu Rußland von 1875 ab, über die Gefahr der Stunde. Er dämpfte diese Gefahr in vorsichtiger Weisheit, in berechneter und uns, die wir von seinem Neutralitätsvertrage wissen, weit mehr noch als den Zeitgenossen einleuchtender Rücksicht auf die Persönlichkeit des Zaren, dessen Entscheidung für Krieg und Frieden bedeutamer sei als das Geschrei der Unverantwortlichen in Rußland und selbst als die Truppenanhäufungen hinter der russischen Westgrenze. Aber er stellte sich furchtlos und fest auf Deutschlands Kraft allein und gab seinem Volke in großartig einfacher Form für alle seine Zukunft, mahnend und vertrauend zugleich, die Losungsworte für seine starke Selbstbehauptung inmitten einer feindseligen Welt. Die Luft des Hochgebirges weht durch diese erhabene Rede: die letzte seiner großen Äußerungen zur auswärtigen Politik, die er im Amte sprach, faßte sein Wesen und seine historische Stellung in ehernen Sätzen zusammen, deren Lehre unvergänglich und unverlierbar bleibt.

Die Krise hat sich gebrochen, die Kriegswolke sich zerteilt; die Balkangegensätze zwar bestanden ungelöst weiter, die Annäherung Rußlands und Frankreichs ging in der Stille fort, Bismarck stand drohend und gewappnet zwischen ihnen, und der Zar ließ sich nicht ungern durch ihn zurückhalten. Was Menschenkunst und Menschenkraft der natürlichen Gegenwirkung der Verhältnisse in Ost und West abringen konnte, das hat der große Kanzler ihr abgerungen: siegreich bis zuletzt, trieb- und entschlußkräftig und jeder Lage gewachsen und überlegen bis zuletzt, auch in diesen Jahren steigender Abwehr der erste Mann der europäischen Staatenwelt.

Elfter Abschnitt

Don Wilhelm I. zu Wilhelm II. (1888—1890)

Das Jahrzehnt nach 1878 bildete in sich ein Ganzes von unvergleichlicher Geschlossenheit. An seiner Spitze standen die drei großen Alten: von dem Feldherrn ergänzt der Kaiser und der Kanzler. Auch deren Verhältnis gipfelte in diesen Zeiten. Sie blieben durch jenen Abstand getrennt, der Herrscher und Minister, wenn beide so viel bedeuten wie diese zwei, in einer lebendigen Monarchie trennen muß, durch einen nie ganz erlöschenden Kampf um die Macht, und durch die Verschiedenheit der Naturen zudem. Der Kanzler hielt die Gewalt, die er sich errungen hatte und die er gegen Parteien und Einzelne immer verteidigen zu müssen überzeugt war, in harten Händen fest, der Kaiser konnte milder sein, weil er unbedroht war. Er blieb der Herr bis an sein Ende und schied seinen großen Dienern die Gebiete ihres Wirkens wie vereinst; er nahm jede höchste und ernsteste Entscheidung auch jetzt noch für seine Verantwortlichkeit in Anspruch. Aber die eigentliche Regierung fiel, je weiter die Jahre vorrückten, um so gewisser doch auf Bismarcks Schultern. Schwere Gegensätze traten seit dem Streite um Rußland 1879 nicht mehr hervor. Bismarck litt immer darunter, daß er nicht selber der Gebieter war, und klagte nach seiner heißen und furchtlosen Art über die Reibung, die den Gang der zusammengefügten Maschine auch persönlich noch erschwere, aber er nahm solche „räsonnierenden“ Ergüsse über seinen kaiserlichen Herrn, die dem ostdeutschen Edelmann von alters her nahe liegen, selber kaum tragisch, und Kaiser Wilhelm, der wohl von ihnen

wußte, tat es auch nicht. Dem Jüngeren stieg, wenn er einmal schalt, doch immer wieder das Bild des verwundeten Herrschers vom Sommer 1878 und das Gelöbniß auf, das er sich damals abgelegt hatte, ihn niemals zu verlassen. Und in ihrem Briefwechsel ist in diesen Schlußjahren das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und, man muß sagen, der Gleichheit, der Klang von Dank und Liebe, der Klang von freier Ehrfurcht hier und von unbedingter und großherziger Anerkennung dort, reiner und tiefer, ergreifender und bezwingender denn je zuvor. Sie beide hatte alte und lange Auseinandersetzung zur Einigkeit und zu einer seltsam hohen historischen Einheit emporgeführt. Die Zuverlässigkeit des alten Kaisers, die Liebe und das Vertrauen, die ihm überallher zuströmten, die lautere Stärke seines Charakters waren für das neue Reich zu einer Macht des seelischen Einlebens und Wachstums geworden; die Richtung dieses letzten Jahrzehnts vollends war ganz die seine, er konnte da die altpreußischen Kräfte, die er verkörperte, am Werke sehen, sie verstärken, für ihre Lebendigkeit dankbar sein. Daß der Wirkende Bismarck war, wußte und rühmte er. Und wir sahen, wie sehr diese Zeit für Bismarck den Abschluß bedeutete, und den Zusammenschluß aller Bestrebungen. Außeres und Inneres, Verfassung und Wirtschaft und Gesellschaft, alles bildete ein großes, gleichmäßiges System, beherrscht vom Gedanken der Einheit, des Staates, der Macht. Sein Durchbruch bedeutete für Deutschland das Ende der bürgerlich-politischen Epoche: von 1840 ab war das Bürgertum die vorstoßende Kraft gewesen, von 1880 ab sah es sich von rechts und links durch alte und neue soziale Mächte umfaßt, die neben ihm ihren Platz und ihre Rücksicht forderten: in Wirtschafts- und Verfassungspolitik wurde es um einen Schritt zurückgedrängt und ergänzt. Die stärkste soziale Gewalt blieb es dennoch auch jetzt, weder seine Kultur, noch sein Einfluß, noch seine politische Weltanschauung sind über den Haufen geworfen worden: im Gegenteil, der Liberalismus war tief in alles deutsche Dasein eingesenkt und durchdrang es, alle

Parteien, alle Richtungen des Lebens; aber die Einseitigkeit seines Vormaltens war gebrochen, er selber trat in die weiterbildende Zucht einer neuen Entwicklungszeit, und diese Zucht hieß Bismarck. Das Bürgertum hat sich dieser Umgestaltung widersetzt und in ihr seine Art zur Geltung gebracht, aber es wurde doch von ihr ergriffen; und gerade seine stärksten Gruppen, das industrielle Großbürgertum und das an den Hochschulen organisierte geistige Bürgertum, blieben oder wurden Fürst Bismarcks feurigste Verbündete. Der Machtkampf zwischen drittem Stande und Krone aber war, über die erste Regelung von 1867 hinaus, von 1878 an beigelegt: das Bürgertum kam auch künftig zu Wort und Einfluß, aber die Krone führte stärker als zuvor. Diese letzte Epoche des alten Kaisers gleicht überall aus, die Kämpfe des deutschen 19. Jahrhunderts gelangten zur Ruhe; auch der zwischen Einheit und Vielheit, auch der zwischen Liberalismus und Romantik, der dem bürgerlich-monarchischen Kampfe entsprach und sich ziemlich weit mit ihm deckte. Auch das stete Gegeneinander der Ideen von 1807 und von 1763, der Reform und der alten Monarchie, der persönlichen Freiheit und der monarchisch-aristokratischen Autorität, das jenen Kämpfen der Weltanschauung und der sozialen Schichten verwandt und doch nicht ganz dasselbe war wie sie, erreichte damals einen Ausgleich, einen Ruhepunkt: beide Seiten hatten sich im neuen deutschen Dasein betätigt, Selbstverwaltung und freiwillige sittliche Mitarbeit des Einzelnen und des Volksganzen ebenso, wie die von oben her führenden und zusammenhaltenden Kräfte des alten starken Staates. Im ganzen überwog in dem System der achtziger Jahre Friedrich der Große über den Freiherrn vom Stein, die feste Organisation, die alles Leben packt, über die freie Bewegung, die es zwanglos entfaltet. In Bismarck hatten sich alle diese Gegensätze getroffen; auch er umschloß ja längst die Idee der Nation, nicht bloß als Macht, sondern auch als Empfindung, in seiner heißen Seele, und die Selbständigkeit der einzelnen Lebenskreise, der Verwaltungs- und

Berufskreise, gegenüber dem Staate lebte in dem Edelmann sowohl wie in dem Durchführer der Selbstverwaltungsgesetze in Provinz, Kirche und Versicherung; das lebendige Recht des Bürgertums hatte er längst anerkannt, gefördert, in den Dienst seines nationalen Staates gestellt, über den Parteimann von 1850 war er in alledem längst hinausgewachsen, auch in ihm glichen sich die Kräfte dieses Jahrhunderts aus. Allein auch er persönlich, so sehr er Landedemann war, gehörte näher zu Friedrich dem Großen als zu Stein, näher zu dem strengen Herrschafts- und Wirklichkeitsgeiste von Sanssouci als zu den Schülern des deutschen Idealismus, und über allem stand ihm der Drang zur Macht, der Instinkt der staatlichen Gewalt daheim und über die Welt hin. Diese Bismarckschen Kräfte lebten sich in jenem Jahrzehnte aus; es vollendete die Einheit, es schloß die Epoche der kleindeutschen Reichsgründung erst völlig ab, es beruhigte in sich die Gegensätze der Vergangenheit: Heinrich von Treitschke ist für all dies das Symbol, und gab dieser Epoche, nächst Bismarcks Reden und Staatschriften, in seiner Deutschen Geschichte den größten schriftstellerischen und persönlichen Ausdruck. Solche Zeiten des Abschlusses und der Vollendung sind auch Zeiten des Endes: neue Unruhe bricht unter der versöhnenden und zwingenden Ruhe des vorherrschenden Systemes hervor.

Wirklichkeits Sinn und Machtsinn hatten sich durchgesetzt: Deutschland bedurfte ihrer vor allem anderen; die Gefahr war, daß sie zur Einseitigkeit und zur Mißachtung des Ideellen entarteten. Bismarck selber, der den Formalismus der Grundsätze verwarf, war die deutsche Idee geworden; das Geschlecht aber, das an ihm lernte, mochte sich hüten, die reiner geistigen Kräfte, deren manche er hatte bekämpfen und überwinden müssen, deren ihm fremdeste er zürnend verachtete, und deren ein gut Teil doch in ihm mitsiegt, nicht über dem Anblicke des Siegers und seiner großartigen Härte zu unterschätzen und zu verlieren. Unter ihm lebte die liberale Generation: sie wartete ihrer Stunde, und wartete, bis diese Stunde vorübergezogen war.

Unter dieser Generation der damals Fünfzig- und Sechzigjährigen entfaltete sich eine jüngere. Sie war durch Bismarcks Schule gegangen, wie die ganze Zeit; sie hatte den Sieg des Realismus miterlebt und war — auch literarisch und künstlerisch — von diesem durchdrungen; sie war durch Bismarck selber zum sozialen Gewissen erwacht; viele in ihr wollten auf Bismarcks Wegen weiter als der Lehrer selbst und zogen aus seiner sozialen Politik Folgerungen, die er nicht ziehen wollte: Folgerungen der Freiheit neben denen der Leitung und der Wohlfahrt. Und neue geistige Bewegungen gingen durch diese Jugend hin, die hier nur gestreift werden dürfen. Sie führten die Einen weiter auf der Bahn des Sozialismus als ihn; sie führten Andere, angesichts dieser breiten, das Jahrzehnt durchflutenden sozialen Strömungen, angesichts der verflachenden Massenströmungen der neuen Zeit, mit bewußtem Widerspruche zum Persönlichkeitsgedanken zurück: eine individualistische Kritik und ein individualistischer Idealismuskehrten sich gegen die herrschenden gesellschaftlichen und sittlichen Anschauungen und Mächte; Ibsen erschütterte die Bühnen, Nietzsches einsamer Kampfruf begann das geistige Deutschland fernher zu durchhallen. Und breiter noch: eine neue Kulturidee erhob überall ihr Haupt. Die Reichsgründungszeit hatte ihr Werk getan und ihre Stärken ausgeformt; der Staat war da, die neuen Städte waren da, die Massen des dritten und des vierten Standes; waren sie noch deutsch im alten geistigen Sinne? mußte das neue, staatlich-nationale Deutschtum nicht wieder durchdrungen werden mit einem seelischen Deutschtum, in sittlichem Ideale, in geistiger, künstlerischer Bildung? Philosophie, Dichtung, Malerei verlangten von neuem ihr altes Recht, sie wollten wieder mit führen, vertiefen, umgestalten. Die neue Sehnsucht war — man denke an Lagarde und an Langbehn — mit Bismarckschen Anregungen vielfach durchdrungen, das Deutschtum, das man sich wünschte, fand nirgends ein größeres Symbol als in seiner Gestalt und nirgends einen mächtigeren und einen deutscheren Inhalt als in seinem seelischen

Leben; aber es war doch die Sehnsucht nach dem Rückschlage gegen die starke Führung durch die politische Kultur allein: neben Bismarck wollte wieder, gleichberechtigt, Goethe treten. Da blieben der Zukunft neue Gegensätze zu entwickeln und auszugleichen, und das neue Geschlecht regte sich mit vielfach revolutionärer Hitze und brach, in manchem seiner Vorkämpfer, über die große Vergangenheit, die es zu ergänzen berufen war, den Stab. Die neuen Ufer lockten diese Jugend von 1885 und 1890; sie war lebendig und ungeklärt und der ewigen Neigung voll, der Übertreibung die Übertreibung entgegenzusetzen.

Darunter aber wieder und daneben flutete die breite Masse, mit ihrem Freiheitsdrange und ihren radikalen Parteien. Auf sie alle hat Bismarcks Lebenswerk tief eingewirkt; der Geist der starken Wirklichkeitserfassung, den er darstellte, ist auch für die deutsche Zukunft die stärkste, die eigentlich beherrschende aller Kräfte geblieben: Bismarck lebt in ihr überall. Seine eigene Vorherrschaft aber, so wie die achtziger Jahre sie umfassend ausgestaltet hatten, war gebunden an seinen alten Herrn.

Kaiser Wilhelm I. hat die Erfolge des Kartellreichstages und die Beendigung der Weltkrise von 1887 dankbar miterlebt. Die Krankheit seines Sohnes verdüsterte sein letztes Jahr. Am 9. März 1888 schied er dahin; in den Tiefen seines Wesens erschüttert hat ihm der gewaltigste seiner Diener, der auch ihm zum Schicksal geworden war, im Reichstage die letzte trauernde Huldigung nachgerufen, schlicht und groß, wie er selber gewesen war: als dem Manne der Tapferkeit und des Ehrgefühles, der Pflichttreue und der Liebe zum Vaterland. Dann kehrte der todkranke Friedrich III. aus dem Süden heim, und Bismarck teilte die Monate des Leidens. Er hatte mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm seit einem Vierteljahrhundert im Gegensatz und im Zusammenwirken gelebt, beide hatten sich darauf eingerichtet und darüber verständigt, miteinander zu wirtschaften, auch der Kronprinz nahm das Dasein des großen Ministers wie eine Naturmacht hin. In den neunundneunzig Tagen seiner

Regierung zeigten die Abweichungen, die zwischen ihnen lagen, wohl ihre Spizen; eine Wendung nach links im Inneren wurde wenigstens angedeutet; der Kampf zwischen dem Kanzler und der Kaiserin über die Richtung der auswärtigen Politik zeichnete sich schärfer ab. Der Widerstand gegen eine Hingabe an England, den Bismarck immer betätigt hatte, führte damals, von Eheplänen im kaiserlichen Hause aufgestachelt, zu schroffem Streite, und hallte in Bismarcks ganzem Lebensreste nach. Er ist der Meinung gewesen, daß er sich mit Kaiser Friedrich gut vertragen haben würde; ob es gelungen wäre, ihre Gegensätze, vollends aber Bismarcks Gegensätze zur Kaiserin, Gegensätze der gesamten politischen Weltansicht und der Bestrebungen, und die Abweichung der Generationen, die auch den Kaiser von dem Kanzler trennte, zu überwinden, die Frage stellt sich wohl dennoch, und bleibt ohne Antwort.

Am 15. Juni starb auch Kaiser Friedrich. Das liberale Geschlecht, das mit ihm gleichaltig war und auf ihn gehofft hatte, das Geschlecht Bennigsen, ist in der Folge der Regierungen nicht zu seinem Rechte gekommen: die deutsche Geschichte trägt da eine breite, fragende Lücke. Die Herrschaft sprang sofort auf das dritte Glied über. Der Schüler Bismarcks, Kronprinz Wilhelm, der in den schmerzreichen Wirren, die im letzten Jahre den dahinsterbenden Vater umwallt hatten, sich laut zu dem Kanzler bekannt hatte, bestieg den Thron. Stellung und Wirkung des alten Genius schienen für die Zukunft, die seinen Lebenstagen noch bleiben mochte, gesichert.

Das Geschick hat gewollt, daß die Geschichte der beiden Jahre, die Bismarck mit Kaiser Wilhelm II. gemeinsam waren, die Geschichte ihres Bruches und seines Sturzes werden sollte.

Es sind Jahre von äußerlich bunter Bewegtheit. Der junge Herrscher reist, nach Petersburg und Stockholm und London, nach Wien und Rom, nach Athen und Konstantinopel. Er drängt

in die Welt hinaus, die sein Großvater längst ruhig nur von Deutschland her betrachtet hatte. Der Kanzler sitzt in Friedrichsruh. In der auswärtigen Politik einige Urgernisse, koloniale hier, ein Zwischenfall mit der Schweiz dort, der bitterer durchgefochten wurde, als dem Kaiser wohl lieb war. Im Innern gleich zu Anfang ein sonderbares Nachgrollen des eben abgezogenen Gewitters: die Herausgabe von Kaiser Friedrichs 1870er Tagebuch durch einen der Mißvergnügten aus seinem Kreise, von Bismarck wohl mißtrauischer aufgegriffen und heftiger angegriffen, als der Anlaß, soweit wir sehen können, rechtfertigte. Er schien eine Art Verschwörung alter Gegner dahinter zu argwöhnen; fürchtete er, über die unitarischen Schärfen in den Worten des Kronprinzen, Verstimmungen in Süddeutschland? Floß nur sein Grimm wider die Gegner, die er viele Jahre lang sich gegenüber geahnt hatte, mit vulkanischem Ausbruche über? Wir kennen für diese schicksalsvollen Zeiten wohl einige verstreute Tatsachen, aber im Grunde fast nirgends ihre feineren Zusammenhänge, ihre tieferen Ursachen und Wirkungen; wir bleiben, auch wo wir nicht zu schweigen vermögen, fast mehr auf ein Fragen als auf ein Antworten und sicherlich auf ernste Zurückhaltung angewiesen. In jenem Kampfe um das Tagebuch seines Vaters hatte der Kanzler den Kaiser offenbar hinter sich; der Immediatbericht, den dieser veröffentlichen ließ, wirkte wie ein Angriff auf den verstorbenen Kronprinzen selbst. Das muß der Sohn früher oder später auch empfunden und kann es Bismarck schwerlich gedankt haben. Inzwischen ließ der Kartellreichstag weiter, 1889 schloß er das große Versicherungswerk glorreich ab, aber seine lebendigsten Leistungen lagen im ganzen in Wilhelms I. letztem Jahr. Es ging wie eine Lähmung durch das öffentliche Leben. Die entschiedenen Konservativen schwenkten von dem Bündnis mit den Liberalen ab und suchten den Kaiser nachzuziehen; er verharrte bei dem Kartell, aber Kartell und Regierung schienen unfruchtbar geworden zu sein. Es war, als lege ein innerlicher Gegensatz sie brach. Der alte Kanzler hatte im

vergangenen Jahrzehnt eine Schöpferkraft ohnegleichen bewiesen. War sie erloschen? Das ist wohl wahr, daß er seit einigen Jahren neue Wege nicht mehr einzuschlagen geneigt war; er wollte die sozialen Reformen nicht weiter führen, als oben beschrieben worden ist; am wenigsten in verwandelter, freiheitlicher Richtung. Er hielt sich in seiner Einsamkeit; weshalb? er war in diesen Jahren körperlich viel leidend, das mag seine Frische gelegentlich verringert haben; aber daß gewaltige Kräfte des Leibes und der Seele in ihm waren, hatte er zuvor und hat er nachher gezeigt. Vielleicht ging seine Zurückgezogenheit kaum über das Maß der vorhergegangenen fünfzehn Jahre hinaus; aber sie wirkte anders. Er hatte nicht mehr mit dem alten Kaiser zu regieren, dessen Geschichte die seine war; der dreißigjährige wollte anders behandelt sein. Es war selbstverständlich, daß aus ihm und um ihn herum Regungen aufstiegen, die dem bald Fünfundsiebzigjährigen zu schaffen geben mußten. Er blieb im Sachsenwalde; er überwies den Verkehr mit dem jungen Suberän wesentlich seinem Sohne Herbert, der jenen seit langem gut kannte; aber es heißt, daß die beiden stolzen Naturen nicht mehr recht ineinander klangen. Trotzdem ließ der Kanzler es gehen; sah er keine Störung, oder war es ein Gefühl eben von Störungen, von stillen Verschiedenheiten und Gegenwirkungen, das ihn fernhielt und unbeweglicher machte? Er hatte seine Fürsten jederzeit nach ihrer Art zu packen gewußt; es ist, als habe er es jetzt versäumt. Daß in Wilhelm II. eine starke Selbständigkeit arbeitete, hatte Bismarck selber ausgesprochen. Der Kaiser wollte weiter, zu eigenen Zielen, zu eigener Betätigung, auch im eigenen Namen. Das Recht und der Drang des Lebens machte sich geltend. Es scheint doch, daß dies früh auf beiden Seiten, nicht ohne Unbehagen, gespürt worden ist; es hat an allerlei Unstimmigkeiten wohl von Anfang an nicht gefehlt. In Einem trat es stärker hervor.

Kaiser Wilhelm gehörte zu dem Geschlecht, das von Bismarck in die Sozialpolitik hineingeleitet worden war. Ein großer

Bergmannsstreik im Sommer 1889 zeigte den Kaiser den Arbeitern freundlicher, als im Bismarckischen Rahmen lag; er ging seitdem, von allerhand persönlichen Beratern, die er aufgerufen hatte, weitergetrieben, auf den Arbeiterschutz los, auf eine Unterstützung der Selbständigkeit des Arbeitertums, die Bismarck für gefährlich hielt, auf eine Beschränkung der Arbeitszeit, die Bismarck Arbeiterzwang nannte. Der Kaiser wünschte ebendie wirtschaftlich-sozialen Reformen, denen sich der Kanzler seit langem öffentlich widersetzt hatte. Der Schüler wuchs über die Grenzen, die der Lehrer sich und ihm steckte, hinaus; die junge Generation stieß wider die alte, auf deren eigenstem Wirkungsgebiete. Im Januar 1890 wurde das sichtbar. Der sterbende Reichstag sollte das Sozialistengesetz zur dauernden Einrichtung machen, eine Mehrheit wollte das nur unter Ausschaltung des Ausweisungsparagraphen (Seite 190), die Konservativen hatten es in der Hand, in diesem Falle, durch ihren Widerspruch, das ganze Gesetz zu stürzen. Sie fragten die Regierung, ob sie den Paragraphen aufgebe; Bismarck weigerte sich, das im voraus zu erklären. Er habe, so sagte er seinen Amtsgenossen, das Gesetz mit jener schroffen Bestimmung beantragt, er könne es ohne sie hinnehmen, aber nicht im voraus auf seine eigene Forderung verzichten: das heiße, die Regierung in das Schlepptau des Reichstages geben; und in der Tat widersprach dies seiner stets und laut verkündeten und betätigten Regel. Dahinter freilich stand sein Wunsch, auf eine spätere Wiederverhärfung des Gesetzes nicht, durch vorzeitige Zustimmung zu dessen Abstumpfung, dauernd zu verzichten. Ja, im Grunde mag er wohl gewünscht haben, das Gesetz, wenn er es jetzt nicht in alter voller Form bekommen könne, lieber ganz fallen zu lassen, damit er — denn man war im Bürgertume an ein Sozialistengesetz gewöhnt und schien es nicht entbehren zu können — für künftige Wahlen den Schlachtruf behalte: es geht nicht ohne dieses Gesetz, wir müssen eine Mehrheit haben, die es sichert. Jedenfalls haben die Konservativen so gehandelt: da die Regierung sie nicht offen

zur Nachgiebigkeit aufforderte, ließen sie das Gesetz verfallen. Der Kaiser hatte es, ohne die Ausweisung, annehmen wollen; hierüber und über die Grundsätze des Arbeiterschutzes und der Sozialpolitik kam es im Kronrate am 24. Januar 1890 zwischen ihm und dem Fürsten zu einer scharfen Auseinandersetzung. Bismarck erklärte ihm, ohne Kampf werde er doch nicht durchkommen, der Kaiser, sich zurückhaltend, wies alle Gewalt, zumal für diese Jahre seines Anfangs, von sich. Er wolle die Revolution bekämpfen durch rechtzeitige Reform. Durch diese Sitzung ging ein Klang wie das Knistern eines kommenden Auseinanderbruchs.

Das Sozialistengesetz fiel; es ist auch später nicht erneuert worden. Die Arbeiterschützentrübe nahmen ihren Weg. Der Kanzler kam an jenem 24. Januar unmittelbar von der Reise, er war erregt und angegriffen; in den Tagen danach lenkten beide wieder ein. Bismarck überließ das Handelsministerium dem entschiedensten Parteigänger der kaiserlichen Gedanken im hohen Beamtentume, Herrn von Berlepsch, er hat damals und weiterhin die kaiserliche Sozialreform gekennzeichnet als etwas, das er zulassen könnte, obwohl er es nicht billigte; er selber gab den Erlassen, die den Arbeiterschutz verkünden sollten, die letzte Form. Das ist wohl unzweifelhaft: im Grunde sah er in diesen Plänen jugendliche Bestrebungen, die zu nichts Gutem führen könnten und sich selber bald widerlegen würden, die man gewähren lassen könnte mit der Absicht, sie unterwegs einzuschränken und früher oder später zurückzunehmen. War zwischen dieser Gesinnung des Kanzlers und der des Kaisers ein Ausgleich möglich? Für eine Weile doch wohl; die Minister, auch der alte Gehilfe von Bismarcks Sozialpolitik, Herr von Bötticher, standen, nach ihrem eigenen sozialpolitischen Bekenntnisse, hinter dem Kaiser, den nicht sie auf diese Pläne hingedrängt hatten, der Reichstag tat es ebenfalls. Diese Kräfte waren so stark, daß man sich ausdenken kann, sie hätten sich, bei schonender Vorsicht und allmählicher, langsamer Betätigung, dem Kanzler aufzwingen können. Freilich, der alte Reichstag war zu Ende, die

Wahlen standen vor der Tür und riefen nach einem Programme, der Kaiser wollte nicht warten. Der Bruch mit Bismarck war ein schwerer Entschluß; es handelte sich um den Gründer des Reiches, um den Träger unermesslicher Werte für das Gefühl der Nation und für die Stellung Deutschlands in der Welt, um eine Dankeschuld, die gar nicht auszurechnen war, um geniale Kräfte, die noch sehr schwer zu entbehren und vielleicht niemals zu ersetzen waren. Ein Zusammenstoß mit ihm traf das Reich und die Nation mitten ins Herz. Er selber erwog, ob er gehen müsse; am 24. Januar hatte er es ausgesprochen. Ihm natürlich erschien jene Politik, gegen die er sich wehrte, in sich unheilvoll; er hatte sachlichen Grund, ihr Widerstand zu leisten, und zu bleiben. Er wünschte zugleich zu bleiben: sein innerstes Wesen war mit seinem Berufe, mit seiner Macht verwachsen; sie aus seinem Dasein herausreißen, hieß sein Blut verströmen. Ein so großer Mensch der Taten klammert sich an seine Welt. Der Gedanke, das Leben seines Lebens lassen zu müssen, war von unendlicher Tragik. Tragisch aber war die Lage selbst: die beiden Generationen, die erste und die dritte, Stirn an Stirn gegeneinandergestellt, voll natürlich widerstreitender Triebe nicht bloß des Ideals, der politischen Weltansicht, sondern des Alters selber, des Betätigungsdranges, der bei beiden gleich groß und durch die Jahre so verschieden gefärbt war, und vor allem: der beiden Persönlichkeiten. Sie wollten beide herrschen, und der junge Kaiser wollte es, nach Alter und Temperament, unmittellbarer als sein greiser Großvater. Der Aufeinanderprall lag allzu nahe; und ein Unglück war er ebenso gewiß. Gab es Mittelwege? Konnte man aufeinander Rücksicht nehmen? der Notwendigkeit eines Ausgleiches Opfer bringen? Aber war solche Rücksicht möglich? Ein Jahrzehnt hindurch war das innere Leben Deutschlands in unerhörter Großartigkeit nach einer Richtung geführt worden; das Bedürfnis nach sachlicher Ergänzung, nach Gegengewichten — in der sozialen, auch in der Verwaltungs- und Steuerpolitik — war lebhaft. Noch mehr:

der Gegensatz der beiden Persönlichkeiten selbst war kein Zufall. Bismarcks Geschichte wies uns ja immer wieder auf jenen Kampf zwischen König und erstem Minister hin, der die Geschichte der Monarchie überall erfüllt; in dem konstitutionell gewordenen Königtume, in dem der Minister sein eigenes Recht zu wahren hat, ist er doppelt schwer zu vermeiden. Wir sahen ihn zwischen Wilhelm I. und Bismarck, in langer Entwicklung; es konnte keinen bedeutenden Herrscher geben, dessen Natur so sehr dazu geeignet war, diesen Gegensatz zu überwinden, wie die des alten Königs und Kaisers; und auch zwischen ihm und seinem großen Diener hatte er, nach menschlicher Art und nach dem Zwange der Institution, doch erst und doch immer wieder überwunden werden müssen. Jetzt war alles verschoben. Es war für beide Männer ein Schicksal, daß sie so nebeneinander stehen mußten; in Bismarck wirkte die Erbschaft seiner Königstreue, in Kaiser Wilhelm das Erlebnis von Bismarcks Größe, das auch seine Jugend durchströmt hatte: und doch trieb sie Alles gegeneinander, sie mußten sich stoßen. Eine so ungeheure Autorität, ein so überschattender Weltruhm war für einen Herrscher, der Alles erst werden sollte, aber durchaus etwas werden wollte, eine Last; eine Last lag auch in der Fülle von Gegnerschaften, die sich naturgemäß in dreißigjährigen Kämpfen an Bismarcks Gestalt geheftet hatten: ein neuer Minister trug nicht so viele Überlieferungen von Feindseligkeit mit sich und in den Reichstagskampf hinein, wie dieser Titan. Aber allerdings auch nicht seine Größe. Sein Dasein selber war doch zur Institution geworden; sie auszureißen, riß auch in das deutsche Leben eine Lücke und eine Wunde.

Es sind Versuche gemacht worden, den Mittelweg zu finden. Bismarck bot dem Monarchen den Rücktritt aus seinen preussischen Ämtern, aus der inneren Politik, den Rückzug auf das Reich und auf das Äußere an. Der Kaiser nahm das Angebot hin. Es scheint gelegentlich der Wahltag, der 20. Februar 1890, als

Zeitpunkt für diese Neuordnung, die man eben hierdurch als unabhängig von aller Volksabstimmung kennzeichnen wollte, in das Auge gefaßt worden zu sein. Dann erhoben sich Bedenken; ließ sich Preußen und das Reich teilen? konnte der Reichskanzler bestehen, ohne die Grundlage des preußischen Ministeriums? zerstörte ein freistehender Kanzler nicht das ganze Gefüge des Bundes? Und ferner: konnte ein Bismarck sich auf das Altenteil der auswärtigen Politik wirklich und dauernd beschränken?

Die Wahlen fanden statt; das Kartell war mürbe, der starke Antrieb von 1887 in der Unsicherheit, der Zwiespältigkeit, der dadurch bewirkten Führerlosigkeit der zwei letzten Jahre gebrochen; die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar hatten das erregende und verwirrende Programm einer neuen, arbeiterfreundlichen Sozialpolitik, Arbeiterschutz und internationale Konferenz, in das Land geworfen, aber keine Regierung hatte die Wahlen geleitet. Sie brachten eine Niederlage des Kartells, der Mittelparteien, ein Anwachsen der Extreme, auch der Sozialdemokratie, und die alte Ausschlagskraft für das Zentrum. Fünf Tage darauf trat Bismarck mit neuen Vorschlägen vor den Kaiser. Er wollte bleiben, mindestens zunächst, für einige Monate, und in allen seinen Ämtern: er wollte vor diesem Reichstag erst recht nicht weichen; er wollte eine einheitliche Regierung wiederherstellen, die der gegenwärtigen Mehrheit entgegentreten und eine künftige Mehrheit heraufführen könnte. Er wollte durch die große Heeresreform, die der Kriegsminister Verdy damals noch plante, durch die Rückkehr zur wahren Allgemeinheit der Dienstpflicht, durch eine sehr starke Erhöhung also der Armee, auf den feindseligen Reichstag wirken: zwingend, zerdrückend, auseinanderreibend, im Sinne der Erfahrungen seiner eigenen Geschichte von 1862 bis 1887. Er wollte dieses große nationale Sprengmittel von neuem in den Dienst des inneren Kampfes stellen; eine Reichstagsauflösung, wenn es sein mußte, zwei; er wollte den Kaiser auf diese Bahn der Stärke und des „Fechtens“ mit sich reißen. Natürlich wäre es der Streit zugleich mit der

Sozialdemokratie gewesen, den er ja niemals vorgehabt hatte aufzugeben. Im Januar hatte er wohl das Sozialistengesetz in ihm als Waffe verwenden wollen, jetzt, großartiger, vor allem das Heeresgesetz.

Er rang um die Seele seines jungen Herrn; er sah ihn auf Bahnen, die er für ziellos und schädlich hielt; der Kaiser schien ihm geneigt, der Flut nachzugeben, er wollte ihn nach seiner heldenhaften Art zum Steuern gegen die Flut bewegen, ihn für seine Methode der inneren Politik zurückgewinnen, und damit zugleich die Regierung zurückgewinnen für sich. Er glaubte, im Herzen Wilhelms II. die verwandten Saiten gerührt zu haben.

Er hat damals wohl auch der Möglichkeiten weiterer Entwicklung gedacht: nach zwei erfolglosen Reichstagsauflösungen, wenn es sein müsse, eine Verfassungsänderung. Gesprochen hatte er (Seite 194) von solchen Möglichkeiten dann und wann auch früher. In Zeiten des Kampfes und des Grolles gegen eine ungeberdige Mehrheit stellte er gelegentlich das Recht seiner eigenen Gründung in Frage. Wir sahen: auch das allgemeine Wahlrecht verurteilte er dann; er hielt es nicht für unanrührbar; er hatte es gegeben, aus politischen Notwendigkeiten einer großen Aufgabe heraus; die veränderte Aufgabe konnte zu seiner Zurücknahme führen. Er hat Mittel und Wege erörtert: Abschaffung der geheimen Abstimmung; Aufhebung des Stimmrechtes für solche, die sich klärlieh als Todfeinde des bestehenden Staates bekennen und somit gar kein Recht auf die Stimmabgabe in diesem Staate besitzen können, das heißt für Sozialdemokraten; man kann ihnen das Stimmrecht etwa gerichtlich aberkennen lassen. Aber wie kann die Verfassung in diesem Sinne geändert werden? der Reichstag wird es nicht tun; aber die Regierungen können es tun. Bismarck hat sich wohl als Weg eine Aufhebung des Bundesvertrages durch die Bundesregierungen, für ganz kurze Frist, gedacht; sie schließen ihn dann wieder in veränderter Form, das heißt mit einer neuen Bestimmung über das Wahlrecht. Das wäre der Staatsstreich

gewesen; daß er für Bismarck unausdenkbar gewesen wäre, kann man nicht behaupten. Den Widerstand der Straße, der sich gegen die Auflösungen des Reichstags, gegen die Änderungen des Stimmrechts erheben mochte, hätte er nicht gefürchtet. Man kann aus seinen Äußerungen ein System zusammenstellen, das einheitlich erscheint und eines dämonischen Zuges, auch eines Bismarckischen Zuges nicht entbehrt. Er liebte es, in seinem rastlos arbeitenden und rastlos kämpfenden Geiste die Dinge in alle ihre Aussichten hinein durchzudenken; er muß seinem Herrscher damals den Kampf gewiesen haben, also auch Wege, die man dann gehen könnte; es lag ihm daran, das Außerordentliche aufzunehmen und dem jugendlichen Kaiser nahezubringen. Geistreiche Beurteiler haben gemeint, auf einen solchen Anschlag, von großartiger und rücksichtsloser Einheitlichkeit, gehe Bismarcks ganze Politik zum mindesten seit dem Januar 1890 notwendigerweise handelnd aus: nur so habe er einen guten Reichstag, ein Regierungswerkzeug erhoffen können; er müsse große, ganz bestimmte Anschläge gehabt haben, denn das Gegenteil würde ein Erlahmen und Versumpfen bedeuten, und dieser Plan sei sein heroischer letzter Lebensplan gewesen. Es wird erlaubt sein, daran zu zweifeln. Der Bismarck, den wir sonst kennen, war kühn und furchtlos genug; auch das Außerordentliche lag in seinem Bereiche, und wenn es sein mußte, das Schwerste. Dämonisch war die Sicherheit und Überlegenheit seines Ganges und seiner Mittel wohl, und seine Gedanken und Worte flogen in Zorn und Mut dem Äußersten entgegen. Aber sein Handeln pflegte doch, in allen großen Dingen, sehr fest auf der Wirklichkeit, auf dem steten Wechsel der Antriebe, die jeder Tag bringt und jeder Tag verwandelt, zu haften; von ihnen ließ er es unablässig regeln und ändern; Menschenverstand und Nüchternheit waren in ihm sehr stark. Ehe er handelnd zum Äußersten gegriffen hätte, mußte sich dieses Äußerste ihm doch wohl sehr unabweisbar aufdrängen. Jener Plan, einheitlich wie man ihn aufstellen kann, mochte ihm als psychologisches Wirkungsmittel

dienen, und für den Fall der höchsten Notwendigkeit hätte er wohl den Mut gehabt, ihn zu vollziehen. Aber Bismarcks praktische Politik an ihm, wie an einem festen, maßgebenden Systeme, zu orientieren, das scheint mir eine künstliche, fast eine bengalische Beleuchtung zu sein, und Bismarcks Wesen verlangt das Tageslicht. Man hat gemeint, er sei gestürzt, weil die Wahlen von 1890 ihm einen unüberwindlich feindlichen Reichstag entgegengestellt hätten, mit dem er nicht existieren konnte: so sei ihm nur der Staatsstreich oder der Sturz offen geblieben. Bismarck sah noch einen dritten Weg: er berief (am 12. März) Windthorst und verhandelte mit ihm, wie er mit ihm über die früheren Reichstage seit 1878 verhandelt hatte. Er lenkte einfach auf seine alte Praxis zurück: Mehrheiten aus den Parteien, wie sie gerade sind! Seinen wirklichen Gang würde ihm die Taktik des parlamentarischen Spieles, dessen Meister er war, vorgeschrieben haben: war dieser Reichstag wirklich schlimmer als der von 1881, ja als der von 1884? An die Auflösung mochte er denken; die großen tragischen Mittel mochten über seinen Pfaden schweben, und ihm helfen, des Kaisers sicherer zu werden; sein Weg führte, nach aller Wahrscheinlichkeit seiner Geschichte, auf weitaus nüchternerem Boden über die tägliche Wirklichkeit hin. Daß ihm dieser Weg versagt geblieben ist, das stammte nicht aus einer unlösbar schwierigen allgemeinen Lage oder einer Erschöpfung aller regelmäßigen Mittel seiner Politik her; das stammte lediglich aus dem persönlichen Willen Wilhelms II. Der Kaiser dachte gar nicht daran, vor einer Reichstagsmehrheit zu kapitulieren oder auch nur diesen einen Kanzler ihr zu opfern; er hat später diesen selben Reichstag wirklich aufgelöst, über einer Militärfrage, er hat jahrzehntelang das alte Spiel Bismarcks zwischen und über den Parteien fortgesetzt. Was er nicht wollte, das war eben das Bleiben Bismarcks; Bismarcks Sturz knüpfte an seine nüchterne Unterhandlung mit Windthorst an: nicht an den Starzflug grenzenloser Gewaltpläne, sondern an die nahen und nüchternen Fragen der täglichen Macht.

Ganz gewiß hat auch die Aussicht auf mögliche große Kämpfe, die Bismarck vor seine Phantasie gerufen hatte, falls sie den Herrscher wirklich im Augenblick entflammt haben sollte, ihn nicht gefesselt und auf die Dauer eher abgestoßen. Der Kaiser wünschte sich keinen Konflikt. Vielleicht hat er — in allen diesen Dingen kann man heute erst nur vermuten — von der Arbeiterschaft, jugendlich hoffnungsvoll und jugendlich selbstgewiß wie er war, mehr erwartet, als sie ihm dann lange gehalten hat. Enttäuscht worden ist auch er; zwanzig Jahre lang hat auch er den steten Kampf mit der Sozialdemokratie geführt, ziemlich früh sind seine Kanzler in eine fast Bismarcksche Stellung dieses Gegensatzes zu der einen Partei zurückgekehrt. Aber es ist wahr, und es ist eine der gewichtigen Tatsachen unserer neuesten Geschichte: vorher hat er den Arbeiterschut, den er 1890 verkündigt hatte, durchgeführt, und auch während jenes Kampfes hat er ihn vervollständigt. Er hat damit die Bismarcksche Sozialreform entscheidungsvoll und heilvoll ergänzt; und ebenso wie die bahnbrechenden großen Versicherungsgesetze, über allen Widerstreit der Parteien hinweg, für die Zukunft gewirkt haben, so hat es auch die Schutzgesetzgebung der neunziger Jahre getan: beide haben sie das deutsche Arbeitertum, trotz allen Widerstrebens, in das Gesamtleben gesunder und fester einfügen geholfen, als man ahnte; auch dafür ist, so dürfen wir vertrauen, 1914 der Tag der Ernte gekommen. Und daß ein offener Zusammenstoß zwischen Staat und Arbeiterstand ausgeblieben ist, ist sicherlich ein Segen. Wäre Bismarck 1890 im Sattel geblieben, zu einer klareren Gegenstellung der Regierung gegen die Sozialdemokratie, zu einem schärferen Kampfe wäre es gewiß gekommen — auch dann, wenn Staatsstreich und Verfassungsänderung in den Wolken geblieben wären. Um zwei verschiedene Stimmungen innerer Politik, das habe ich schon hervorgehoben, hat es sich immer gehandelt; der Gegensatz der zwei Generationen war immer in den beiden Männern. Aber wie stark der Gegensatz der persönlichen Geltung, der Gegensatz einfach von Monarch

und Minister, von Macht zu Macht war, das zeigt charakteristisch jeder weitere Schritt. Die Mischung ihres gegenseitigen Verhältnisses aus Grundsätzlichem und Persönlichem läßt sich nicht ausrechnen, und jeder Betrachter wird, mindestens bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens, vielleicht aber in aller Zukunft, das Eine oder das Andere stärker werten. Sicher durchdrang sich beides; das Persönliche hat möglicherweise überhaupt den Ausgangspunkt, sicher den Endpunkt der Reihe gebildet.

Bismarcks Versuch, eine konservativ-kerikale Mehrheit zu gestalten, war, angesichts dieser Verhältnisse an der Spitze der Regierung, wohl praktisch aussichtslos: die Konservativen wußten, wie es zwischen Kaiser und Kanzler stand, und die Anknüpfung mit dem Zentrum behielt der Kaiser sich selber vor; Windthorst hatte nach seinem Besuche das Gefühl, vom Sterbelager eines großen Mannes zu kommen. Bismarcks Ministerium zerfiel, auch ohne sprengende Mitwirkung seiner eigenen Mitglieder, deren Lage zwischen den zwei Feuern vielmehr unbehaglich genug war, durch den Widerstreit von Herrscher und Präsident ganz von selbst; die Minister haben sich lange bemüht, Bismarck zu halten, und womöglich auszugleichen; dann aber wirkte das Schwergewicht der monarchischen Macht. Bismarck stemmte sich ihm entgegen und berief sich zur Festhaltung seiner Autorität auf eine Kabinettsorder von 1852, die den Verkehr zwischen König und Einzelministern und die Einheitlichkeit des Gesamtkabinetts unter die Aufsicht des Ministerpräsidenten stellte; der König erfuhr davon und verlangte die Abschaffung der Order. In der ersten Hälfte des März hatte die fortdauernde Krise — denn eine Wirkung jenes Vortrages vom 25. Februar kann nur kurz gewesen sein — alle Stimmungen verschärft und verdorben; am 15. März führte der Kaiser eine mündliche Aussprache herbei, die in seinem Verbote selbständiger Verhandlung des Kanzlers mit parlamentarischen Führern und in Bismarcks runder Ablehnung dieses Verbotes gegipfelt und erregte Formen

angenommen haben muß. Damit war die Machtfrage ganz in den Vordergrund gerückt. Bismarcks Militärpläne gab der Kaiser jetzt ausdrücklich preis. Am 17. März kam die auswärtige Politik dazu: der Kaiser beschwerte sich, nachdem er Berichte des Konsuls in Kiew gelesen, in schneidenden Worten bei seinem Kanzler, daß er ihm diese Berichte über russische Truppenanhäufungen an der Westgrenze nicht längst vorgelegt und ihm damit eine furchtbar drohende Gefahr verhüllt habe. Den politischen Hintergrund dieses Tadelns durchschauen wir nicht klar; der Kaiser hatte vorher, über den Rat seines Kanzlers hinaus, an persönliche Anknüpfungen bei Alexander III. gedacht, den Zaren von neuem besuchen wollen, jetzt teilte er Bismarck mit, daß er die Reise zum Zarenhofe aufgeben müsse. Soeben stand die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland vor der Tür, und auch der Kaiser, so heißt es, wollte ihn erneuern. Warf jenes Billett die deutsche Politik gegen Rußland sachlich herum? Wandte sich der Kaiser auch hierin von der Bismarckischen Linie schroff zum Gegenteile, zu Österreich allein, hinüber? Jedenfalls: der Klang dieses Billetts war nicht zu mißdeuten, den letzten persönlichen Bruch enthielt es ganz gewiß.

Am selben und am folgenden Tage kam die unmittelbare Aufforderung zum Rücktritt und die beschleunigende Mahnung durch Kabinettsrat und Generaladjutanten; am 17. März teilte der Kanzler den Ministern den Rücktrittsentschluß mit, am 18. reichte er das Abschiedsgesuch ein, das ihm abverlangt worden war und das ihm zu einem Proteste gegen die Politik wurde, vor der er weichen mußte. Den sonderbar weiten und farbigen Hintergrund dieser Tage bildete die internationale Arbeiterschuttkonferenz, das Ergebnis der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar, und eine Zusammenkunft der kommandierenden Generäle. Den Vordergrund bildete der letzte Akt des Trauerspieles, nach der Art des Gegensatzes und nach der Art der Handelnden und der Hergänge ein Trauerspiel von Shakespearischen Zügen, weit ausgreifende sachliche Gegensätze — sie hatten jetzt alle Lebensgebiete

umspannt — ganz persönlich ausgefüllt und zuletzt ganz verschlungen von der Macht starker und leidenschaftlicher Männer, deren Geltungsdrang sich stößt und immer gebieterischer ausschließt und deren Schroffheit, so ahnen wir, von beiden Seiten her, immer härter aufeinanderschlägt: das Ende eine Wunde und ein Riß, der durch beider Dasein und durch das Empfinden der Nation hindurchging, ein Unheil, von dem der Betrachter sich wiederholt, daß es niemals eintreten durfte und daß es dennoch unausweichlich und, wie wir menschliche Dinge zu begreifen und sie zum Ganzen, zur Kette von Ursache und Wirkung zusammenzufügen pflegen, innerlich notwendig war. Daß in dem einmal unheilbar gewordenen Streite der Monarch sich und die Monarchie durchsetzte, war in dieser Monarchie, der Monarchie auch des Fürsten Bismarck, das Natürliche. Am 20. März wurde der Abschied erteilt; es war eine letzte äußerliche Bitterkeit, daß den warmen Worten der Entlassung und den Ehren, die sie auf Bismarck häuften, ein Herzogstitel hinzugefügt war, den er nicht gewollt hatte und den er entschlossen war, an der Stelle seines alten Adelsnamens, des Namens seiner Größe, nicht zu führen. Es war, nach seinen Berichten, ein letzter und schärfster innerlicher Stoß, daß die Männer, die seine und seines Sohnes Nachfolge übernahmen, ihn gehen ließen, ohne das Erbe seiner auswärtigen Politik mit ihm zu besprechen. Er nahm Abschied: von seinem alten Herrn im Mausoleum zu Charlottenburg, in Einsamkeit; vom Großherzog Friedrich von Baden, der einst in großen Tagen, wenngleich immer von der Grundlage einer andersartigen politischen Gesinnung aus, sein wichtiger Verbündeter gewesen war, in scharfer Auseinandersetzung über ihre Gegnerschaft der neuesten Zeit; vom kaiserlichen Paare, in Würde und Ruhe. Am 29. reiste er ab: auf den Straßen und am Bahnhofe begrüßte ihn die Trauer und die Liebe der Tausende mit erschütterter Huldigung. Der Genius der Reichsgründungszeiten sagte Berlin sein Lebewohl.

Zwölfter Abschnitt

Das Ende (1890 – 1898)

Am 1. April 1890 beging Fürst Bismarck seinen 75. Geburtstag in Friedrichsruh. Das einfache Haus über der langsam fließenden Aue, zwischen den niederen Hügeln des Sachsenwaldes blieb seine Heimat für seinen Lebensrest. In dem bescheidenen Zimmer, von dessen Wänden die Bilder seiner Könige und Friedrichs des Großen auf seinen Schreibtisch niedersahen, hatte er viele Jahre lang das Wichtigste seiner Arbeit getan, mit seinen vertrauten Sekretären, mit seinen Söhnen zusammen, in jenen unfehlbar einheitlichen Diktaten, denen die Staatschriften seiner Spätzeit entstammten, Diktaten von ebenso festen Formen, von demselben sicheren Gusse, wie früher die langen Niederschriften, in denen die eigene Hand des Gesandten und des Ministers der „angeborenen Tintenschau“ zum Troste Zeile um Zeile und Seite um Seite in geschlossener Wucht, steil, hoch und stark, hatte aufmarschieren lassen wie Regimentskolonnen zum Sturm. In diesen Wäldern war er einhergeritten und gefahren, mit Gästen, persönlichen oder staatsmännischen, in erholendem Umblide auf seine Bäume und Felder, in lässigem oder schaffendem Gespräche, oder einsam in gesammelter Denktätigkeit, die alle seine Pläne und alle Möglichkeiten seines Werkes im Inneren und Äußeren entwickelte und prüfte, damit er im Augenblick der Tat auf jede gerüstet sei. Jetzt brach die scharfe Spannung dieser Arbeit mit einem jähen Ruck ab, und der Schöpfer und Denker eines Reiches sollte, unfreiwillig genug, das gemeine Schicksal der Sterblichen tragen, ein Alter ohne

Taten, von seinem Werke getrennt. Sein Jugendfreund Graf Alexander Rehslerling hat ihn damals liebevoll besucht; aber die abgeklärte Weisheit des baltischen Philosophen hatte für Bismarcks Titanentum keinen Trost. Arzt und Umgebung lenkten ihn darauf, seine Denkwürdigkeiten zu verfassen, damit kam er allmählich, sehr langsam, in Fluß. Seine Seele konnte nicht anders als weiteratmen im Politischen.

Für die breiten Schichten der Nation, deren Begeisterung ihm vorher angehangen hatte, war sein Sturz ein betäubender Schlag; sie blickten mit Sorge auf seine Nachfolge und mit schmerzlicher Treue auf ihn: seine Entlassung und seine Gestalt sollten viele Jahre lang zwischen ihnen und der Reichsgewalt stehen. Aber sie waren lange ohne unmittelbares Organ. In den politischen Kreisen, zumal der Reichshauptstadt, haben wohl Viele damals und später die schwere seelische Gefahr, die in dieser Entfremdung ruhte, mit falschem Realismus zu gering geschätzt. Die Parteien und ihre Führer blickten rechnend und wartend auf den Kaiser und seinen neuen Kanzler, bequem war ihnen der alte Riese so wenig gewesen, wie es jemals ein großer Mensch, zumal in hohen Jahren, Politikern und Ministern gewesen ist, sie atmeten auf, wie es 1688 und 1786 auch geschehen war. Unter den hohen Beamten taten viele dergleichen: der Druck der Größe wich, und die Kleineren schnellten empor. Manche hatten ihr eigenes Werk zu vollbringen und freuten sich der geöffneten Bahn. Dem alten Meister wünschten viele sicherlich die persönliche Treue zu halten. Indessen er war in Ungnade geschieden, und die Erfahrungen an Menschen, die ihm nun bevorstanden, beschämten die Menschenverachtung nicht, die er, dem Schicksale seiner Stellung gemäß, längst in sich aufgespeichert hatte. Das benachbarte Hamburg streckte ihm freudig beide Hände hin, und er ergriff sie; von Anderen, aus den Schichten, in denen er gelebt hatte, fühlte er sich gemieden. Zur Reichsregierung stand er bald in einem Gegensatz, der persönliche und sachliche Beweggründe beiderseits vereinigte. Daß

er nicht zu schweigen gesonnen war, hatte er sofort merken lassen. Dann trat die politische Abweichung der neuen von der alten Zeit in Taten zutage, die ihn, so wie er war, zur Rede unter allen Umständen gezwungen haben würden.

In der auswärtigen Politik wurde das Steuer scharf herumgeworfen: Caprivi gab die ihm allzu „komplizierte“ Stellung Deutschlands zwischen den Ostmächten sofort auf und wies die russischen Anträge auf Erneuerung des Neutralitätsvertrages zurück; er trieb Rußland offen in Frankreichs Arme. Er lenkte ebenso offen zu England hinüber. Das blieb vier Jahre lang der Kurs. Dann brach die neue Richtung, die der Kaiser längst vorbereitet und angemeldet hatte, sichtbar durch, die Richtung auf eine grundsätzliche deutsche Weltpolitik. Sie gehorchte den Geboten der neuen Zeit und ging über die vorsichtige Zurückhaltung, die Bismarck in den Tagen seiner eigenen Weltpolitik gewahrt hatte, sehr bald hinaus; er fand sie allzu demonstrativ und nicht sicher genug nach ihren Mitteln und ihrem Verfahren; aber auch der Grundsatz selber sagte ihm nicht zu: er blieb auf kontinental-europäischem Boden, diese Fahrt ging in eine neue Epoche hinein. Auch die innere Politik packte im Reiche und in Preußen alsbald die Aufgaben an, die Bismarck zur Seite geschoben hatte: die Sozialreform durch Arbeiterschutz und die Finanzreform durch Miquels Einkommensteuer, die ebenfalls zugleich dem Gedanken der sozialen Gerechtigkeit huldigte. Die Handelsverträge Caprivis standen daneben: sie dienten dem deutschen Handel und der deutschen Industrie, aber die Landwirtschaft klagte über Schädigung. In allen Maßregeln dieser Jahre war eine veränderte Bewegung und eine starke Lebendigkeit, in manchen eine absichtlich betonte Abkehr von dem alten Systeme; das neue wollte sich und der Entlassung des Reichsgründers die einzige Rechtfertigung gewinnen, die es geben konnte, durch eigene schaffende Leistung. An Sicherheit der persönlich-politischen Führung der Dinge, an großer Einheitlichkeit und sachlicher Mächtigkeit stand es hinter dem „alten Kurse“

zurück, Gegensätze und Schwankungen traten empfindlicher hervor, das Temperament des jugendlichen Herrschers entlud sich in Stößen, die für die Zeitgenossen etwas Verwirrendes hatten, aus der geschlossenen reifen Festigkeit jenes Systems, das ich als ein System des Abschlusses beschrieben habe, drang die neue Regierung in das Dunkel der Zukunft hinaus, ebenso wie das neue Deutschland selber, unfertig, suchend, manchmal wohl auch irrend, nicht ohne Widersprüche und Sprünge. Das mochte unvermeidlich sein, und dem aus weiterer Ferne Zurückschauenden zeichnet sich schon heute dieses Jahrzehnt nach seinem Willen und seinen Schöpfungen in klareren, größeren Linien ab als einst dem Mitlebenden, dem sich dieser Unruhe des werdenden die Monumentalität der Vergangenheit wie in eherner Ruhe gegenüberstellte: auch sie war ja bewegt und kampferfüllt gewesen, aber freilich seit langem zusammengehalten von Einer gewaltigen Hand.

Dem Genius dieser Vergangenheit aber erschien die Gegenwart naturgemäß nicht nur unfertig und unsicher, sondern eben in dem, was sie Neues erstrebte, feindselig und schädlich. Und daß er dieser Wendung schweigend zusehen würde, konnte von Bismarck niemand erwarten. Gleich anfangs gewann er sich in den „Hamburger Nachrichten“ das Sprachrohr für die Publizistik seiner späten Jahre; andere Verbindungen, dauernde oder vorübergehende, und mündliche Äußerungen traten dazu. Seiner Stimme wurde mit Spannung gelauscht; ein benachbarter nationalliberaler Wahlkreis machte ihn 1891 zum Reichstagsabgeordneten, der Fürst nahm an, aber hat kein Parlament mehr besucht. Seine Urteile kamen aus der Einsamkeit von Friedrichsruh. Sie wurden schärfer, je deutlicher die politische Entwicklung weiterlief. Er war in schwerer Kränkung von Berlin geschieden, der Arthieb vom März 1890 hatte das Mark seines Lebens getroffen, der Beginn seiner offenen Opposition steigerte auf beiden Seiten den Groll. Dem Herrscher selbst gegenüber hielt er ihn in Banden; den Streit mit der Regie-

rung, den er nicht vermeiden konnte und wollte, führte er, wie er es lebenslang getan hatte, aus tiefer Leidenschaft heraus. Er wäre nicht Bismarck gewesen, wenn nicht ein starker Strom von Haß sich ihm auch in diesen letzten Kampf ergossen hätte. Der Biograph kann nur das Selbstverständliche sagen: auch dieser Kampf ist Bismarck und konnte weder unterbleiben noch anders sein. Er muß hinzufügen, daß auch dabei die psychologische Notwendigkeit für Bismarck zugleich eine sittliche war. Zusehen konnte er nicht, dazu griffen ihm die vaterländischen Dinge viel zu unmittelbar ans Herz; es ist ja gar kein Zweifel, er erfüllte durch seinen warnenden Widerspruch zugleich eine politische Pflicht; er verteidigte wie sich so sein Werk, er griff in seinen Gegnern die Gegner seines Werkes an, wie es in seiner Seele, Persönliches und Sachliches allezeit voneinander untrennbar, einmal lebte. Er wäre sich verächtlich erschienen, wenn er geschwiegen hätte. Und um korrekt zu sein, dazu war er sein Lebtag zu stark gewesen. Mit zahmer Selbstbeherrschung richtet man keine Reiche auf; es ist das Hochgebirge, in dem die Lawinen wahllos niedergehen, und nicht die Sandhügel bedrohen ihre Nachbarschaft mit Glutströmen aus den feurigen Tiefen der Erde. Der politische Genius blieb sich getreu, indem er weiterstritt, mahnte, anklagte, sammelte bis an sein Ende. Die politische Wirkung kann man umstreiten; daß diejenigen, die jetzt seine Stelle als Regierer auszufüllen berufen waren, sie als einen Schlag gegen seine eigene Vergangenheit empfanden, war unvermeidlich. Es ist an sich tragisch, den Mann der Tat und der Herrschaft auf den bloßen Widerspruch beschränkt zu sehen, den er als Minister an seinen Gegnern so oft als unfruchtbar verurteilt hatte. Und sicherlich erschwerte er seinen Nachfolgern ihr Werk; die gerade, die am eifrigsten monarchisch und reichisch fühlten, hielten zu ihrem alten Führer und konnten sich um so schwerer und langsamer zu der neuen Leitung des Reiches ein Herz fassen. Er schlug die Saiten an, die er schon vorher gelegentlich gerührt hatte: er beklagte, daß das wahre Leben des Reiches,

so wie er es wollte, im Reichstage keine bessere Stütze besitze, er rief die Sonderstaaten und ihre Landtage auf, sich mit den Reichsgeschäften überwachend zu befassen, Willkür und Einseitigkeit, wie er sie in Berlin an der Spitze zu finden meinte, im besseren Sinne des Reiches zu bekämpfen, er warnte vor absolutistischen Wünschen, die Staat und Nation gefährden müßten. Kein Zweifel: der Reichskanzler Bismarck hätte sich solche Angriffe schroff verboten und würde sie niederzuschlagen gesucht haben; den Altreichskanzler brachte der Widerstand gegen den neuen Inhalt und die neuen Männer der Reichspolitik zu einem Einspruche, der einen Widerspruch enthielt zu seiner eigenen Wirkenszeit. Er antwortete, daß die veränderte Lage ihn, den Mann auch heute noch von Monarchie und Reich, eben deshalb zum Widerstande zwingt; er trug seine Schöpfung auch jetzt noch im eigensten Inneren, er sah mit bohrender Sorge Bewegungen vollzogen, die ihm unheilbrohend waren für Deutschlands Zukunft und Bestand, er mißbilligte die innere, noch weit stärker, weit angstvoller die äußere Wendung, ihn quälte in unendlichen schlaflosen Nächten der Blick in eine düstere Zukunft, und ihn, der Deutschland gewesen war und blieb, erschütterte und empörte diese Angst im Herzen seines Herzens. Nur kleine Menschen begreifen in dieser Seelennot des Gewaltigen, der alle Dinge heiß empfand und alles Allgemeine in sein eigenstes Leben umsetzte, lediglich den persönlichen Groll; er hat auch diesen Kampf wie jeden seines Lebens mit seinem Herzblute bezahlt. Er mochte Recht oder Unrecht haben; es mochte in diesem Neuen eine unabweisbare Zukunft aufsteigen; auch der Drang Deutschlands in die Weite der Welt mochte unabweisbar und ein Zeichen des Lebens sein, das immer durch Gefahren hindurch seine Wege suchen muß: daß er vor allem die Schatten sah, war ebenso unvermeidlich, und er litt darunter und stritt darwider.

Dann wurde der persönliche Einschluß des Gegensatzes plötzlich verstärkt. Dem alten Fürsten, der zur Hochzeit seines Sohnes

nach Wien reiste, verlegte im Sommer 1892 ein offizielles Verbot aus dem Auswärtigen Amte den Zutritt zu Kaiser Franz Joseph und die gesellige Verbindung mit der deutschen Botschaft, durch jenen „Uriasbrief“, dessen Unbegreiflichkeit nur durch die soldatische Weltansicht des Generals von Caprivi begreiflicher wird: ihm erschien Bismarcks Opposition wie der Ungehorsam eines Offiziers, und er hielt es für angemessen, den Riesen zu maßregeln. Daß es ein ungeheuerlicher Fehlgriff war, zeigte der Erfolg. Bismarck richtete sich hoch auf, und der Widerhall des Erlasses war in ganz Deutschland eine leidenschaftliche Huldigung für den Gefränkten. Seine Rückreise durch Süd- und Mitteldeutschland wurde zum Triumphzuge; auf dem Markte von Jena erscholl die Stimme des Reichsgründers für Einheit und Reich, so wie Er sie verstand, und Einheit und Reich erschienen den Deutschen in ihm. Die Verbitterung mit allen ihren Wirkungen dauerte über ein Jahr; eine lebensgefährliche Erkrankung des Achtundsiebzigjährigen trieb dann den Kaiser, den Spalt, der durch das Herz seiner Getreuesten hindurchging, wenigstens äußerlich zu schließen. Es kam zu der Versöhnung vom Winter 1893/94, zu Bismarcks Empfange in Berlin. Es kam in innerer und äußerer Politik zu einer Wendung, die immerhin eine Annäherung an Bismarcks Bahnen bedeutete. Die Polenfreundschaft des neuen Kurses, die Gegnerschaft gegen Rußland trat zurück, Bismarck half die Deutschen in Posen und Westpreußen organisieren und traf dabei mit dem Kaiser besser zusammen als zuvor. Caprivi fiel im Oktober 1894, sein Nachfolger Fürst Hohenlohe suchte mit Bismarck Beziehungen von höflicher Freundlichkeit, in der Regierungspolitik stieg der Gegensatz zur Sozialdemokratie. Dem 80. Geburtstage des großen Staatsmannes versagte der Deutsche Reichstag seinen Glückwunsch: so stark wirkten die alten Kämpfe nach, solange der Kämpfer am Leben blieb. Aber der Kaiser sprach über dieses Nein das Urteil der Gegenwart, er kam nach Friedrichsruh, und die endlose Kette der Huldigungsfahrten von 1895 schloß sich an.

Tausende und Tausende sind damals in den Sachsenwald gezogen, wie Wallfahrer, aus allen Enden des Reiches und des Deutschthums; sie traten in Ergriffenheit vor diesen ersten Mann ihrer Zeit und ihres Volkes und erschauerten in Ehrfurcht unter dem Hauche der historischen Größe. Es wurde dem Achtziger zuteil, daß nach allem Widerstreite der letzten Jahre durch seine Stimmung und durch seine Äußerungen ein Klang des Friedens und der Bejahung hallte. Nicht daß der innere Unterschied der Menschenalter und der Persönlichkeiten zwischen dem Kaiser und ihm erloschen wäre; das war durchaus unmöglich; die Versöhnung konnte immer nur die Form und die Wirkung auf das Volk betreffen, und später drang der Inhalt doch wieder so manches Mal in aller Mächtigkeit zutage. Doch blieb das Verhältnis gewahrt, und 1895 übertönte die Größe des Zusammenklanges aller nationalen Mächte jeden störenden Laut. Am schönsten und reinsten damals hat der Altreichskanzler zu seinen Deutschen gesprochen als die verkörperte Nation. Er empfing sie alle, von dem Altane seines Gutshauses herunter, und die leise, hohe Stimme des alten Riesen drang den Laufenden in Ohr und Herz hinein. Er sprach zu den Söhnen jeder Landschaft von ihrer Heimat, ihrer Besonderheit und ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen; er kannte sie alle und traf ihren Klang. Er sprach auch zu jedem Berufe nach seiner Art; und wenn er sonst die wirtschaftlichen Bedürfnisse jeder Gruppe nach den Gedanken seiner Wirtschaftspolitik stark hervorhob, und die landwirtschaftlichen am stärksten, so ließ er damals alles zurücktreten vor Einheit und Reich. Es war wie eine Botschaft des Hochbejahrten, von seinem Lebenskampfe und dessen Früchten, die er den Volksgenossen und der Jugend auf die Seele legte, vereinigend, hoffnungsvoll, man hätte meinen können, in ruhiger Abgeklärtheit, in friedlicher Beisehung und fast Verklärung.

Indessen, die Gesamtheit seiner Worte in Rede und Schrift, all diese Jahre hindurch, ist doch nicht friedlich gewesen. Er

vertrat in wirren Tagen, in Tagen inneren Zweifels, den er selber hegte und verstärkte, für die Deutschen das Reich: keiner vertrat es höher, großartiger als er. Er blieb das Wahrzeichen der Einigung: dieses Gegengewicht gegen die Opposition, die er selber trieb, diese lebendig zusammenschließende Kraft, die auch damals von ihm ausströmte, soll niemand aus dem Bilde seines letzten Jahrzehntes und des gleichzeitigen Deutschlands streichen. Jedoch, im Kampfe des Tages überwog der Waffenlärm. Die lange Reihe der von Bismarck veranlaßten Aufsätze in den „Hamburger Nachrichten“ gibt das geschlossene Bild seiner Alterspolitik; neben den Hieben und Stößen der Abwehr und des Angriffes im Einzelnen umfaßt sie die größeren Darlegungen seines Systemes; sie grub, von den Reden begleitet, dessen Linien immer wieder tief und tiefer ein. Im Äußeren die Mahnung zur Vorsicht und Unabhängigkeit: mit und gegen Österreich, ganz überwiegend mit Rußland, ganz überwiegend gegen England, völlig gegen Frankreich. Im Inneren die Sammlung der Erwerbsstände, Schutzzoll, ein gesteigert agrarischer Zug, eine liberal-konservative Selbständigkeit auch gegen die Regierung, gegen die Bürokratie; Zurückhaltung gegen die Klerikalen, Kampf gegen die Polen und gegen den Sozialismus. In alledem war Bismarcks Methode und Bismarcks Persönlichkeit. Aber freilich, es war der späte Bismarck: der Kanzler der späteren achtziger Jahre setzt sich in dem Publizisten der neunziger unmittelbar fort. Es ist eine Fülle von Inhalt und von Weisheit in diesen Aufsätzen, natürlich alles auf den Streit des Momentes gestimmt; aber es ist mehr Dogmatismus darin, als in dem lebendigen Staatsmanne, wie er gehandelt hatte; es ist kein Werden mehr darin; wer zu allen den Fragen, die hier beantwortet wurden, die Haltung des politischen Genius feststellen will, wie sie im ganzen war, der muß über diese Äußerungen der Polemik und der Spätzeit in die Jahrzehnte des Handelnden, in das ganze Leben des Ministers hineingreifen, mit seiner Anpassung, seiner Entwicklung, seiner Triebkräftigkeit,

an der ja immer das Stärkste und Eigenste gewesen war, daß er jeder Dogmatisierung widerstrebte.

Über den Aufsätzen und doch gewissermaßen in derselben Reihe wie sie steht das literarische Hauptgeschenk dieser Jahre, die „Gedanken und Erinnerungen“. Wenn er in früheren Zeiten an Rücktritt und Ruhestand dachte, so nahm er sich wohl vor, alsdann von seinem Leben zu erzählen. Nun wurde es ihm doch, so scheint es, bitter-schwer. Sein alter Mitarbeiter Lothar Bucher, dessen Treue ihm nach Friedrichsruh nachgefolgt war, der es aber wohl nicht recht verstand, zu fragen und anzuregen, hat viel über die Langsamkeit geklagt, mit der der Fürst sich ins Sprechen bringen ließ, und wenn er sprach, so sprach er ihm zu politisch und zu wenig historisch. Dafür war er Bismarck! Schließlich hat Bucher, nach eigener Vorarbeit in den Friedrichsruher Archivalien, doch eine Menge von Einzelstücken mitschreibend aufgezeichnet, so wie der Fürst sie, frei oder antwortend, berichtend oder betrachtend, von sich gab; er stellte sie zu Kapiteln zusammen und die Kapitel wuchsen. Bismarck sah sie wieder und wieder durch; 1892 starb Bucher, 1893 wurde durch Cotta-Kröner ein erster Druck veranstaltet; auch diesen hat er wieder durchgearbeitet, bis in die letzten Lebensjahre hinein. Aber die Hauptmasse des Werkes stammt offenbar aus Buchers Tagen; sie gehört indes, trotz seiner ordnenden Mitwirkung, nach Inhalt und Form dem Fürsten selbst. Daß es ihm abgedrungen worden ist, spürt man wohl. Es ist kein einheitlich aufgebautes Ganzes; manche Kapitel zeigen in ihrem Mosaik deutlich die Zufälligkeit der Entstehung, andere, insbesondere die Reflexionen, scheinen in vollerm Zuge niedergeschrieben zu sein. Es ist kein literarisches Werk, trotz wundervoller schriftstellerischer Perlen. Es ist das Werk eines Mannes, der immer nur den Stoff und nicht die Form wollte, weder die Form im ganzen noch im einzelnen. Er hat diktirt und geschrieben, zwanglos, nach seiner Art, nach der Art des Geschäftsmannes; es ist sein Deutsch, selten so flüssig wie in seinen großen Briefen und Denkschriften, aber es ist

Bismarcksches und das heißt klassisches Deutsch, einfach, sachlich, plastisch, stets echt, und an einer Reihe von Einzelstellen wundervoll durchgeprägt zu starken schlagenden Worten, zu unvergeßbaren Epigrammen. Die in sich zusammenhängenden größeren Abschnitte sind von klarer Einheitlichkeit; wo er die Vorgeschichte der preußischen Politik, wo er die tragenden Kräfte des deutschen Staatslebens, wo er die Gefahren und Aufgaben der deutschen Diplomatie kritisch entwickelt, da spricht der große Meister geschlossener Darlegung und seine ungewollte Künstlerschaft der Form. Unvergleichlich ist, nach der Art der Zusammenfügung von lauter festbeobachteten Einzelzügen zu einem realistisch großartigen Ganzen, sein Bildnis Wilhelms I.; durch seine herbe Wahrhaftigkeit zittert der Herzenston leise hindurch, der seine Gedanken an „seinen König“ immer durchdrang, auch wo er mit ihm haderte. Die Gedanken und Erinnerungen sind hier und überall ein Selbstbildnis — nicht das Ergebnis von Selbstanalyse, Selbstentwicklung, von kunstvoller Selbstdarstellung; gerade aus der Absichtslosigkeit, die alle Dinge um ihres Inhaltes willen und nie um des Kunstwerks willen, auch nicht um irgendwelcher wissenschaftlicher Erkenntnis willen erzählt, aus diesem Gegensatz zu literarischer Absicht blüht die Eigenart Bismarcks so greifbar heraus. Seine Absicht verfolgt natürlich auch er, und sehr viel unmittelbarer noch, als ein Künstler es täte: seine Erinnerung steht im Dienste des Willens und des Kampfes. Das ganze Buch ist Kampf. Es ist ein Reichthum historischer Tatsachen darin; es sind Schilderungen von Bismarcks Beweggründen, Schilderungen von Hergängen darin, für die es keinerlei Ersatz geben würde, Dinge, die nur er so sehen und so überliefern konnte. Es sind unvergeßliche Schilderungen entscheidender Lebensstunden darin, dramatisch geschaut, passend, gerade in ihrer Schlichtheit der Wiedergabe; wer hätte ihn nicht vor Augen in Babelsberg 1862, in Nikolsburg 1866, in der Wilhelmstraße, vor der Emser Depesche 1870? Kein Historiker, natürlich, wird an diesem Buche, seinen Erzählungen, seinen Deutungen vor-

übergehen. Aber niemals erzählt er dem Erzählten selber zu-
 liebe; stets drängt er auf einen bestimmten Eindruck, eine
 bestimmte Auffassung, auf ein bestimmtes und zwar ein poli-
 tisches Urteil hin. Jede Selbstbiographie eines handelnden
 Menschen ist Handlung; Bismarck hat hier nur als Staatsmann
 geschrieben, nie als Biograph oder Historiker; wer das von ihm
 erwartet, wer enttäuscht ist, statt der Thaten Thaten, statt
 des historischen Verständnisses politischen Kampf zu finden, der
 hat ihm falsche Fragen gestellt. Unter dem Gesichtspunkte
 von 1890 bis 1893, von den Gegensätzen und Erlebnissen aus,
 die ihm da das Herz erfüllten und die es mit Sorge und mit
 Zorn erfüllten, aus der Absicht heraus, zu lehren, zu warnen,
 zu streiten, hat er auch dieses Buch geschrieben. Es überliefert
 — in starker Gedächtniskraft, wenngleich nicht ohne die Ge-
 dächtnisverschiebungen, die menschlich unvermeidlich sind —
 kostbare Erkenntnis auch für sein Leben, aber es will kritisch
 gelesen und rückhaltlos geprüft sein; das Verantwortungsgefühl,
 das hinter ihm steht, ist nicht das des Forschers, dem die Wahrheit
 über alles gehen soll, sondern das des Staatsmannes, der auch
 erzählend für sein Lebenswerk weiterschafft. Er ist nicht gerecht
 — dazu war er zu groß; er ist voll Grimmes auch in der Rückschau
 auf die Vergangenheit; auch bei ihm kämpfen die Toten und
 ihre Thaten ihren Kampf im Jenseits der Geschichte fort. Un-
 mittelbaren Wert, einen unmittelbarerem als die Erinnerungen,
 haben die „Gedanken“: monumentalere Sätze als die über
 Deutschlands Orientpolitik hat er nie geschrieben, auch hier,
 wie einst in den Briefen an Leopold Gerlach, legt der Staats-
 mann, der sich seinem Staate gleichsetzt, sein Bekenntnis ab und
 zeichnet er deutschen Staatsmännern mit unbedingter staatlicher
 Strenge das Ideal einer größtverpflichteten Pflicht. Da sprach der
 Bismarck, der er lebenslang gewesen war. Jedoch auch hier
 vergesse man nie: er sprach unter einer ganz festen Stimmung.
 Der ganze Bismarck ist weder in der Geschichte seiner Ver-
 gangenheit, wie er sie hier anschaut, noch in den Lehren, wie

er sie hier aufstellt: echter Bismarck wohl, überall ein Schatz von Genialität, von Erfahrung, von Kenntnis, von schneidendem Ernste, von großem Willen; aber es ist wieder der Bismarck der ersten Jahre nach 1890. Er denkt überall an die Probleme und Gefahren des Tages, er denkt an Kaiser Wilhelm II. und dessen Geschlecht: dagegen zürnt und streitet er an, dafür möchte er lehren und lenken. Und die Bitterkeit, die Schmerzen dieser Jahre durchdringen sein Buch. Wie wenige Begegnungen und Gestalten auf dem Wege, den er nachschreitet, deren er mit Wohlgefallen gedächte! er grollt, den meisten Einzelnen, den Gruppen und Parteien; er sieht Menschen und Dinge hart und scharf, von einer herben Menschenverachtung aus, die eben damals in ihm auf ihrer Höhe war. Und über allem Inhalte dieses Buches, so lehrreich und passend er ist, steht der persönlichste Inhalt, die Gestalt des Verfassers selber, die durch das Werk hindurchblickt: mit Traurigkeit und Bortwurf, überall fest, mannhaft, kriegerisch, aber anklagend und verdammend: das Bild des großen Menschentumes der Tat, das an seinen Siegen verblutet, das immer ringt und sich nie befriedigt, das Bild des gefesselten Titanen, der mit seinem Schicksale hadert und stärker als sein Schicksal bleibt, aber nicht in Versöhnung, sondern in Born und Kraft und trotzigem Willen, solange in ihm selber Atem ist.

Die Tragik des Genius und des Alters hat niemals ergreifenderen Ausdruck gefunden als in den Briefen, die Bismarck in der Mitte der neunziger Jahre an die ihm vertrautesten unter den Lebenden schrieb — in den Monaten vor und nach dem Tode der nächsten unter allen, seiner Frau (27. November 1894). „Die Leidenschaften der Menschen vertilgen sich gegenseitig, die Politik war die stärkste Forelle in meinem Fischteiche, sie fraß alle anderen und wurde mir schließlich dann selbst zum Ekel. Wollte ich sie heute betreiben, so wäre es eine Landpartie in Regen und Schmutz . . . Aber ich wäre gern ohne düsteren Blick in die Zukunft des Landes und unserer Kinder aus diesem Leben geschieden. Der Gedanke nagt mir am Herzen; ich lebe

zu lange . . .“ „Was mir blieb, war Johanna. Und heute alles öde und leer. Ich schelte mich undankbar gegen so viel Liebe und Anerkennung, wie mir im Volke über Verdienst geworden ist; ich habe mich vier Jahre hindurch darüber gefreut, weil sie sich auch freute, wenn auch mit Zorn gegen meine Gegner, hoch und niedrig. Heute aber ist auch diese Kohle in mir verglimmt, hoffentlich nicht für immer.“ Man weiß, sie glomm im nächsten Jahre, dem Jahre seiner Feste, wieder auf. Daß Feier und Liebe ihm seine Vergangenheit nicht ersetzen konnten, versteht sich. Er hatte sich in Jahrzehnten nach ungestörter Ruhe des Landlebens gesehnt: er konnte sie so wenig ertragen, wie Friedrich II., dessen Sehnsucht ähnlich war, die Ruhe der Mäusen ertragen hätte: Glück war ihnen beiden doch nur, mit all seinen Schmerzen und Bitterkeiten, ihr Beruf, der politische Kampf.

Und doch liegt über dem Bilde des greisen Bismarck zugleich der Zauber dieser Friedrichsruher Welt: so hat es sich damals, inniger und näher als zuvor, seinen Volksgenossen in die Seele geprägt. Tausende sahen ihn, im langen Mantel, mit Mütze und Stock, mit dem breiten Hute, unter den Baumwipfeln seines Waldes, und Tausende blickten in sein Haus und sein tägliches Dasein hinein. Man kannte ihn, inmitten der Seinen, oben am langen Tische, speisend — noch immer, trotz aller Leiden und mancher Verbote, in reckenhafter Freude am natürlichen Genuß; lesend, zwischen den großen Hunden, die ihn behüteten, in seinem Munde die große Pfeife, die großen Bleistifte in seiner Hand; plaudernd, in all der entzückenden Feinheit und all der blühenden Frische vergangener Tage; umgeben von der Frau, die sein Leben erwärmt hatte und es mitliegend und mithassend hegte, bis ihr eigenes erlosch, von Kindern und Enkeln, von den Freunden des Hauses aus Nord und Süd, den Hamburger Nachbarn im Sachsenwalde, dem Maler und dem Arzte aus Baiern: alles unbefangen, ursprünglich und ohnegleichen. Die selbstlos dankbare Liebe seines Volkes hatte ihn — es gibt

nichts Bezeichnenderes für den großen Kämpfer — menschlich überrascht; er staunte, und er freute sich ihrer; und er gab, ohne es zu wollen und zu ahnen, über alle seine politischen Gaben dieses Jahrzehntes, über alle seine Mahnungen und Lehren hinaus, als kostbarstes Gegengeschenk den Deutschen den freien Anblick der großen Persönlichkeit.

Das Ende seines Lebens knüpfte an seine Anfänge an: das Menschliche an ihm schloß sich zur sichtbaren Einheit zusammen. Er war jetzt ganz, was er im Grunde immer gewesen war: der Landedelmann. Er lebte in Wald und Feld; er war unzähligen Besuchern ein ländlich gastfreier, unbesorgt spendender Wirt. Er hatte das Geld immer verachtet: wenn er je einmal darum gekämpft hat, so geschah es in frühen Tagen aus Not, in späten aus Rechtsgefühl oder wenn man will aus Troß; er hat seine Macht und sein geheimes politisches Wissen niemals zugunsten seines Vermögens ausgemünzt, er dachte gar nicht daran; er gehorchte dem ererbten Triebe, den Überschuß seiner Einnahmen immer wieder in Landbesitz festzulegen. Er blieb auch dem Staate gegenüber Zeit seines Lebens Edelmann. Er züchtete die Achseln über den deutschen „Unteroffiziers“fehler der Sucht „nach Treffen“, nach Orden und Rang; auch als er Fürst und Kanzler war, stand das Selbstgefühl nicht nur des Genius, sondern des Herrn von Bismarck hoch über allen Ehren der Stellung und der Höfe. Er, der den Staat als Macht verkörperte, blickte allezeit mit elementarem Mißtrauen auf den Staat als die Organisation des Schreibertums. Der Gegensatz gegen die Bürokraten, die Geheimräte, die Paragraphen, gegen die Weisheit des grünen Tisches, gegen alle nachwirkende Überlieferung des mechanisierenden Polizeistaates im modernen Staate, derselbe Gegensatz, der ihn von früh auf den Angelsachsen nahegeführt hatte, Gegensatz und Ungerechtigkeit zugleich, begleitete ihn durch seine Politik; er war unzufrieden, daß er der ländlichen Selbstverwaltung nicht freieren Boden zu bewahren vermocht hatte; er verabscheute kollegiale Behörden von Jugend auf, aus der zeitlosen

Selbstherrlichkeit seiner Person und aus der historischen Empfindung des Aristokraten heraus, der seinen ländlichen Lebenskreis allein erfüllt. Zu den Hohenzollern stand er immer in der gefühlsmäßigen Treue des Vasallen, durch dessen Seele immer auch ein Rest des scharfen ständischen Stolzes weht: die letzten Jahre brachten es wieder ganz greifbar heraus, wieviel von dem altmärktischen Adelsstolze, den Friedrich Wilhelm I. dereinst 1722 den Bismarck vorgeworfen hatte, in ihm weiterlebte. Hingabe und Freiheit, beides war ihm ererbtes Bedürfnis, sein Herz verlangte danach, sie zu vereinigen. Er hat oft ausgesprochen, daß er seinen Königen am liebsten als Offizier gedient haben würde: auch das war tiefe Überlieferung. Er hatte auf den Höhepunkten seines Wirkens mit der Armee, mit den Generälen um die Macht gerungen; aber er war stolz darauf, daß die Armee ihm Unendliches zu danken hatte, und sein historisches Kleid bleibt die Uniform.

Jetzt freilich hatte der Rock des Gutsheeren auch sie verdrängt. Er hatte aufgeatmet, als ihn 1867 der Erwerb von Barzin, nach langen städtischen Jahren, wieder auf dem Lande ganz heimisch machte; der Zusammenhang riß seitdem nicht wieder ab. Die Städter erstaunten über seine ungeheure Kenntniss der ländlichen Natur: sie stieg in schlichter Liebe und tiefer Freude zum Einfachsten hinunter, zu jeder Blume, zum verirrtten Vogel, den er bemitleidete und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Jammer durchschüttelte. Er beseelte sich seine ländliche Welt, er spiegelte in ihr seinen Mut und seine Kampflust, seinen Tiefsinn und seine Zartheit. Er lernte früh als Jäger beobachten, abwarten, zustoßend handeln; er sah spät in dem Wandel des Jahres mit Ernst und Schwermut den ewigen Wechsel von Leben und Tod. Nur des ersten Vorfrühlings wollte er sich restlos freuen: in aller späteren Entfaltung meldete sich doch schon Verwelken und Sterben an. Er sah einen Müdenschwarm und sprach mit leiser Traurigkeit von der Lebensver-

schwendung der Natur: am Abend ist das alles hin, so nichtig ist das Dasein. Er träumte gern, und Wehmut und Sehnsucht lagen ihm immer nahe, wenn er sich selbst gehören durfte. Ist das ein Rest der Romantik, die dereinst so breit und weich durch seine Seele hingerauſcht war? Er hatte sie in seinem Verufe, in seiner Lebensansicht völlig überwunden und war für Deutschland zu ihrem Gegenteile geworden; von allen Auswüchsen der Romantik, von ihrer melancholisch spottenden Auflösung der Lebenswerte, die sie doch schwärmend verehrt, war in seiner klaren Männlichkeit längst kein Hauch übrig geblieben. Der Zug zu durchsichtiger Schwermut, der in ihm blieb, ist wohl älter in ihm als alle romantische Einwirkung und stammt, wie deren Möglichkeit selbst, aus den zeitlosen Tiefen der deutschen Empfindung und so aus dem innersten Kerne seines ursprünglichen Wesens — ganz wie der Zug zum Scherze, zum Witzwort, der ihm von Kindheit an eigen war und der dem norddeutschen Landmann ein Stück natürlichster Erbschaft ist. Bei Bismarck war das Epigramm, von Jugend auf, unliterarischer Herkunft; unliterarisch sahen wir den Schriftsteller Bismarck bleiben bis zuletzt. Ein Künstler war in ihm: aber ein unbewußter und niemals gewollter. Er hat wohl, als eine junge Freundin, der er schöne und von ihm liebevoll gepflegte Durchblicke wies, den Gutsherrn von Barzin scherzend beglückwünschte, wie er die Landwirtschaft so ästhetisch treibe, mit Ernst geantwortet: gewiß, und das müsse man bei allen Dingen tun. Er sah in seiner Welt mit liebevollen Augen das Schöne; er hatte den feinsten Sinn für vornehme Form, für sprachliche Reinheit, die empfindlichsten Organe für jede Übertreibung und jede Unnatur; er hat in Briefen und Reden und Denkschriften das Feinste und das Größte wundervoll gesagt. Das wurde ihm nie zum Selbstzweck; er hätte es dann als Absicht und als Vergeudung verworfen. Aber die Tiefe seines Wesens füllte dieser natürlich-künstlerhafte Drang. Auch die Feinheit seiner Nerven, die Erregbarkeit seiner Stimmungen, die Heftigkeit seiner Gemüts-

reaktionen hatte etwas von Künstlerart. Er entzückte seine Umgebung durch die Anmut in Bewegung, Ton und Gefühl; er war voll einfachster Bornehmheit und einfachster Güte. Er sann, halb scherzend, halb ernsthaft, mit einem Zuge von Naivität, von Lust zum Fabulieren, den Lebensrätseln nach und malte sich das Ewige gelegentlich fast wie Martin Luther in ganz menschlichem Bilde aus, wobei ihm die Gottheit in ihrer Aufgabensfülle etwa wie ein Fürst mit beigeordneten Ministern vor die spielende Phantasie trat. Nach allem, was wir wissen, und was wir erschließen können, blieb ihm, hoch über solchem liebenswürdigen Spiele, der Gottesglaube bis an das Ende erhalten — vielleicht einmal von harten und leidenschaftlichen Erlebnissen im Augenblicke geschüttelt, allem Dogmatischen wohl immer weiter entrückt, aber ein Glaube und ein persönlicher Verkehr von tragender Kraft. Er hat mit seinem Gotte gesprochen und zu ihm gebetet. Dem Manne der Wirklichkeit, der Beobachtung, der Nüchternheit blieb dieser Bereich geweiht und über alle Wissenschaft erhaben. Es ist nicht wahr, daß er naturwissenschaftlich gedacht habe: gerade der Naturforschung gegenüber blieb er skeptisch, er schöpfte vielmehr aus der Geschichte. Und auch in ihr suchte er nicht das allgemeine Gesetz, sondern die lebendige Kraft. Er wußte sehr gut, wie gebunden der Einzelne ist, und daß die Verhältnisse auch den Staatsmann führen und beschränken und ihm gebieten; aber nicht minder, daß nur der Einzelne Taten vollbringe. Er lernte aus den Erfahrungen der Vergangenheit nicht Regeln des mechanischen Geschehens, sondern Regeln der politischen Praxis; ihm spiegelte auch die Geschichte das Höchste wieder, was in ihm selber war, die entscheidende Kraft der großen Persönlichkeit. Und über allen den Feinheiten seiner reichen Natur stand in ihm selber doch, als das zweifellos Herrschende, diese Kraft.

Er kam aus festgefügtten Verhältnissen her und hat in ihnen gestanden bis zuletzt; das Königtum der Hohenzollern umhegte ihn, auch wo er ihm einmal widersprach, als selbstverständlich

oberste Gewalt. Ihr und den anderen Gewalten, die seine Geschichte hinzubachte, dem preußischen und dem deutschen Staate hat er sich dienend eingeordnet, er blieb ein Mitglied dieser gewachsenen Welt, und von der alles sprengenden Selbstherrlichkeit revolutionärer Helden ist in der Wirksamkeit dieses konservativen Helden nichts. Aber revolutionäre und sprengende Kräfte wirkten bei all dieser Selbstbeschränkung auch in ihm: das Widerspiel von Einordnung und Auflehnung, von persönlicher Suveränität und sachlicher Hingabe erfüllt sein Wesen mit innerem Kampfe und erklärt sein stetes Zürnen. Er erkannte die Lebensmächte, die ihn umgaben, an, er liebte sie, und sein Pflichtgefühl war von hoher Sachlichkeit — aber er war persönlich größer als sie und was er vollbracht hat, vollbrachte er durch die überragende Stärke seiner Person. Seine Leidenschaft war es, die ihn zum Helden machte; über allem Sachlichen und über aller Zartheit war sie für ihn die eigentlich bewegende Kraft. Wir spüren in ihm das Entgegengesetzte nebeneinander, abwartenden Willen und zuckende Reizbarkeit, selbstbezwingende Mäßigung und gewitterhaft stürmenden Zorn; wir fragen, ob es die Mischung seines Blutes aus Bismarck und Mendel war, die diese Gewalten in ihm neben- und gegeneinander gesetzt und in seinem Leben sich kämpfend entfaltet hat. Wir finden ihn stark und weich, tatendurstig und wehmutsvoll, wir finden Gemüthsbedürfnisse, die in seiner Jugend durchbrachen durch alles Ausstoben triebhafter Kraft, und die das Leben des Mannes und des Ministers stetig durchwärmten. Er liebte die Musik und ließ sie, bis in sein Alter, zu sich kommen, er liebte die ringende Tiefe Beethovens und die Schlichtheit des Volkslieds: er war kein Kenner, er schöpfte persönliche Nahrung aus ihr. Er griff zu den Klassikern unserer Dichtung, er las nach 1890 wieder den Julius Cäsar, die Räuber, den Wallenstein. Der Genius der Wirklichkeitsbetrachtung, des sprachlichen Maßes, dem wir ihn unwillkürlich zuordnen, Goethe, war ihm sonderbarer- und doch begreiflicher Weise am fremdesten; er war ihm

zu beherrscht. Er lebte wohl im Faust; charakteristisch, daß er ablehnte, ihn seine Bibel zu nennen, er kenne nur Eine heilige Schrift; aber auch so war es nur der erste Teil, dem alten Goethe verschloß er sich. In Schillers gewaltigem Lebensströme fand er sein eigenes dramatisches Temperament, in den Schicksalen seiner historischen Helden sein eigenes Blut und seine eigene Tragödie wieder, den Wallenstein las er in tiefer Nacht zu Ende und kam von der Spannung nicht los, als habe er ihn nie zuvor gekannt; und Shakespearisch war sein eigenstes Wesen von Jugend an. Auch in seinen Dichtern suchte und fand er sich selber, auch die Dichtung war ihm nicht künstlerischer Genuß, sondern Nahrung für die Bedürfnisse seines Empfindungslebens. Er sollte harmonisch werden, so riet ihm nach der Entlassung Graf Rehse; die unwillig erstaunte Antwort läßt auf den Grund seiner Seele blicken: wozu soll ich harmonisch sein? Bismarcks handelnder Genius war nicht auf Bescheidenheit und nicht auf inneren Ausgleich gekehrt, nicht auf die Schönheit der Regel, sondern auf die Kraft der Selbstbetätigung des mächtigen Einzelnen. Wie weicht er von dem Goethe ab, den Goethe selber aus sich machen wollte, von dem Manne der Selbstbeherrschung und der Selbstgestaltung: wie weichen seine Denkwürdigkeiten, unreflektiert, auf den bleibenden Kampf gerichtet, von Goethes wissenschaftlich-künstlerischer Selbsterklärung und Selbstdarstellung ab. Was in Bismarck Künstlertum war, das wirkte als Nebentrieb, formgebend, als ein verfeinernder und entzückender Hauch, aber niemals als führende, das ganze Leben meisternde Kraft. Was er an Selbstbeschränkung, an Zwang zur Unterordnung seiner Leidenschaft nötig hatte, das gab ihm die Religion, und auch in seiner Religion stieß sich Selbstherrlichkeit und Demut; was er an sittlichen Gewalten in sich trug und brauchte und betätigte, das war einfach und elementar; ein System konnte er nicht vertragen, und eine Bindung seiner Kräfte durch ein ästhetisch-sittliches Persönlichkeitsideal, wie das Goethesche, hätte ihn gelähmt. Auch in Goethe wehrte sich das

Titanentum ja immer wieder gegen solche Bindung, gegen seine Resignation; er aber war Künstler und Weiser, Bismarck war der Mensch der That. Er brauchte die inneren Gluten, die in ihm brodelten und drohten, zum Schmelzen von Stahl; er sprühte sie achtlos aus über die Welt ringsum, und ließ die zerbrechenden Kräfte in Flammen aus sich hervorgehen, das forderte sein Beruf. Er war der Staatsmann, der sich selber betätigen wollte und mußte; er wuchs über sich selber, über seinen Stand hinaus und wurde auf der Höhe seines Lebens zum Inbegriff von Staat und Nation: aber er konnte beides nur schaffen und erhalten durch die Entfesselung und nicht durch die Fesselung seiner persönlichen Stärke. Sie sog lebenslang ihre Kräfte aus dem Boden des Hauses, der Liebe, der einfach zarten Empfindung; sie wurde gesteigert durch die Reizbarkeit, durch die selbstverwundende Leidenschaft; aber wo ist im Grunde ein Widerspruch zwischen diesen Eigenschaften, die sich in ihm drängten und stießen? Alles lebendige Menschenwesen ist aus Gegensätzen gemischt, das größte und schöpferischste aus den größten; ich frage nach dem Genius, dem die Qual und die Kraft dieser Spannungen fehlte, und finde unter den Künstlern — vielleicht — ganz wenige, unter den Herrschern wohl keinen. Wer die Beschreibung von Bismarcks Seelenleben auf diesen Ton der Widersprüche abstimmt, der vergreift den Ton. Dem Deutschen, so scheint mir, sind diese Gegensätze von zart und rauh, von Güte und Beschaulichkeit und von stürmisch zorniger Gewalt, das Nebeneinander von schlichter menschlicher Liebe und von ausbrechender Leidenschaft, etwas ganz Selbstverständliches von Hause aus, das uns begreiflich und gar nicht erstaunlich erscheint. Wir kennen diese feinen und diese gefährlichen Mächte in Luther und finden da Blut von unserem Blute; auch in Friedrich und in Goethe und in Stein haben diese Ströme gerauscht; in dem thüringischen Bauernkel und dem altmärkischen Edelmannssohn sind sie am selbstverständlichsten und ursprünglichsten, und die Stärke von Bismarcks Wesen schließt alle die brausenden

Einzelquellen in majestätischer Einheit zweifelsfrei zusammen. Nur die Zerrissenheit kann dieses Schauspiel, wider Willen verkleinernd und schwächend, als Zerrissenheit schildern; der Klang seiner wirklichen Art ist Gesundheit, Größe und Naturgewalt.

Der ewige Heimatboden blickt durch alle Wellen dieses großen Daseins hindurch; er war ein Deutscher, so, wie wir das deutscheste am deutschen Wesen zusammenfassend und steigend preisen und in unseren Großen suchen und wiederfinden; ein Niederdeutscher im besonderen. Aber wie hat ihn die Liebe und das Verständnis seiner oberdeutschen Volksgenossen ergriffen! Er war das alte Preußen gewesen und ist Preuße geblieben: in seinen letzten Jahren so deutlich wie je. Er war seit einem Menschenalter Deutscher geworden und blieb und war das erst recht, ein Bindeglied zwischen seinem alten Staate und allem neuen Deutschen, ein Symbol nun auch des neuen Deutschlands und Deutschtums, das unter seinem Eindrucke entstand. Staatsgesinnung und Wirklichkeitsgeist, das sahen wir, hatte er mitgebracht und das trieb er der Gegenwart und der Zukunft ins Blut. Auch das junge Deutschland, das ihm in Hamburg nahe war und das über die Meere hinausdrang in die weiteste Welt, empfand sich als Bismarcks gleichen. Das Stärkste in Bismarck blieb das Stärkste im neuen Deutschland: die auf das Handeln gerichtete, gesunde Kraft. —

Sein irdisches Leben schritt, nach der letzten Höhe von 1895, langsam erlahmend durch die Jahre dahin, die ihm noch auferlegt war zu leben. Seinen Kampf führte er weiter, und seine Bekanntgabe des Geheimnisses seiner russischen Politik und ihres Abbruches durch seinen Nachfolger riß ihn im Herbst 1896 noch einmal tief in die Strudel hinein. Dann wurden Aufsätze und Ansprachen seltener und seltener. Seine Frau war tot; die Pflege seiner Tochter umhegte ihn; der Zufluß der Besucher mußte abgedämmt werden, Altersleiden wurden im letzten Jahre schwerer und schwerer, am 30. Juli 1898 kam das Ende.

Er ist im Sachsenwalde begraben, und seine Ruhestätte gemahnt ein wenig an die König Heinrichs I., des Sachsen, in Quedlinburg. Sein Riesenbild schaut aus dem Getriebe der nachbarlichen Großstadt auf die Elbe, auf Hamburgs Hafen hinaus: gesteigert in das Übermenschliche, zur Erscheinung des Schirmers und Mahners. Dem Deutschland zu seinen Füßen, dem heutigen Deutschland, ist er nicht der einzige Ausdruck der Güter, die es am höchsten hält; neben ihm steht, als das Symbol der geistigen Sehnsucht und ihrer schöpferischen Befriedigung, nach der Entwicklung dieser dreißig Jahre seit dem Beginne unseres letzten inneren Umschwungs (S. 216), von neuem heute jener andere, der ihm so mannigfach ähnlich war und mit dem er sich zu seinen Erdentagen doch nicht innerlich fand, Wolfgang Goethe. Neue Zeiten, neue Kräfte, neue Massen, neue Triebe des Geistes, der Freiheit, der Weltbewegung haben sich geltend gemacht und streben der Zukunft, der fortschreitenden Klärung zu. Sie ergänzen Bismarck, und Bismarck ergänzt sie. Er ist das Eisen im Blute dieser neuen Zeit, der Granit, auf dem ihre Mauern sich erheben. Er lebt sein Leben weiter und wächst und wandelt sich im Laufe der Geschichte, wie alle lebendigen Helden eines Volkes es tun. Er wird allgemach zum Gemeinbesitze aller, auch derer, die den Lebenden dereinst bekämpft haben und die er bekämpfte. Der große Krieg, den er einst gerungen hat abzuwenden und der doch um sein eigenstes Erbe geführt wird, als Prüfung und wie wir vertrauen als Bewährung und als Belebung, er hat Bismarck, scheinbar plötzlich, ganz an die Spitze seines Deutschlands gerufen: seine Einwirkung sprang mit einem Male aus allen Tiefen unseres Daseins hervor; was er in Nöten umstritten hatte, das erwies sich in überraschender Größe als seelisches Eigentum der ganzen Nation: Staat, Einheit, Reich und Macht. Seine Reden hallen von neuem durch Deutschland hin, und neben Friedrich dem Großen und Blücher, neben Kaiser Wilhelm und Moltke zieht er segnend und stärkend mit auf die Schlachtfelder hinaus. Der Gedanke der Nation hat sich breit und tief ausgewachsen, über

seine Tage hinaus, und durchdringt unser Leben. Seine irdische Gestalt mit ihren unvergeßlich und unerschöpflich menschlichen Zügen wird ihre Fragen von neuem stellen an jedes neue Geschlecht, an dessen historische Erkenntnis und dessen politischen Willen. Seine ewige Gestalt, das, was er als Name und Begriff, als Idee des Deutschen, überpersönlich und beinahe unpersönlich, dem Deutschtum bedeutet, das schwebt wie ein Feuerzeichen in Dunkel und Nacht vor seinem Volke einher, es wird mit seinem Volke aufsteigen und müßte mit ihm versinken. Es ist unser Glaube an Deutschland, daß auch dieser Bismarck leben und wachsen wird, und daß seine beste und größte Wirkung und Wirklichkeit noch vor ihm liegt.

Die Bismarck-Literatur
des Gotta'schen Verlages

Otto Fürst von Bismarck:

Gedanken und Erinnerungen

Neue Ausgabe. Zwei Bände. Groß-Oktav. Mit einem Porträt und einem Faksimile

In Leinen gebunden M. 12.—, in Halbfranz M. 14.—

Volksausgabe. Zwei Bände. Oktav. Mit einem Porträt

In Leinen gebunden M. 5.—

Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egellhaaf

In Leinen gebunden M. 1.80

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen

Zwei Bände

In Leinen gebunden M. 12.—

In Halbfranz gebunden M. 18.—

Einzelausgaben:

Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Mit einem Bildnis des Kaisers und 22 Briefbeilagen in Faksimiledruck

In Leinen gebunden M. 6.—

In Halbfranz gebunden M. 9.—

Aus Bismarcks Briefwechsel

In Leinen gebunden M. 6.—

In Halbfranz gebunden M. 9.—

Briefe an seine Braut und Gattin

Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträt-Beilagen. Vierte Auflage. Mit Ergänzungsband: Erläuterungen und Register von Horst Kohl

In Leinen gebunden M. 11.—

Briefband allein in Leinen gebunden M. 8.—

Briefe an seine Braut und Gattin. Auswahl

Mit einem erläuternden Anhang herausgegeben von Eduard von der Hellen. Mit drei Bildnissen

In Leinen gebunden M. 2.—

In vornehmem Geschenkband M. 3.—

Otto Fürst von Bismarck:

Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71

Mit einem Titelbild und einem Brief-Faksimile

In Leinen gebunden M. 2.80, in Halbfranz gebunden M. 4.50

Aus Bismarcks Familienbriefen

Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert von
H. Stelling

In Leinen gebunden M. 1.—

Briefe an den General Leopold von Gerlach

Mit Genehmigung S. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck
neu herausgegeben von Horst Kohl

In Halbfranz gebunden M. 8.—

Briefe des Generals Leopold von Gerlach an Otto von Bismarck

Herausgegeben von Horst Kohl

In Leinen gebunden M. 6.50, in Halbfranz gebunden M. 7.—

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck

Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von Horst Kohl.
Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach.

Vierzehn Bände

In Halbfranz gebunden M. 136.—

Bismarckreden. 1847—1895

Herausgegeben von Horst Kohl. 6. Auflage

In Halbfranz gebunden M. 6.75

Die „Bismarckreden“ enthalten eine Auswahl der bedeutendsten Reden des Fürsten Bismarck in einem Bande.

Gottlob Egelhaaf, Bismarck

Für das deutsche Volk dargestellt. Mit zwei Bildnissen
und einem Brief-Faksimile

1.—30. Tausend

In künstlerischem Umschlag M. —.40

Bismarckschriften

von

Erich Marcks:

Bismarck. Eine Biographie. 1. Band: Bismarcks Jugend. 1815—1848. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1909; verbesserter Neudruck, 16. und 17. Auflage 1915

Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. Berlin 1899

Kaiser Wilhelm I. Leipzig 1897, 7. Auflage 1910

Allerhand Bismarckaufsätze, von 1893 bis 1915, mehrere davon zusammengedruckt in Schmoller, Lenz, Marcks: „Zu Bismarcks Gedächtnis“, Leipzig 1899, und besonders in Marcks: „Männer und Zeiten“, Leipzig 1911 (7. und 8. Tausend 1912) Band II, dabei: Goethe und Bismarck, Bei Bismarck 1893, Trauerrede 1898. — Bismarck bis 1862: „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts“ 1905; Bismarck 1848: in „Das Vorlesungsgebäude in Hamburg“ 1911; Seelisches Leben 1849—51: in Cottas „Greif“ Dez. 1913; Schleswig-Holstein: in „Düppel 1864/1914“, Potsdam 1914; Bismarck: im „Bismarck-Jahr“, Heft 1, 1914; Bismarck und unser Krieg: in „Süddeutsche Monatshefte“ Sept. 1914; Vorwort zu „Erinnerungen an Bismarck“, Stuttgart 1915

